

KÄRNTEN DOKUMENTATION

Klagenfurt am Wörthersee 2016

Band 32
KÄRNTEN DOKUMENTATION

Dialog und Kultur.
Beiträge zum
Europäischen Volksgruppenkongress 2015
und
Sonderthemen

Herausgeber: Peter Karpf | Thomas Kassl | Werner Platzer | Wolfgang Platzer | Udo Peter Puschnig
Redaktion: Sabine Frenzl | Martina Janja Ogris

© Land Kärnten

Amt der Kärntner Landesregierung

Abteilung 1 – Landesamtsdirektion

Volkgruppenbüro

Bahnhofplatz 5, 9020 Klagenfurt am Wörthersee

Grafische Umsetzung und Layout: Alice Burger Grafik+Typografie, Klagenfurt

Druck: Steffan Druck KG, Völkermarkt

Die inhaltliche Verantwortung liegt ausschließlich bei den Autoren

ISBN 3-901258-23-7

Klagenfurt am Wörthersee 2016

Inhalt

ROMEDI ARQUINT Vom Minderheitenschutz zum Managing diversity	11
KARL HREN Zentrum oder Peripherie – die Bedeutung der Wirtschaftsentwicklung für Volksgruppen	16
KARL HREN Center ali periferija – pomen gospodarskega razvoja za narodne skupnosti	23
OSCAR KIESSWETTER Der Beitrag von Genossenschaften zur Stärkung von Sprache und Identität	25
ZALKA KUCHLING Večjezičnost kot poklicna prednost?	33
ZALKA KUCHLING Mehrsprachigkeit als Wettbewerbsvorteil?	35
REINHARD NECK Ökonomische Aspekte der Mehrsprachigkeit	39
VERA RATHEISER Diversity Management aus Sicht der Transkulturalität – Aspekte der Vielfalt und ökonomische Vorteile	45
BEATRICE UNGAR Plurikulturalität nicht Multikulturalität	63

Sonderthemen

MAKS DAKSKOBLER

Kritiki pripisujejo današnjemu zahodnemu družbenemu sistemu pospeševanje egoizma in nesolidarnosti, češ da si lahko vse in da lahko imaš vse, če se sam znaš ustrezno "pozicionirati" in prilagoditi. Tako nas dela poslušne sistemu in slepe za človeške potrebe soljudi.

Ali je res tako? Ali ni v zahodni družbi tudi veliko solidarnosti? 70

WALDEMAR GÜNTER KÖNIG/ERWIN JOSEF TIGLA

Volkszählungen in Rumänien und die deutsche Minderheit 73

OXANA MATIYCHUK

Stipendien der Alpen Adria Universität für ukrainische Studierende 81

OLENA KOST

Reflexionen zum Studienaufenthalt in Klagenfurt 83

OLYA DEMCHUK

Semester in Klagenfurt oder Golden-Age Syndrome 85

ANASTASIYA ZHOVNIRCHUK

Reflexionen zum Studienaufenthalt in Klagenfurt 87

WOLFGANG PLATZER/UDO PETER PUSCHNIG/IHOR ZHALOBA

Horst Schumi – ein Motor der österreichisch-ukrainischen Beziehungen 90

EVELYN POTOTSCHNIG

Frauen in der Kunst

Eine Emanzipationsgeschichte am Beispiel der Bildenden Kunst 100

MILAN PREDAN Skupni projekti so najboljši način za rušenje predsodkov	108
MILAN PREDAN Gemeinsame Projekte sind der beste Weg um Vorurteile abzubauen	115
PETRO RYCHLO „Sie sagten sich Helles und Dunkles“: Paul Celan und Ingeborg Bachmann als Liebespaar	124
OLEKSANDRA SAIENKO Ukraine - nicht mehr eine Terra incognita	138
WALTER SAUER Kärnten lokal – Afrika global Fünf Stationen	143
HEIMO STREMPFL Ingeborg Bachmann – Das neunzigste Jahr	149
MARJAN STURM Kärnten 2020 – eine Herausforderung für unsere Erinnerungskultur – Friedensregion Alpen-Adria	153
HELLWIG VALENTIN Verfolgung und Widerstand – Die Zeit des Nationalsozialismus in Kärnten Neonazismus unter Jugendlichen heute – und was man dagegen tun kann	159

Beiträge zum
XXVI. Europäischen Volksgruppenkongress
des Landes Kärnten 2015
am 27. November 2015 in Klagenfurt am Wörthersee

Volksgruppen – sprachliche Vielfalt – ökonomischer Vorteil

Vom Minderheitenschutz zum Managing diversity

Die nationalen Minderheiten und „kleinen Völker“ ohne eigenen Staat stehen alle seit Jahrzehnten vor existenziellen Problemen. Diese betreffen sowohl das traditionelle Siedlungsgebiet, das einer starken Erosion ausgesetzt ist, wie auch die Substanz oder mit Iso Camartin zu sprechen, deren Seele, die in der Einzigartigkeit jeder Sprache, Tradition und Kultur zum Ausdruck kommt. Jede Sprache eröffnet ein eigenes Verständnis des Menschen und der Welt, ein eigenständiges und unverwechselbares Verständnis der Welt (Humboldt).

Zunächst ein Blick zurück:

Das Schicksal dieser Sprachgruppen, Völker und Volksgruppen, ethnischen Gemeinschaften (oder wie immer wir diese benennen mögen) wurde in den letzten 150 Jahren wesentlich durch zwei Faktoren bestimmt:

1. Zunächst war es das Staatsmodell, das sich in Europa im 19. Jahrhundert als Nationalstaat durchgesetzt hat. Dieses Staatsmodell, das das absolutistische Ancien Régime ablöste, bot sich nicht nur als Gefäß für die Errungenschaften der Aufklärung und der französischen Revolution an, es leitete seine innere Bindung, die wir als nationale Identität bezeichnen, von der einen Sprache und kulturellen Verwurzelung ab, um die herum eine eigene Geschichte „konstruiert“ wurde. Die Erfindung des Nationalstaates strebte nach einer Symbiose von Staat (als Ordnungsmacht) und Volk (mit seiner einzigartigen und unverwechselbaren Seele). Für die nationale Identität wurde mit einem Phantasie reichum sondergleichen die Geschichte angepasst, Legenden und Mythen wurden erfunden. Bis die abstrakten demokratischen und rechtsstaatlichen Grundsätze sich gegenüber den etablierten Herrschaftsstrukturen durchsetzen konnten, vergingen jedoch noch lange Jahre. Die „kleinen Völker“ und nationalen Minderheiten trübten das Idealbild, bildeten den Stachel im Fleisch der Nationalstaaten. Für sie begann eine leidvolle Geschichte. Stichworte dazu: ethnische Säuberungen, Deportationen, soziale, sprachliche und politische Diskriminierung. Als roter Faden kann man von Assimilationsstrategien durch das Mehrheitsvolk und weniger von integrativen Strategien sprechen, selbst bei denen, die wie

* Romedi Arquint ist ehemaliger Präsident der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen – FUEV, Cînuos-chel, Schweiz

die Rätoromanen sich einer Luxusbehandlung rühmen können. Bei allem ist ein dramatischer Rückgang zu verzeichnen, an traditionellem Territorium wie auch an innerer Substanz, dies trotz zum Teil hart erkämpfter Rechte, die in nationalen Bestimmungen und in europäischen Konventionen und Chartas festgeschrieben sind.

2. Die zweite Herausforderung besteht in der Entwicklung, die wir unter dem Begriff der Globalisierung zusammenfassen können. Hier ist in erster Linie die seit dem Zweiten Weltkrieg eingesetzte Mobilität zu nennen, die etwa bei den Rätoromanen zur Folge hat, dass die traditionellen Siedlungsgebiete in ländlichen Gebieten überaltern und ausdünnen (Abwanderung der Jungen, Schulschließungen), während wie etwa im Engadin mit seinem hochentwickelten Tourismus der Bevölkerungsanteil der Zugewanderten derart zunimmt, dass die alteingesessene Bevölkerung zur Minderheit wird und selbst strenge Schutzbestimmungen nicht mehr greifen. Territoriale Maßnahmen allein verwandeln diese Gemeinschaften in exotische Nationalparks. Hier stellt sich die Frage nach dem Verhältnis und der Bewertung von Territorialität und Personalität. Die traditionellen in den europäischen Standards festgeschriebenen territorialen Schutzbestimmungen geraten in Konflikt mit den individuellen Grundrechten auf Selbstbestimmung und Sprachenfreiheit.

Damit komme ich zum Blick nach vorne. Ausgangspunkt ist ein Strategiewandel mit der Ergänzung des Schlagwortes Minderheitenschutz durch dasjenige des Managing diversity.

Ich beschränke mich wiederum auf zwei Hinweise:

Wenn der Staat im Bereich der Bildungspolitik als Ziel die Beheimatung der SchülerInnen in ihrer Erstsprache festschreibt – gemäß der Erkenntnis, dass dies eine Voraussetzung zur Entwicklung einer „intakten“ Persönlichkeit darstelle –, dann gilt dieser Grundsatz für alle traditionell auf dem Staatsgebiet lebenden Menschen. Der Staat ist grundsätzlich dem Prinzip der Gleichberechtigung und Gleichbehandlung verpflichtet. Ist es dem Staat ernst mit der Förderung aller im Staat anerkannten Sprachen und Kulturen, sowohl zur persönlichen wie auch zur kollektiven Identitätsfindung, muss er Rahmenbedingungen schaffen, die es erlauben, auch außerhalb der angestammten Siedlungsgebiete Minderheitensprachpflege zu betreiben. Gerne erinnere ich hier an den großen Philosophen und Staatsmann Karl Renner und an dessen Versuch, die multinationale Habsburger-Monarchie des 19. Jahrhunderts in einen modernen demokratischen Vielvölkerstaat zu verwandeln. Er scheiterte, zu stark spülte die Nationalstaatswelle jegliche Alternativen weg. Renner beklagte sich denn auch 1896 darüber: „Es ist sonderbar, dass

bislang der Staatswissenschaft das eigenartigste Staatsgebilde Europas so wenig Anregung geboten ist. Bei uns ist die Wissenschaft unpolitisch und vielleicht auch darum die Politik so unwissenschaftlich geworden.“ Eine Feststellung, die nichts an ihrer Aktualität eingebüßt hat. Renner unterscheidet zwischen dem Staat und der Nation. Der Staat ist ein Bund von Völkern, eine Föderation von Nationen. Die Zugehörigkeit zur Nation als Volk mit seiner je eigenen Sprache und Geschichte ist vom Staatsmonopol zu trennen und deren Instrumentalisierung durch autoritäre Demagogen (die Entwicklung im ehemaligen Jugoslawien der 90er-Jahre lässt grüßen). Sprache und Kultur sind die Angelegenheit der Völker und sind durch die jeweiligen Gemeinschaften autonom zu gestalten. Diese organisieren sich als eigenständige Korporationen des öffentlichen Rechtes. Der Staat hat dabei eine wichtige, auf der Koordination und der Einheit basierende Funktion. An die Stelle des Territorialitätsprinzips tritt bei Renner das Personalitätsprinzip. So wäre es möglich, schreibt er, dass in Prag die Deutschsprachigen deutsche Schulen besuchen können und in Wien kroatische Kinder eine kroatische Ausbildung bekommen.

Zum Abschluss zwei Thesen:

Die erste These: Der Staat schafft Rahmenbedingungen und Nischen im Bildungssystem, die es erlauben, auch außerhalb der angestammten Siedlungsgebiete Minderheitensprachpflege zu betreiben (wir kennen derartige Bestimmungen in Staaten, deren Minderheiten über kein festes homogenes Territorium verfügen wie etwa in Ungarn).

Die zweite These: Das Bildungssystem der Nationalstaaten verabschiedet sich vom ideologischen Ballast der Einsprachigkeit in Richtung Zwei- und Mehrsprachigkeit. Hier sollte die Empfehlung des Europarates umgesetzt werden, wonach zunächst die Amtssprache des jeweiligen Staates, dann die der Nachbarregionen innerhalb des Staates und schließlich Englisch zu lehren sei.

Macht schafft man durch Begriffe, so hat auch der Nationalstaat seine eigene Begrifflichkeit geschaffen. Die schwerwiegendste ist wohl die symbiotische Verwendung der Begriffe Nation und Staat, die zusammenbringt, was auseinander gehört. Die Sache wird noch komplizierter mit der Unterscheidung des Nationalstaates und der Staatsnation. Ein weiterer Begriff ist derjenige der nationalen Minderheit, der eine qualitative Größe zu einer quantitativen reduziert. Vielfalt wird zur Einfalt mit einer versteckten Botschaft des Widerständischen, mögen dies Religion, Rasse oder, wie in unserem Fall, die Sprache sein, die schnell zur ethnischen Differenz hochstilisiert wird. Interessant ist auch die Geschichte des Begriffes der Fremdsprache. Während Grimm unter dem Stichwort „Fremdsprache“ auf die Sprachen der Fremdlinge (der kolonisierten primitiven Völker) verweist, wird Fremdsprache plötzlich als Begriff für die europäischen Kultursprachen üblich.

Auch die Sprachphilosophie und Sprachdidaktik schleppt zahlreiche Überbleibsel nationalistischen Gedankengutes munter weiter. Dazu die Idee etwa, wonach eine gesunde Persönlichkeit auf einem einsprachigen Humus gedeihen müsse. Fichte warnt beispielsweise seine Tochter, sich in Paris nicht von der französischen Sprache prostituieren zu lassen. Auch wenn die sogenannte Defizithypothese aus der Literatur verschwunden ist, sie ist in der Dominanz der Einsprachigkeit des Schulsystems immer noch fest verankert.

Die Kenntnis anderer Sprachen ist zwar notwendig zur Kommunikation in einer globalen Welt. Wir streiten über das Wann und Wie der Einführung der langue 2 oder langue 3. Dieser Diskurs billigt allen anderen Sprachen als der Staatssprache in der Schule eine durchwegs zweitrangige Rolle zu. Zu sehr haben wir uns an die Beimischung der Nationalsprache durch nationale Identitätsfaktoren gewöhnt. Dass Sie mich richtig verstehen: Die Erstsprache der Schule hat eine bedeutende individuelle und kollektive identitätbildende Kraft, ihre Aufgabe ist es, neben den technischen Fertigkeiten die Humboldtsche Sicht der Welt deutlich zu machen, nicht aber den unreflektierten Transport nationalstaatlichen Identitätskitsches.

Ich verstehe unter Mehrsprachigkeit auch eine Identität stiftende, gesunde Persönlichkeit. Ich selber, aber auch alle Angehörigen der nationalen Minderheiten und kleinen Völker ohne Staat, beweisen dies täglich: Es ist durchaus möglich und normal, sich in zwei und mehreren Sprachwelten zu bewegen. Es ist sogar so, dass das einsprachige Weltbild durch das Eintauchen in eine weitere Sprache positiv befruchtet und erweitert werden kann, wobei „Eintauchen“ nicht dasselbe ist wie der praktizierte Fremdsprachunterricht. Zu diesen sprachphilosophischen und psychologischen Erkenntnissen kommen die praktischen: Eine global ausgerichtete Welt erfordert eine Kommunikation in anderen Sprachen. Es entspricht auch der Jugend, die ganz selbstverständlich in verschiedenen Sprachwelten zuhause ist. Sprachliche Grenzgebiete bieten in dieser Hinsicht eine einmalige Chance, die Kenntnis der Nachbarsprache ist sowohl aus nützlichen wie auch aus Gründen der individuellen Persönlichkeitsentwicklung bereichernd. Sie erleichtert zudem auch nachweislich das Erlernen einer weiteren Weltsprache.

Deshalb plädiere ich für zweisprachige Unterrichtsmodelle für alle, einen Sprachunterricht zum Erlernen und Festigen zweier Sprachen sowie einen Sachunterricht, der ebenfalls in zwei Sprachen erteilt wird. Damit kann erst eine echte Mehrsprachigkeit erreicht werden. Dies entspräche übrigens auch der Meinung von über 90 % befragter Menschen in der EU, die sich darüber beklagen, mangelnde Sprachkenntnisse anderer Sprache zu haben, und die einen Mehrsprachenunterricht für ihre Kinder wünschen. In Grenzgebieten und solchen Staaten, in denen wie in Kärnten zwei Sprachwelten zuhause sind, ergibt sich so eine absolut einmalige Situation. Das Slowenische und Deutsche werden zu Nachbarsprachen, die im

Alltag sichtbar gemacht werden sollen und so zu einem natürlichen Umgang führen. Sie sind für eine nachhaltige regionale Entwicklung wirtschaftlich und kulturell interessant.

Managing diversity heißt dann auch: Mehrsprachigkeit ist nicht als ein Zugeständnis an die Minderheit zu begreifen, sie ist eine Chance gerade auch für die Mehrheit. Deren Nachbarsprache begegnet einem täglich und kann auch in ihrem praktischen Nutzen (kulturell, wirtschaftlich, politisch) gesehen werden. Nicht rätoromanisch sprechende Eltern im Oberengadin akzeptieren, dass ihre Kinder eine „nutzlose“ Sprache wie Rätoromanisch lernen, weil sie so neben dem Deutschen, das zu Hause und in der Öffentlichkeit gepflegt wird, einen für die berufliche Karriere ihrer Kinder vorteilhaften frühen Zugang zu den lateinischen Sprachen im Süden erhalten.

Abschließend:

Ein paar Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg schieb der berühmte amerikanische Literaturkritiker Edmund Wilson: „Eines der erschreckendsten Symptome für den amerikanischen Europabesucher ist die jüngste Vervielfältigung der Sprachen.“ Vom wiederentdeckten Gälischen bis hin zum Rätischen sieht Wilson rundum regionalistischen Wahnsinn am Werk. An ein vereintes Europa, behauptet er, sei nicht zu denken, solange man sich nicht für das Englische als verbindliche Sprache entscheide.

Europa, dieses kleine Kap am Ende des asiatischen Kontinents (Paul Valéry), verdankt seinen Bestand, die ungeheure Produktivität und den Reichtum an der zivilisatorischen und kulturellen Entwicklung aber gerade seiner Vielfalt an Sprachen und Kulturen. Ohne Sprachen- und Kulturvielfalt kein Europa. Die Sprachen aus der babylonischen Gefangenschaft, die ihnen die Nationalstaaten in den letzten 150 Jahren aufgezwungen haben, zu befreien, ihnen den Glanz und die Kraft der Seele, aber auch die Bereicherung durch echte Sprachbegegnung mit den Nachbarn zu vermitteln: Dieser Vielfalt sollten wir uns verpflichtet fühlen.

Zentrum oder Peripherie – die Bedeutung der Wirtschaftsentwicklung für Volksgruppen

Ein Blick auf eine Landkarte autochthoner also traditioneller Volksgruppen in Europa zeigt auf den ersten Blick, dass diese in vielen Fällen insbesondere in ländlichen, peripheren Gebieten leben. Klassisches Beispiel dafür sind etwa die keltischsprachigen Volksgruppen im Westen Europas. Im abgelegenen Westen Irlands hielt sich das Irische, in den Highlands und den Inseln an der Westküste Schottlands das Gälische, und Wales mit seiner walisischsprachigen Minderheit ist ebenfalls eine periphere Region Großbritanniens. Auch im Norden sieht man auf der ethnischen Landkarte die schwedischsprachigen Ålandinseln im äußersten Westen Finnlands oder die Lappen im hohen Norden Skandinaviens. Dasselbe im Alpenraum: Auch hier hielten sich viele Sprachminderheiten insbesondere in abgelegenen, peripheren Gebieten: die Rätoromanen in den Tälern Graubündens, die Ladiner in den Dolomiten oder deutschsprachige Gruppen in abgelegenen Tälern des Trentino oder Friauls. In all diesen Gebieten war es die Abgelegenheit der ländlichen Räume, die die traditionelle Sprache „konservierte“ und fremde Einflüsse zurückhielt. Diese Gebiete wurden somit zu Rückzugsgebieten von Sprachen, wo sich neben der Sprache in vielen Fällen auch alte Gewohnheiten, Bräuche und Kulturformen hielten und sich somit ethnische Identitäten ausprägten, die zum Teil im scharfen Gegensatz zu den zunehmend vordringenden Sprachen aus den Städten und wirtschaftlichen Zentren standen. Auch für Kärnten und seine slowenischsprachige Volksgruppe lässt sich dies feststellen. So schreibt etwa der Kärntner Historiker Martin Wutte in der Zeitschrift Carinthia im Jahr 1906 Folgendes:

„Fragen wir nun nach der Ursache der Zunahme der deutschen Umgangssprache, so gibt uns der Charakter der Gegenden, wo eine solche Zunahme zu bemerken ist, selbst Aufschluß. Überall dort, wo Fremdenverkehr (Wörthersee, Nötsch und Förk), Industrie (Ferlach) oder regerer Handel und Verkehr (Klagenfurt und Umgebung, die Gegenden an der Südbahn östlich von Klagenfurt, die Gegend von Unterdrauburg) herrscht, hat das deutsche Element erheblich zugenommen. Industrie, Handel und Verkehr sind also in Kärnten die besten Bundesgenossen des Deutschtums. Sie sind fast durchwegs in den Händen der wirtschaftlich stärkeren und fortschrittlicheren Deutschen, mit ihrer Entwicklung schreitet auch die Weiterverbreitung der deutschen Umgangssprache vor.“¹

* Dr. Karl Hren, Direktor der Hermagoras/Mohorjeva, Klagenfurt am Wörthersee, Österreich

¹ Martin Wutte: Die sprachlichen Verhältnisse in Kärnten auf der Grundlage der Volkszählung von 1900 und ihre Veränderungen im 19. Jahrhundert, In: Carinthia I, Nr 5-6, Klagenfurt 1906.

Überraschenderweise gibt es zu diesem gesamteuropäischen Bild von Sprachminderheiten in peripheren Gebieten in den letzten Jahrzehnten auch eine Gegenentwicklung, die sich zunehmend auch in Statistiken niederschlägt und tendenziell immer bedeutender wird. Der durch Jahrhunderte als „melting pot“ wirkende städtische Raum, wo ethnische Identitäten rasch aufgegeben wurden und Assimilierungsprozesse besonders ausgeprägt waren, wandelt sich und plötzlich werden auch städtische Räume zu wichtigen Zentren von Volksgruppen. So etwa entwickelt sich Glasgow mit einer 1999 gegründeten Grundschule (Gälische Schule Glasgow), wo alle Fächer auf Gälisch unterrichtet werden, zunehmend zu einem Zentrum des Gälischen in Schottland. Die Schule ist für Schottland in ihrer sprachlichen Konsequenz einzigartig und die Schülerzahlen steigen. Aber man braucht gar nicht nach Schottland oder in andere europäische Regionen zu blicken, um die zunehmende Bedeutung von Städten für Volksgruppen auszumachen. Auch in Österreich gibt es gute Beispiele dazu. So leben von den sechs anerkannten österreichischen Volksgruppen gleich zwei im Wesentlichen ausschließlich in Wien. Es sind dies die Tschechen und Slowaken, die sich noch aus den Zeiten der Habsburgermonarchie in der österreichischen Hauptstadt halten konnten. In der Zwischenzeit ist Wien aber auch zu einem wichtigen Zentrum der Kroaten, Ungarn, Roma und auch der Slowenen geworden. Sowohl im öffentlichen Volksgruppenschutz als auch zum Teil im Bewusstsein der einzelnen Volksgruppe wird dieser zunehmenden Bedeutung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Dabei stellt sich bei dieser Entwicklung die Frage: Wieswegen sind Städte in vielen Fällen nicht mehr nur Assimilierungsorte für Volksgruppen und für diese daher zunehmend wichtig? Welche Faktoren bewirken diese geänderte Rolle?

Der Faktor 1: die Krise des ländlichen Raums

Der zentrale Wirtschaftssektor des ländlichen Raums war die Landwirtschaft. Die in der Regel weitgehend autark geführte Landwirtschaft sicherte die Existenz einer zahlenmäßig bedeutenden Bevölkerung. Die vorindustrielle „dörfliche Welt“ war ein alles umfassender Lebensraum mit vorgegebenen Gewohnheiten und Bräuchen und mit der heimischen Sprache oder dem heimischen Dialekt, der gleichzeitig auch Abgrenzung nach außen hin war und für die Identifikation der dörflichen Gemeinschaft sehr wichtig war. Mit der Industrialisierung zerbrach diese dörfliche, von der Landwirtschaft geprägte Welt zunehmend. Menschen wanderten ab und entfremdeten sich immer mehr auch von ihrer ehemaligen bäuerlichen Identität und vielfach auch von der seinerzeit gesprochenen Sprache. Dieser Prozess intensivierte sich im 20. Jahrhundert und viele ländliche Räume verloren erheblich an Bevölkerungsanteilen. Dies gilt insbesondere für besonders abgelegene Gebiete in denen vielfach auch Minderheitensprachen gesprochen wurden – in einigen Gebieten kam es zu einer regelrechten Entvölkerung. Ein gutes Beispiel dafür ist

das benachbarte Friaul, wo es etwa in den stark friulanischsprachigen Berggebieten etwa im Ferrotal zur Aufgabe zahlreicher Ortschaften kam und ganze Täler verfielen. Auch in Kärnten lassen sich – in einem viel kleineren Ausmaß – Beispiele dafür finden. So fiel die Einwohnerzahl der Gemeinde Eisenkappel-Vellach von 4.163 im Jahr 1869 auf 2.409 im Jahr 2015. Einzelne abgelegenen Ortschaften wie Koprein oder die Schattseite von Remschenig sind weitgehend unbewohnt. Auch in Teilen der Gemeinde Zell und anderen Karawankentälern gibt es bedeutende Bevölkerungsverluste. Auf der Saualpe wurden etwa die an der äußersten Sprachgrenze liegende Höfe von Obergreutschach schon vor Jahrzehnten aufgegeben.

Die negative demographische Entwicklung hat zur Folge, dass Teile der lokalen Infrastruktur, wie etwa Schulen, zunehmend geschlossen werden. Dies führt zu einer zusätzlichen Abwanderung, wodurch eine negative Spirale ausgelöst wird, die es nur in Einzelfällen und durch besondere Anstrengungen zu stoppen gelingt.² So gelang es in einzelnen Gebieten etwa durch Maßnahmen im Bereich des Tourismus oder der Energiewirtschaft die Negativentwicklung zu stoppen, die Bevölkerung zu halten und schließlich auch den Verfall der heimischen sprachlichen Kultur aufzuhalten und zu stabilisieren. Ein Beispiel dafür ist etwa Sauris in Friaul, wo gerade auch die sprachliche Besonderheit zu einem Asset des lokalen Tourismus wird.³

Insgesamt führte aber der Verfall der traditionellen Landwirtschaft zu erheblichen Bevölkerungsverlusten und somit zu einer tendenziellen Marginalisierung des ländlichen Raums, der insbesondere, die in abgelegenen ländlichen Gebieten siedelnden sprachlichen Minderheiten besonders hart traf. Daher bewirkte schon allein die negative Bevölkerungsentwicklung eine geringer werdende Bedeutung des ländlichen Raums für Volksgruppen.

Der Faktor 2: die zunehmende Bedeutung der Städte

Korrespondierend zu den Bevölkerungsrückgängen in den ländlichen Regionen nahm die Bevölkerung der Städte rasch zu. Auch die Angehörigen der sprachlichen Minderheiten siedelten zunehmend in den wirtschaftlichen Gunstlagen der Städte oder deren Umland. Eines von vielen Beispielen dafür sind auch die Kärntner Slowenen mit Klagenfurt. So ist bereits seit Jahren Klagenfurt jene Gemeinde Kärntens mit der größten Zahl an slowenischsprachiger Bevölkerung in Kärnten: im Jahr 2001 lebten dort 1.308 Slowenischsprachige. Erst dahinter kommen die „klassischen“ Zentren der Volksgruppe Bleiburg mit 1.197 und Eisenkappel-Vellach mit 1.000

2 Ernst Steinicke: Sprachen und Kulturen: Zur Zukunft von ethnischer Identität und demographischer Entwicklung in den Alpen, In: *alpine space – man & environment*, 2006

3 Vgl. dazu: Roland Löffler, Michael Beismann, Judith Walder, Ernst Steinicke: New Highlanders in traditionellen Abwanderungsgebieten der Alpen. Das Beispiel der friulanischen Alpen, In: *Journal of Alpine Research/Revue de géographie alpine*, 2014

Slowenischsprachigen. Die Stadt bot und bietet Arbeitsplätze und Möglichkeiten, die die peripheren Regionen nicht bieten. Dadurch gibt es beständigen Zuzug und schon aufgrund dieser numerischen Zunahme an Bevölkerung nimmt auch die Bedeutung der Stadt für das Leben der jeweiligen Volksgruppe zu. Das städtische Umfeld ermöglicht zudem weitgehend eine anonyme Lebensführung, ohne sich ethnisch zuordnen zu müssen.

Erstaunlich ist allerdings, dass die bereits oben erwähnte „melting pot“ Funktion der Stadt tendenziell abnimmt und Angehörige von Sprachminderheiten auch im städtischen Umfeld in vielen Fällen ihre sprachlichen und ethnischen Besonderheiten zu bewahren trachten. In diesem Zusammenhang ist es erstaunlich, dass dies einigen Minderheiten gut, anderen hingegen schlecht gelingt. So konnten etwa Minderheiten wie die Juden oder die Armenier gerade in städtischen Räumen durch Jahrhunderte ihre Besonderheiten bewahren. Gerade aufgrund ihrer Bedeutung in verschiedensten Städten gelang es ihnen überregionale Netzwerke zu bilden und etwa im Handel sehr erfolgreich zu sein. Ähnliches gilt auch für deutschsprachige Gemeinschaften in weiten Bereichen von Mittel- und Osteuropa, wo sich in bestimmten Regionen eine mehr oder weniger deutsch geprägte Stadt in einem fremdsprachigen Umfeld hielt. Andere sprachliche Minderheiten – und das war der Regelfall – assimilierten sich im städtischen Umfeld hingegen sehr rasch. So gab es im 19. Jahrhundert etwa einen bedeutenden Zustrom polnischer Bevölkerung in die Städte des Ruhrgebietes oder in einem kleineren Ausmaß von Italienern in die Städte des heutigen Südtirols oder auch von Friulanern in Städte in Kärnten. Auch slowenischsprachige Bevölkerung siedelte sich im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts im erheblichen Ausmaß etwa in Graz, den Industrieorten der Obersteiermark oder in Wien an. Allerdings vollzog sich die sprachliche Anpassung sehr rasch und das Beibehalten der Muttersprache reichte im Regelfall nicht über eine Generation hinaus.

Die Zuwanderung slowenischsprachiger Bevölkerung der letzten Jahrzehnte in dieselben Städte hatte hingegen einen anderen Charakter. Nun wurde die Minderheitensprache auch in der neuen Stadt an die Kinder weitergegeben und es wurden mehr oder weniger formalisierte Vereine und Vereinigungen der Volksgruppe gegründet. Worin unterscheidet sich also die jüngste Zuwanderung von jener vor hundert Jahren?

Der Faktor 3: Bildung und Wirtschaftskraft

Der entscheidende Faktor ist wohl der Grad der Ausbildung und der damit in Verbindung stehende Grad der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und Unabhängigkeit der einzelnen Volksgruppenangehörigen. Die Zuwanderung von Polen nach Deutschland, von Italienern in deutschsprachige Städte Österreichs oder auch

von Slowenen nach Graz und Wien war im 19. Jahrhundert in erster Linie eine Zuwanderung von Arbeitern auf der Suche nach neuen Beschäftigungsmöglichkeiten. Kennzeichnend für sie war eine große wirtschaftliche Abhängigkeit, die vor allem aufgrund der deutschnationalen Stimmung der damaligen Zeit rasch zu tragen kam. Vielfach schlecht ausgebildet passten sie sich dem neuen Umfeld an, zumal ein Verlust des Arbeitsplatzes drohte. Die entscheidende Bedeutung der wirtschaftlichen Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit für die Fähigkeit die eigene Sprache und Kultur zu bewahren sieht man auch daran, dass etwa in Kärnten industriell geprägte Orte, deren Zuzug sich hauptsächlich aus der nächsten Umgebung rekrutierte, sich besonders rasch sprachlich assimilierten (zum Beispiel Kühnsdorf, Arnoldstein etc.).

Der Zuzug Slowenischsprachiger etwa nach Wien in den letzten Jahrzehnten hatte hingegen einen weitgehend anderen Charakter. Es waren hauptsächlich Maturanten, die sich zu Bildungszwecken oder Berufszwecken in Wien ansiedelten. Die sozialen Rahmenbedingungen waren somit anders, als bei der seinerzeit schlecht ausgebildeten zuwandernden Arbeiterschaft. Durch die wirtschaftliche Unabhängigkeit war die zuwandernde Gruppe nun in der Lage ihre Besonderheiten besser zu bewahren. Dasselbe gilt ganz besonders auch für Klagenfurt, wo immer schon auch das Slowenische präsent war und bereits seit dem 16. Jahrhundert regelmäßige Gottesdienste in slowenischer Sprache abgehalten wurden. Allerdings erfolgte trotz steter slowenischer Zuwanderung immer auch eine rasche sprachliche Assimilierung der zuwandernden Bevölkerung. Auch hier führte das geringe Bildungsniveau der zuwandernden Bevölkerung zu einer wirtschaftlichen Abhängigkeit, die in vielen Fällen rasch zur sprachlichen und ethnischen Assimilierung führte. Seit der Gründung des BG für Slowenen im Jahr 1957 änderte sich diese Strukturiertheit und die Volksgruppe weist betreffend Bildungsniveau bereits seit Jahren ein höheres Niveau auf als die deutschsprachige Mehrheitsbevölkerung. Dies ist auch die Grundlage für eine selbstbewusstere Volksgruppe, die nicht nur in Klagenfurt, sondern auch im Fall einer Übersiedlung nach Graz oder Wien in einem großen Ausmaß versucht, die Besonderheiten der eigenen Sprache zu bewahren. Aufgrund des oben beschriebenen Trends des Zuzuges ländlicher Bevölkerung in Städte und aufgrund der geänderten Bildungs- und Sozialstruktur sind die Städte auch für die slowenische Volksgruppe immer wichtiger.⁴

All dies gilt für zahlreiche Volksgruppen in Österreich und Europa. So ist die Bedeutung Wiens für die Volksgruppe der Ungarn und Kroaten sicherlich noch größer als sie es im Fall der Slowenen ist. Ähnliches gilt etwa auch für Budapest, das für die Volksgruppen in Ungarn immer entscheidender wird oder die Bedeutung von

⁴ Vgl. dazu: Ernst Steinicke: Städte als Innovationszentren für eine Neubesinnung ethnischer Minderheiten: Das Beispiel der Kärntner Slowenen (Österreich), In: *Geographica Helvetica*, 2001

Bautzen für die sorbische Volksgruppe in Deutschland. Immer mehr gewinnen die Städte an Bedeutung für die jeweilige Volksgruppe und immer bedeutender ist für den Erhalt der Volksgruppe im „melting pot Stadt“ der Bildungsgrad bzw. der Grad der ökonomischen Unabhängigkeit der Volksgruppenangehörigen.

Der Faktor 4: Die moderne Medien- und Kommunikationsgesellschaft

Für den Erhalt von Volksgruppensprachen und Volksgruppenidentitäten ist im städtischen Umfeld auch der Wandel zur Medien- und Kommunikationsgesellschaft von sehr großer Bedeutung. Seinerzeit bedeutete die Abwanderung in die Stadt auch den Kontaktverlust zur eigenen Volksgruppe bzw. beschränkten sich Kontakte zu einer in der Regel kleinen Zahl an Bekannten/Freunden in der neuen Umgebung. Zum Heimatort und zur eigenen Volksgruppe waren hingegen Verbindungen nur schwer aufrecht erhaltbar, und vielfach konnte auch die Muttersprache im neuen städtischen Umfeld gar nicht mehr verwendet werden. Aufgrund des losen Kontaktes zum Heimatort ging damit auch die Bindung zur seinerzeitigen ethnischen Identität zunehmend verloren, und in manchen Fällen „verlernte“ man nach Jahrzehnten in der Fremde auch die eigene Muttersprache.

Die moderne Medien- und Kommunikationsgesellschaft änderte dies gravierend. Durch Radio, Fernsehen, Internet & Co. kann man laufend zu günstigen Rahmenbedingungen mit der Heimat in Kontakt bleiben. Die vielfältigen Kontakte wirken natürlich identitätsbewahrend und die geographische Entfernung vom Heimatort wird durch die mediale Verbundenheit wettgemacht. Umgekehrt wirken die Städte über diese Kontakte auch in die angestammte Volksgruppenregion, womit die Städte für die Entwicklung der gesamten Volksgruppe zunehmend an Bedeutung gewinnen. Sehr gut lässt sich dies etwa an der Bedeutung der in Wien sehr gut organisierten Burgenland-Kroaten für das Burgenland ausmachen. Die mediale Verfügbarkeit von Volksgruppensendungen, der weitgehend unbegrenzte Zugang zu Angeboten in der Muttersprache via Internet schaffen insbesondere im medial gut ausgestatteten städtischen Raum gute Bedingungen für die Bewahrung von Minderheitensprachen.

Conclusio

Zusammenfassend kann daher folgende Formel aufgestellt werden:
Bevölkerungsabnahme/Land + Bevölkerungszunahme/Stadt + gut gebildete und wirtschaftlich unabhängige Volkgruppe + moderne Medien- und Kommunikationsgesellschaft = die Stadt als Zentrum der Volksgruppe.

Somit übernehmen zunehmend die Städte die führende Rolle für die Volksgruppenentwicklung. Vieles ist dabei vorgegeben bzw. wird von externen Trends bestimmt.

In bestimmten Bereichen können aber auch die Volksgruppen durch geschickte Maßnahmen diesen allgemeinen Trend mit beeinflussen bzw. dahin wirken, dass die neuen Rahmenbedingungen den Volksgruppen nützen und nicht schaden.

In diesem Zusammenhang kann etwa auf die seinerzeit sehr weitsichtige Gründung des Bundesgymnasiums für Slowenen verwiesen werden, die bewirkte, dass die Kärntner Slowenen den „Bildungssprung“ gerade noch geschafft haben. In weiten Teilen Südkärntens dominierte – gerade aufgrund der Abgelegenheit – noch bis in die Nachkriegszeit die Landwirtschaft. In den Sechziger- und Siebzigerjahren änderte sich dies dramatisch und die Gründung des BG für Slowenen im Jahr 1957 geschah wohl im letzten Moment. Es war also eine damals zahlenmäßig noch starke bäuerliche Bevölkerung, die wirtschaftlich noch unabhängig war, die es wagte ihre Kinder an eine Schule zu schicken, wo das damals verpönte Slowenisch als Unterrichtssprache verwendet wurde. Wahrscheinlich wäre eine Gründung des BG für Slowenen in einer derartigen Form nur ein oder zwei Jahrzehnte später unmöglich gewesen. Zu stark war mittlerweile der Strukturwandel in der Landwirtschaft und der Wandel zu einer Dienstleistungsgesellschaft fortgeschritten, und wirtschaftlich unabhängig tätige Bauern waren nun auch in Südkärnten zur Ausnahme geworden. Durch das Errichten der Mittelschule änderte sich die Strukturiertheit der Volksgruppe und diese schaffte zumindest zum Teil den Sprung zur modernen Dienstleistungsgesellschaft.

Von ähnlicher Wichtigkeit wie es in den Fünfzigerjahren die Gründung des BG für Slowenen war, ist heute das Zurechtfinden in der modernen Medien- und Kommunikationsgesellschaft und das Schaffen von Netzwerken und Formaten, die die neuen Möglichkeiten berücksichtigen. Dabei ist insbesondere auch auf die wirtschaftlichen Möglichkeiten achtzugeben. Gerade die sprachlich/kulturelle Verschiedenheit der Volksgruppenangehörigen von der Mehrheitsbevölkerung sowie der Kontakt zur eigenen Sprachgemeinschaft in anderen Ländern und Städten schaffen neue Möglichkeiten. Voraussetzung dafür ist aber auch eine geänderte Selbstdefinition der Volksgruppe bzw. ein geändertes Selbstverständnis, das die Städte mitdenkt und zwar nicht nur jene im Bereich des traditionellen Siedlungsgebietes sondern auch die Hauptstädte sowie Städte im Ausland. Die Volksgruppe wandelt sich somit immer mehr von einer strikt territorial gebundenen Gruppe zu einer breit gestreuten Gruppe, die möglichst gut untereinander auch über weite Distanzen hinweg vernetzt sein sollte.

Center ali periferija – pomen gospodarskega razvoja za narodne skupnosti

Jezikovne manjšine so se pogostokrat ohranile prav v najbolj nerazvitih in nedostopnih regijah (gorati predeli Škotske, zahodna Irska, gorski predeli Furlanije ali pa tudi Karavanke na južnem Koroškem). Na drugi strani so bili centralni prostori in mesta pogostokrat talilni lonec, kjer so se jezikovne in narodnostne posebnosti mešale in dokaj hitro prilagajale. V zadnjih desetletjih pa se to začinja spreminjati in stavi se vprašanje, zakaj je temu tako. Pri tem so merodajni štirje dejavniki:

1. dejavnik: vedno manjša vloga podeželskega prostora

Jezikovne manjšine so se ohranjevale dolgo časa zato, ker so odmaknjeni kraji bili svet zase in gospodarsko temeljili na neki zaključeni agrarni družbi, ki se je pogostokrat tudi s svojo jezikovno posebnostjo razlikovala od svoje okolice, s katero ni imela posebno intenzivnih stikov. Z industrializacijo se je to začelo spreminjati in z odseljivanjem je postal podeželski prostor vedno manj pomemben. Tudi za manjšine, saj so se prav najbolj obrobni kraji začeli prazniti (na primer sosednja Carnia, ali na Koroškem odročne doline v Karavankah).

2. dejavnik: vedno večja vloga mest

Korespondenčno z manjšanjem vloge podeželskega prostora so postajala mesta in okolica mest vedno bolj pomembna. Tam so se naseljevali priseljenci in med njimi tudi številni pripadniki manjšin. Etničnih posebnosti pogostokrat niso ohranjevali, na primer tudi ne Slovenci, ki so se naseljevali v Celovcu, Gradcu ali na Dunaju. Nekatere druge manjšine so vzdržale in skozi stoletja ohranjevale tudi v mestnem okolju svoje posebnosti (na primer Judje ali nemške manjšine v številnih mestih današnje Slovenije, Češke ali Poljske).

3. dejavnik: izobrazba in gospodarska moč

Za ohranitev etnične identitete tudi v mestnem okolju je odločilnega pomena stopnja izobrazbe in gospodarska moč manjšine. Dobro izobraženi pripadniki manjšine in gospodarsko neodvisne manjšine so tudi zmožne ohraniti svoje

* dr. Karl Hren, ravnatelj Mohorjeve družbe, Celovec ob Vrbskem jezeru, Avstrija

jezikovne posebnosti. Tako se je na primer struktura slovenskih priseljencev v Gradcu ali na Dunaju bistveno spremenila: nekdanji slovenski delavci so bili gospodarsko nemočni, vendar so se hitro prilagajali. Slovenski priseljenci zadnjih desetletij pa so bolje izobraženi in postopno gospodarsko tudi bolj neodvisni ter posledično tudi bolje ohranjajo svoje posebnosti (ustanavljajo društva, posredujejo jezik otrokom itd.).

4. dejavnik: sodobna medijska in komunikacijska družba

Bistvenega pomena za ohranitev etničnih posebnosti v mestnem okolju je tudi sodobna medijska in komunikacijska družba, ki omogoča tudi v tuji okolici stik z domačo kulturo in jezikom.

Conclusio

Upadanje prebivalstva v obrobni krajih, naraščanje prebivalstva v mestih, dobro izobražena in gospodarsko močna manjšinska skupnost ter sodobna medijska in komunikacijska tehnologija prinašajo naraščanje pomena mest za jezikovne manjšine. Manjšine – tudi koroški Slovenci – se tega praviloma premalo zavedajo in za nadaljnji razvoj manjšin bo prav medsebojno mreženje in vključevanje tudi mestnih središč izven tradicionalnega naselitvenega območja manjšin vedno bolj pomembno.

Der Beitrag von Genossenschaften zur Stärkung von Sprache und Identität

Mein heutiges Vortragsthema dürfte, zumindest auf den ersten Blick, wohl etwas ungewohnt klingen, wenn man bedenkt, dass Genossenschaften echte Unternehmen sind, die eine wirtschaftliche Tätigkeit ausüben, die zwar nicht primär gewinnorientiert, aber doch erfolgreich sein soll. Inwieweit kann also ein konkurrenzfähiges Unternehmen gleichzeitig auch die sprachliche Identität seiner Mitglieder oder Kunden berücksichtigen oder gar stärken? Ich möchte in diesem Beitrag das genossenschaftliche Unternehmensmodell mit den Begriffen „Volksgruppen – sprachliche Vielfalt – ökonomischer Vorteil“ in Verbindung bringen, weil eine Kooperative meines Erachtens diesen ökonomischen Vorteil sehr wohl auch für eine Volksgruppe verwirklichen kann. Ich werde also die genossenschaftliche Rechtsform dahingehend analysieren, ob sie mit ihren auf Mitgliederförderung ausgerichteten Tätigkeiten auch zur wirtschaftlichen Entwicklung eines ganzen Territoriums und somit zur Stärkung der Identität seiner Bewohner beitragen kann. Mit dem Argument „Genossenschaftliches Unternehmertum zur Stärkung von Sprache und Identität“ stelle ich eine noch weitgehend unbewiesene These auf, die man derzeit nur empirisch belegen kann. Daher sollte vielleicht am Ende der Überschrift ein Fragezeichen stehen. In drei Jahren werden sie aber ein überzeugtes Rufzeichen ans Ende setzen!

Welches sind die Merkmale einer Genossenschaft, die es ihr ermöglichen, besser als andere Rechtsformen die wirtschaftliche Lage der Mitglieder mit ihrer demokratischen Unternehmenstätigkeit zu stärken? Diese Merkmale sollte man kennen und nutzen, damit eine genossenschaftliche Initiative nicht nur als Unternehmen Erfolg hat, sondern sich auch auf das territoriale Umfeld positiv auswirken kann, was schließlich zur Stärkung der Identität der Einwohner beitragen wird. Aus früheren Erfahrungen ist mir bekannt, dass man – zum Unterschied von Südtirol bzw. Italien – hierzulande das demokratische Modell am ehesten im Verein verwirklicht sieht. Der österreichische Verein erbringt als bewährte Organisationsform kulturelle und soziale Tätigkeiten und führt fallweise auch kleinere unternehmerische Aktivitäten und Projekte durch. Nach meinem persönlichen Rechtsempfinden bedeutet „demokratisch“ beim Verein:

* Dr. Oscar Kiesswetter, Betriebswirt und Publizist, Bozen, Südtirol, Italien

- Gleichberechtigung aller Mitglieder gemäß den statutarischen Bestimmungen,
- gleiche Rechte bei der Governance des Vereins,
- aber auch überzeugte Übereinstimmung aller Mitglieder, was die Ziele, die Wertvorstellungen und das Leitbild der Vereinigung betrifft.

Ich kann an dieser Stelle nicht definieren, wo die Grenzen liegen, ab welchen die Vereinstätigkeit ungeeignet ist, um ihren Mitgliedern auch wirtschaftliche Vorteile zu bereiten. Ich behaupte vereinfachend, dass eine vorwiegend wirtschaftliche Tätigkeit nicht zu den Hauptzielen eines Vereins gehört. Ökonomische „Eventualmaßnahmen“ geringerer Tragweite ergeben sich bestenfalls als Ergänzung einer erfolgreichen, echten Vereinstätigkeit, aber sie stellen keinesfalls die Daseinsberechtigung für den Verein als solchen dar. Ein Verein verfolgt für seine Mitglieder und mit seinen Mitgliedern andere Zielsetzungen, als die Stärkung ihrer wirtschaftlichen Situation mit einer unternehmerischen Tätigkeit. Genossenschaften stellen hingegen per Definition und Tradition das Mitglied in den Mittelpunkt ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit, d.h. das ökonomische Wohlbefinden der Mitglieder wird bereits in der Satzung an oberste Stelle gesetzt und dann im Tagesgeschäft des Unternehmens angestrebt. Dies bedeutet aber nicht, dass das restliche Umfeld von der Unternehmensleistung unberücksichtigt bleibt.

Die italienische Genossenschaftsbewegung, die zeitgleich mit jener in anderen Ländern entstanden ist, verfolgt seit jeher auch eine soziale Aufgabe, die auf Grund ihrer Bedeutung sogar im Grundgesetz verankert ist. Der Artikel 45 der republikanischen Verfassung ist im internationalen Vergleich ein Unikat und daher möchte ich es ihnen im geltenden Wortlaut vorlesen:

„Die Republik erkennt die soziale Aufgabe des Genossenschaftswesens an, sofern es nach dem Grundsatz der Gegenseitigkeit und ohne Zwecke der Privatspekulation aufgebaut ist. Das Gesetz fördert und begünstigt mit den geeignetsten Mitteln seine Entfaltung und sichert durch eine zweckdienliche Aufsicht seine Eigenart und Zielsetzung.“

Ähnlich hat sich die Rechtslage auch in Deutschland entwickelt, wo Genossenschaften seit ihren Ursprüngen auf die reine Mitgliederförderung ausgerichtet waren: Mit der Gesetzesnovelle im Jahre 2006 hat man dieser Rechtsform auch eine gemeinnützige Ader zugestanden. Vor dieser Zeit behauptete man vielfach, dass der Zweck der Genossenschaft, die wirtschaftliche Lage ihrer Mitglieder – nicht jene der Allgemeinheit – zu fördern, eine Gemeinnützigkeit ausschließe. Heute ist zivilrechtlich geklärt, dass die Verfolgung gemeinnütziger Zwecke grundsätz-

lich auch für eine deutsche Genossenschaft möglich ist. Mit Blick auf Italien und Deutschland kann man also festhalten, dass eine echte Unternehmenstätigkeit auch dann besteht, wenn sie über die wirtschaftliche Förderung der Genossenschaftsmitglieder hinausgeht und sich in den Dienst einer territorialen oder sozialen Gemeinschaft stellt. Dies gelingt umso besser, wenn die Mitglieder nicht einige wenige physische Personen sind, die für sich selbst einen Vorteil erwirtschaften wollen, sondern wenn eine ganze Gemeinschaft, einschließlich Unternehmen, Körperschaften und Vereinen, hinter dem Unternehmen steht, um einen kollektiven ökonomischen Vorteil daraus zu beziehen.

Lassen sie mich bitte an dieser Stelle meine bisherigen Behauptungen in zwei Sätzen zusammenfassen:

1. Die genossenschaftliche Unternehmensform ist besser als ein Verein dafür geeignet, eine wirtschaftliche Tätigkeit im demokratischen Interesse aller ihrer Mitglieder zu erbringen.
2. Das ökonomische Wirken eines kooperativen Unternehmens kann auch eine gemeinnützige Ausrichtung annehmen, die über die reine Mitgliederförderung hinausgeht und zur Stärkung des sozialen bzw. territorialen Umfeldes beiträgt.

Auf das Kongressthema zurückkommend, behaupte ich also, dass eine genossenschaftliche Initiative die Voraussetzungen hat, um für eine Volksgruppe einen ökonomischen Vorteil zu erwirtschaften. Dafür müssen wir uns eine Genossenschaft vorstellen, die sich nicht den Bedürfnissen der eigenen Mitglieder verschreibt, sondern sich als demokratisches Unternehmen (und nicht als Verein) den Interessen einer erweiterten Personengruppe widmet oder sich für einen ganzen Mikrokosmos einsetzt, sozusagen ein „Unternehmen mit gesamtheitlicher Ausrichtung auf ein bestimmtes Territorium“. Da einige wenige Mitglieder kaum die Förderung ihres gesamten Umfeldes als Unternehmenszweck betreiben werden – sie sind ja Unternehmer und nicht Wohltäter – muss eben ein beträchtlicher Teil dieses Umfeldes in der Genossenschaft selbst vertreten sein oder sich zumindest damit identifizieren. Eine höhere Anzahl an Mitgliedern zu haben, die nicht alle derselben Kategorie angehören, also nicht nur Milchbauern sind – oder Stromabnehmer, Taxifahrer, Sprachlehrer, o.ä., – sondern ein Spiegelbild der ganzen Gemeinschaft darstellen, bedeutet für eine Genossenschaft, dass in ihrem Innenleben vielseitigere Interessen bestehen, die demokratisch auf die wirtschaftliche Unternehmenstätigkeit ausgerichtet werden. Ein mitgliederstarkes Unternehmen repräsentiert das soziale und ökonomische Umfeld besser und verfügt über ein erhöhtes Leistungspotenzial, weil die Mitglieder gleichzeitig auch „Stakeholder“ des Unternehmens sind.

Das ist sozusagen meine heutige dritte These:

3. Ein genossenschaftliches Unternehmen kann sich der Stärkung seines Einzugsgebietes wirksamer widmen, wenn zahlreiche (alle?) Akteure dieses Umfeldes in das Unternehmen eingebunden sind, was nur bei einer Genossenschaft in demokratischer Form erfolgen kann.

In der italienischen Praxis hat man für dieses innovative Modell bereits den treffenden Begriff der „cooperativa di comunità“ geprägt, der auch schon in einigen regionalen Fördergesetzen vorkommt. Allerdings fehlt noch ein staatliches Rahmengesetz mit der endgültigen formellen Anerkennung und einer einheitlichen Regelung dieses innovativen Modells. Wörtlich übersetzt bedeutet dies „Genossenschaft der Gemeinschaft“ oder sinnvoller „Genossenschaft für die Gemeinschaft“. Im deutschsprachigen Südtirol scheint sich dafür die Definition der Bürgerbeteiligungsgenossenschaft, mitunter auch Bürgergenossenschaft, zu etablieren: Bürger, also Teilhaber einer politischen Gemeinschaft, die eine Genossenschaft gründen, die als Unternehmenszweck die Förderung derselben Gemeinschaft deklariert.

Im letzten Teil meines Vortrages möchte ich, an Hand einiger Beispiele aus anderen Gebieten und mit Denkanstößen aus eigener Praxis, noch zwei Fragen kurz behandeln:

- a) Könnte eine solche Gemeinschaft, die sich in einer Bürgergenossenschaft zusammenschließt und darin engagiert, auch eine Sprachgruppe sein, die damit einen ökonomischen Vorteil für sich selbst erzielen will?
- b) Wie könnte ein solches Unternehmen einen ökonomischen Vorteil für diese sprachliche Minderheit verwirklichen, wobei dieser Vorteil gemäß den gemeinnützigen Kriterien des Genossenschaftswesens auch für die gesamte Bevölkerung zugänglich sein sollte?

Meine Antworten sind praxisbezogen, d.h. was ich an dieser Stelle erwähne, gibt es bereits konkret in anderen Gebieten, zugegebener Weise einmal mit mehr und einmal mit weniger Erfolg.

Eine vierte und letzte These möchte ich aber an dieser Stelle noch formulieren, die auch eine Art Warnung enthält:

4. Genossenschaften entstehen nicht „top – down“ oder auf Befehl von oben, z.B. als Pflichtteil eines Projektes oder weil es ein Verband will.

Eine Genossenschaft ist und bleibt ein Unternehmen, für welches in erster Linie ein Bedarf in der Bevölkerung bestehen muss. Und je breiter diese Bedarfslage in der

Basis verspürt wird, umso leichter wird das Unternehmen dann Mitglieder finden und umso erfolgreicher wird seine Start-up-Phase verlaufen. Diesen Bedarf muss man mit den bewährten Mitteln der Selbsthilfe decken wollen, ohne auf Hilfe der öffentlichen Hand zu warten, umso mehr, wenn es keine Beiträge (mehr) gibt.

Und nun, wirklich zum Abschluss, noch einige offene Fragen, die ich gleichsam als Denkanstoß in den Raum stellen möchte, um damit vielleicht weitere Überlegungen auszulösen. Es würde mich freuen, wenn jemand unter ihnen, beim Resümieren am Ende des Kongresses, daraus den einen oder anderen Ansatz für die konkrete Machbarkeit eines solchen Experimentes ableiten wird. Könnte Kärnten (oder ein Bezirk in Kärnten), das von besonderen Merkmalen geprägt ist, ein Territorium sein, in welchem eine Bürgerbeteiligungsgenossenschaft entsteht und zu wirken beginnt? Diese „besonderen Merkmale“ könnten vielleicht sein:

- eine zunehmende Abwanderung, vor allem der Jugend oder der Bevölkerung im arbeitsfähigen Alter, die man unterbinden möchte, um eine soziale Verarmung zu vermeiden;
- eine bestimmte Strukturschwäche in der ländlichen Peripherie, die es zu überwinden gilt;
- ineffiziente öffentliche Dienste, die man ergänzen muss, um die Lebensqualität zu erhalten;
- ein unvollständiges Angebot an Dienstleistungen für einen sanften nachhaltigen Fremdenverkehr;
- brachliegende Allgemeingüter, „commons“ genannt, wie z. B. Allmenden, Weidegebiete, Wälder oder Nutzungsrechte, die auf Rückgewinnung warten oder die man wirtschaftlich nutzen könnte, wenn jemand die Initiative übernehmen würde. Wer sollte diese Initiative starten, wenn nicht eine Genossenschaft jener, denen diese „commons“ gehören?

Ich frage weiter: Könnten die Promotoren einer Bürgerbeteiligungsgenossenschaft aus einer in diesem Gebiet wohnenden Minderheit hervorgehen, damit sich dann andere Landsleute leichter aktiv in Gesellschaft und Wirtschaft einbringen können? Dieser Umstand würde die Mitgliederförderung erleichtern, weil dadurch ein Großteil der Bevölkerung des Territoriums zur Mitgliederbasis gehören und gleichzeitig auch die Zielgruppe der Genossenschaft darstellen würde.

Welche Unternehmenstätigkeit sollte diese Genossenschaft nun konkret ausüben? Die Antworten könnten lauten:

1. eine Tätigkeit, die nicht „for profit“ ist, aber auch nicht „non profit“. Das heißt, in anderen Worten, nicht auf reine Gewinnmaximierung ausgerichtet, aber mit dem betriebswirtschaftlichen Ziel einer ausgeglichenen Geschäftsgebarung – also keine Wohltätigkeitsinitiative!
2. eine Tätigkeit, um bei den Fremdwörtern zu bleiben, die zum „community development“ beitragen kann. Das heißt wiederum, dass das gesamte Einzugsgebiet des genossenschaftlichen Unternehmens, bestehend aus Bevölkerung und Territorium, von den wirtschaftlichen Vorteilen profitieren sollte, denn dadurch erzielt man einen größeren sozialen Zusammenhalt.

Auch hier möchte ich, an Stelle von einseitigen Vorschlägen, mit direkten Fragen innovative Denkanstöße geben. Und wenn sie auf folgende Fragen mit JA antworten, dann kann ich ihnen versichern, dass sie den Tätigkeitsbereich einer – sozusagen Ihrer – Bürgerbeteiligungsgenossenschaft bereits gefunden haben. Denn auch anderswo sind kooperative Unternehmen als Antwort auf ähnliche Bedarfssituationen entstanden, ohne Hilfe von oben, ohne Beiträge der öffentlichen Hand, nur mit dem Einsatz von Promotoren und Mitgliedern und mit der Beratung eines Genossenschaftsverbandes oder einer Raiffeisenbank. Daher frage ich sie zum Schluss:

- a) Gibt es in ihrem Siedlungsraum Dörfer oder Gebiete:
 - in denen die Nahversorgung kriselt, weil die Wirtschaftlichkeit des einzigen Gemischtwarengeschäftes nicht mehr gegeben ist, sobald man im bisherigen Familienbetrieb volle Personalkosten verrechnen muss?
 - wo das traditionsreiche Dorfgasthaus schließen wird, sobald der Wirt sein Rentenalter erreicht, weil Jungunternehmer „anders rechnen“ und daher nicht die Nachfolge in einem wirtschaftlich unrentablen, wenn auch sozial traditionsreichen Unternehmen antreten werden?
- b) Gibt es aufgelassene Bahnhöfe oder Gebäude, die verlassen wirken, die man aber besser nutzen könnte, um die Altstadt zu beleben, der Jugend und den Senioren einen Bezugspunkt zu bieten oder den Ortskern für Touristen und andere Zielgruppen interessanter zu gestalten?
- c) Kennen sie grundlegende öffentliche Dienste (von der Post zur Schneeräumung, vom Schülertransport zur Pflege der Wanderwege), die nicht mehr effizient oder kapillar bereitgestellt werden?

- d) Gibt es voneinander unabhängige Kulturvereine, die für ihre ähnlich gelagerten Tätigkeiten durch zentralisierte, genossenschaftlich ausgerichtete Ergänzungsleistungen einen ökonomischen Vorteil beziehen könnten?

Die hier gestellten Fragen kann ich mit Blick auf andere Siedlungsgebiete sprachlicher Minderheiten überzeugt bejahen, seit ein grenzüberschreitendes INTERREG-IV Projekt Italien-Österreich (siehe: www.id-coop.eu), das mich auch schon nach Kärnten geführt hat, erfolgreich abgeschlossen werden konnte. Im Rahmen dieses Projektes haben die ladinische Bevölkerung in den strukturschwachen Tälern der Belluneser Dolomiten und die slowenische Minderheit in Görz sehr wohl erkannt, dass genossenschaftliche Initiativen dazu beitragen können, ihre Selbsthilfe zu aktivieren, ihre Situation zu verbessern und die Voraussetzungen zu schaffen, um dauerhafte ökonomische Vorteile zu erzielen.

Zum Abschluss meiner Ausführungen verbleibe ich also, bis auf Gegenbeweis, bei meiner Aussage, dass eine Genossenschaft

- mit breiter Mitgliederbasis,
- mit unternehmerischem Schwerpunkt im Siedlungsbereich einer sprachlichen Minderheit,
- mit einer Tätigkeit, die das gesamte Territorium fördern will,

schlussendlich auch zur Stärkung der Identität und der Sprache führen kann – und anderswo bereits geführt hat. Umso mehr im Falle einer Minderheit, die im unmittelbaren Nachbarstaat ihre nationale Heimat hat. Da könnte man sogar eine grenzüberschreitende „supranationale“ Genossenschaft gründen, und dadurch die menschlichen und wirtschaftlichen Beziehungen zum Mutterland nutzen, um eine sogenannte „europäische (Bürger)Genossenschaft“ zu verwirklichen – übrigens die erste in ganz Österreich aus heutiger Sicht. Es genügen fünf natürliche bzw. juristische Personen, die ihren Sitz in zwei EU-Mitgliedsstaaten haben und ein Grundkapital von 30.000 Euro aufbringen, um einer Genossenschaft den Charakter der Mehrstaatlichkeit zu verleihen, die Geschäftstätigkeit auf beide Staaten auszudehnen und Mitglieder hüben und drüben wirtschaftlich, sozial und kulturell einzubinden bzw. zu fördern. Ein genossenschaftliches Unternehmen der slowenischen Minderheit mit Sitz in Kärnten gründen und mit dem Mutterland in Wechselwirkung treten, um den Lebensraum der Kärntner Slowenen wirtschaftlich und sozial durch genossenschaftliche Zusammenarbeit mit dem Mutterland zu stärken ... Das würde der Überschrift meines Referates entsprechen und das eingangs erwähnte, virtuelle Fragezeichen überwinden.

Publikationen zu genossenschaftlichen Themen:

Kiesswetter, O. (2013). Die Förderung des genossenschaftlichen Unternehmergeistes und beschäftigungspolitische Maßnahmen in Südtirol. In W. George (Hrsg.) Regionales Zukunftsmanagement Band 7: Existenzgründung unter regionalökonomischer Perspektive (S. 145–152). Lengerich: Pabst Science Publishers.

Kiesswetter, O. (2013). Die Wirtschafts- und Reformpolitik in Italien als Herausforderung für innovative Genossenschaften. In J. Brazda, M. Dellinger & D. Rößl (Hrsg.). Genossenschaften im Fokus einer neuen Wirtschaftspolitik – Teilband 4 Länderstudien. (S. 1285–1294). Wien: LIT Verlag.

Kiesswetter, O. (2013). Innovative Geschäftsmodelle italienischer Genossenschaften als Antwort auf Sparkurs und Reformen. In: ZfgG Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen. Band 63 (2013) – Heft 1. S. 29–42. Stuttgart: Lucius & Lucius.

Kiesswetter, O. (2009). Garantiegenossenschaften als wirtschaftspolitisches Instrument zur Konjunkturbelebung in Italien. In: ZfgG Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen. Band 59 (2009) – Heft 3. S. 246–259. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kiesswetter, O. (2008). Stärkung des Genossenschaftswesens durch externe Fonds: Die externe Mutualität der Genossenschaften in Italien. In: ZfgG Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen. Band 58 (2008) – Heft 1. S. 40–52. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kiesswetter, O. (2005). Die „kleine Genossenschaft“ im italienischen Gesellschaftsrecht. In ZfgG Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen. Band 55 (2005) – Heft 4. S. 224–231. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kiesswetter, O. & Stenico, A. (2003). Die Rolle der Genossenschaften bei der Auslagerung öffentlicher Dienste – das Beispiel Italien. In: ZfgG Zeitschrift für das gesamte Genossenschaftswesen. Band 53 (2003) – Heft 4. S. 262–271. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Kiesswetter, O. (2014) „Fare rete“ Das italienische Genossenschaftswesen und die Aktualität seiner sozialen Funktion. In: S. Elsen & S. Frei & R. Sundby (Hrsg.) Participatory Democracy and Social Development. Bozen: BuPress.

Kiesswetter, O. (Hrsg.) (2015) „ID-Coop Eine Geschichte von Sprachminderheiten und Genossenschaften – Una storia di minoranze linguistiche e cooperativismo“. Bozen: EU-RAC.

Večjezičnost kot poklicna prednost?

Sprva bi se rada zahvalila za povabilo, da spregovorim v svoji novi vlogi kot provizorična vodja ZG/ZRG za Slovence v Celovcu na letošnjem evropskem kongresu narodnih skupnosti.

V primerjavi z govornicami in govorniki, ki so in bodo spregovorili pred ali za mano, želim izpostaviti, da moja razmišljanja ne temeljijo na znanstvenih raziskavah. Nisem znanstvenica, temveč šolnica/pedagoginja ter politično buden človek. Dvo- in večjezičnost v naši družbi me – kot marsikoga izmed Vas – spremlja vse moje življenje. Tako ni čuda, da v svojem prispevku iz prepričanja poudarjam, da večjezičnost dejansko nudi poklicne prednosti in se ji je treba posvetiti z večjo pozornostjo.

Na Koroškem doživljamo paradoks, da stoletja staro nemško-slovensko dvojezičnost še danes zaznavamo deloma kot bogastvo, deloma pa kot moteč dejavnik, kot iritacijo v družbenih odnosih. Do tega je privedla desetletja dolgo trajajoča fatalna jezikovna politika naše dežele. Vemo, da so nemškonacionalno usmerjene osebe še desetletja po koncu grozodejstev druge svetovne vojne zavzemale številna vodilna mesta v koroški družbi in s tem v veliki meri pripomogle k temu, da se je uveljavilo enostransko zgodovinopisje. Te sence preteklosti so deloma zaznavne še danes – kljub Evropski uniji in zavzeti vzgoji za mir v naših izobraževalnih ustanovah.

Mejnike procesa zблиževanja obeh narodnih skupnosti vidim po eni strani v ureditvi odprtih političnih vprašanj, ki so bila dolga desetletja vzrok za vroče politične in družbene debate – kot npr. ureditev dvojezičnih krajevnih napisov ali pa trenutni razvoj v debati o novi deželni ustavi – po drugi strani pa v bolj in bolj samozavestnem nastopanju predstavnikov slovenske narodne skupnosti na kulturnem področju v deželi. Ob tem pripada prav literaturi posebna povezovalna vloga (pomislimo na Majjo Haderlap, Fajbana Hafnerja ali Florjana Lipuša, da imenujem le nekaj imen).

Pri vprašanju družbenega razvoja pa osebni izobrazbi posameznika gotovo pripada centralno mesto. Izobrazba je demokratični ključ družbe in dopušča, da posameznik v visoki meri lahko koristi uspešen gospodarski in splošni družbeni razvoj. Tako tudi na Koroškem, kjer pridobivata tako splošno šolstvo kot tudi manjšinsko šolstvo vedno

* prof. mag. Zalka Kuchling, ravnateljica ZG in ZRG za Slovence, Celovec ob Vrbskem jezeru, Avstrija

višjo kakovostno ravan. Sem šteje ponudba javnih in zasebnih dvo- ter večjezičnih otroških vrtcev ali dvojezična izobrazba v primarnem pouku, ki sta deležna vedno večje priljubljenosti. Na osnovi poročila manjšinskega šolstva iz l. 2013/14 znaša odstotek prijavljenih učenk/učencev 44,58 %, z naraščajočo tendenco.

Tudi sekundarno področje se v zadnjih dvajsetih letih razvija vedno bolj privlačno in odprto, kar temelji na skupnem pozitivnem pristopu vseh treh vključenih dejavnikov – staršev/učiteljic /učiteljev/dijakinj/dijakov. Ta drža se zrcali mdr. že v izdelavi premišljenega jezikovnopedagoškega koncepta v otroških vrtcih; prav tako pa tudi v vedno spreminjajočih se – ker neprestano izboljšanih – novih poučnih konceptih v obveznem šolstvu.

Šolske institucije kot so splošno izobraževalna gimnazija in realna gimnazija za Slovence (ustanovljena 1957) ali poklicnoizobraževalno šolstvo s slovenskim in nemškim učnim jezikom – Dvojezična trgovska akademija/Zweisprachige Handelsakademie (ustanovljena 1990) ter privatna Višja šola za gospodarske poklice (ustanovljena 1989) – so v tem sklopu nekaj posebnega. Vse tri srednje šole so šole z regionalnim izobraževalnim težiščem, kjer igra posredovanje najrazličnejših jezikovnih kompetenc veliko vlogo. Najbolj zaznavno je to v pedagoški ponudbi Kugyjevih razredov na Slovenski gimnaziji. Larcher/Vospersnik menita, da ta ponudba predstavlja nezamenljiv in enkraten šolski profil. Poleg slovenščine kot prvega/drugega/deloma že tretjega jezika in nemščine kot državnega jezika se dijakinje/dijaki učijo še italijanščine kot tretjega sosednega jezika (vključno s posredovanjem celotnega z jezikom povezanega kulturnega okolja).

Na terciarnem področju se strokovnjaki posvečajo orhranitvi in razvoju kakovosti izobrazbe učiteljev. Zanj skrbi mdr. Center za večjezičnost in interkulturno izobrazbo na Pedagoški visoki šoli v Celovcu. Na tem mestu bi rada izpostavila študijo iz leta 2013 »Natürlich zweisprachig/Seveda (Naravno) dvojezično«, ki jo je izdalo Zvezno ministrstvo za pouk, umetnost in kulturo. Knjiga nudi podroben in aktualen pregled dvo- in večjezičnega šolstva v Avstriji.

Mehrsprachigkeit als Wettbewerbsvorteil?

In Kärnten leben wir das Paradoxon, dass durch die bewegte Geschichte des 20. Jahrhunderts die deutsch-slowenische Zweisprachigkeit bis heute teilweise bereichernd, teilweise aber immer noch als störend wahrgenommen wurde und wird. Bezeichnend dafür ist die fatale jahrzehntelange Sprachpolitik des Landes. Tatsache ist, dass nach den Gräueln des 2. Weltkrieges (die in Kärnten bei weitem noch nicht aufgearbeitet sind) noch Jahrzehnte lang deutsch-national gesinnte Menschen im öffentlichen Dienst Führungspositionen innehatten, und somit der Geist einer einseitigen Geschichtserzählung (nämlich der deutschen) absolut dominant war. Diese Schatten der Vergangenheit sind zum Teil heute noch trotz Europäischer Union und engagierter Friedenserziehung in unseren Bildungseinrichtungen spürbar.

Meilensteine des Aufeinander-Zugehens bilden einerseits die Regelungen von jahrzehntelangen offenen politischen Fragen, wie etwa der Ortstafelkompromiss von 2011 oder die aktuelle Entwicklung in der Debatte um die neue Landesverfassung sowie andererseits die zunehmend selbstbewusste slowenische und zweisprachige Kulturszene im Land. Der Literatur kommt dabei eine besondere aufklärerische Schlüsselfunktion zu – denken wir an Maja Haderlap, Fabian Hafner oder Florjan Lipuš, um nur einige Namen zu nennen.

Wenn aber einem Bereich des gesellschaftlichen Wirkens DIE zentrale Rolle zukommt, so ist dies der Bildungssektor. Dieser ist der demokratische Schlüssel für eine wirtschaftlich prosperierende und am gesamtgesellschaftlichen Prozess partizipierende Gesellschaft. So auch in Kärnten/Koroška, wo sowohl das allgemeine Schulwesen wie im Speziellen das Minderheitenschulwesen eine zunehmend qualitative Aufwertung erfährt. Dazu zählt das mit Eifer angenommene Angebot an öffentlichen und privaten zwei- und mehrsprachigen Kindergärten und der zweisprachige Primärunterricht in den Volksschulen, der sich jährlich einer wachsenden Beliebtheit erfreut. Aktuell liegt die Anmeldequote lt. Bericht des Minderheitenschulwesens von 2013/14 im Volksschulbereich bei 44,58 %, Tendenz steigend. Der Sekundarbereich entwickelte sich in den letzten zwei Jahrzehnten erfreulicherweise zunehmend offener und ist geprägt von einem gemeinsamen positiven Engagement des Beziehungsdreieckes Eltern – LehrerInnen – SchülerInnen. Diese Haltung spiegelt sich u. a. schon in der Erarbeitung eines durchdachten

* Prof.ⁱⁿ Maga Zalka Kuchling, Direktorin des BG und BRG für Slowenen, Klagenfurt am Wörthersee, Österreich

sprachpädagogischen Konzeptes auf der Ebene des Kindergartens wider; ebenso in den sich ständig verändernden, weil permanent arbeitenden neuen Unterrichtskonzepten im Pflichtschulbereich.

Eine Besonderheit kommt zweisprachigen Bildungsinstitutionen wie dem allgemein bildenden Bundesgymnasium und Bundesrealgymnasium für Slowenen/ Zvezna gimnazija in Zvezna realna gimnazija za Slovence (gegründet 1957), dem berufsbildenden Schulwesen mit slowenischer und deutscher Unterrichtssprache – der Zweisprachigen Bundeshandelsakademie/Dvojezična Trgovska Akademija (gegründet 1990) sowie der Privaten Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe – Privatna Višja šola za gospodarske poklice (gegründet 1989) zu. Alle drei Mittelschulen sind Schulen mit regionalem Bildungsschwerpunkt, wobei die Sprachen-Vermittlung eine große Rolle spielt. Am BG/BRG für Slowenen/ ZG in ZRG za Slovence kommt dies im pädagogischen Angebot der Julius-Kugy-Klassen am deutlichsten zum Ausdruck. Bei dem im Jahre 1999 erweiterten Schulzweig handelt es sich lt. Larcher/Vospernik um „mehr als ein Wolkenkuckucksei“ (Wolf, S.125) – nämlich um ein unverwechselbares Schulprofil. Neben der slowenischen Erst-/Zweitsprache – z.T. schon Drittsprache – sowie der deutschen Staatssprache wird Italienisch als dritte Nachbarschaftssprache (inkl. des gesamten kulturellen Umfeldes) vermittelt.

Im tertiären Bereich wird engagiert an der Qualitätssicherung und Qualitätsentwicklung der LehrerInnen-Ausbildung gearbeitet, was in besonderer Weise in der LehrerInnen-Ausbildung NEU zum Tragen kommt. Diese ist im Zentrum für Mehrsprachigkeit und Interkulturelle Bildung an der Pädagogischen Hochschule in Klagenfurt angesiedelt. Einen eindrucksvoll wissensvermittelnden detaillierten und aktuellen Überblick darüber bietet die im Jahre 2013 erschienene Studie „Natürlich zweisprachig“, herausgegeben vom Bundesministerium für Unterricht, Kunst und Kultur.

Bildung zielt darauf ab, uns zu selbstständig denkenden, wissenden und vernunftgemäß handelnden sowie sozial engagierten Menschen zu machen. Bildung (nicht nur Schulbildung, aber auch!) ist der Erfolgsschlüssel für ein geglücktes Berufsleben und die Entwicklung des Wohlstandes. Mehrsprachigkeit ermöglicht dabei internationale Vernetzung und kann zum Nährboden für gelungene Berufswelten werden.

Das gilt natürlich auch für den wirtschaftlichen Bereich, denn Bildung muss auch in ihrer wirtschaftlichen Dimension betrachtet werden, wenn auch nicht ausschließlich in dieser. Bildung bedeutet weniger Arbeitslosigkeit und mehr Einkommen. Bildungsleistungen der Bevölkerung sind der wichtigste langfristige Bestimmungsfaktor des wirtschaftlichen Wachstums und der Garant für den langfristigen Wohlstand einer Gesellschaft.

Wenn Menschen ein höheres Bildungsniveau erreichen, profitiert davon die gesamte Volkswirtschaft. Das Österreichische Institut für Wirtschaftsforschung (WIFO) hat mit „Ö 2025“ die wirtschaftspolitische Entwicklungsvision für unser Land festgeschrieben. Darin wird auf Faktoren wie Qualität, Quantität und Aktualität der Ausbildung besonders hingewiesen. Als Mitglied der Europäischen Union sind auch wir Teil der gesamteuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft und Mehrsprachigkeit ist im Zuge der Internationalität (der notwendigen beruflichen und wirtschaftlichen Mobilität) erforderlich. Mehrsprachigkeit ist für den gesamten europäischen Wirtschaftsraum von großer Bedeutung. Eine interessante Statistik zeigt, dass SchülerInnen in Luxemburg oder Finnland auf 2,9 bzw. 2,4 Fremdsprachen kommen, Österreich und Deutschland hingegen im Schnitt nur auf 1,3 bzw. 1,2 Fremdsprachen. Mehrsprachigkeit verbessert die Geschäftschancen für UnternehmerInnen. Das gilt für alle Branchen – von der Arbeit am Empfangsschalter bis zum Unternehmensvorstand. Laut einer ELAN-Studie entgehen exportorientierten klein- und mittelständischen Unternehmen 11 % der Geschäfte aufgrund von mangelnden Sprachkenntnissen. Besonders wichtig ist Mehrsprachigkeit in grenzüberschreitenden Institutionen.

Aktuellen Aussagen von AMS-Vorstandsmitglied Johannes Kopf zufolge brauchen Firmen aufgrund von neuen Trends am Arbeitsmarkt von ihren MitarbeiterInnen eine höhere Qualifikation. Pflichtschule allein werde in Zukunft nicht ausreichen, da es keine Jobs mehr für diese geben werde. Schon heute liege die Arbeitslosigkeit von Menschen mit Pflichtschulabschluss bei 24 %, während die von Akademikern zwischen 2,1 % und 2,9 % schwanke. Aufgrund dieser Fakten ist es nachvollziehbar, dass Kopf eine Schulpflicht bis zum Alter von 18 Jahren favorisiert.

Weiters meint Kopf: Die aktuelle hochpolitische Debatte über die österreichische Bildungsreform müsse im Kern angesprochen werden – und das sei die Schwäche der ideologisch und nicht evidenzbasierten Diskussion. Hinzu komme das Problem der einfach zu hohen sozialen Selektion nach Herkunft. Eine Schwäche, die in der öffentlichen Debatte von vielen Fachexperten kritisch angesprochen wird. Hier spielt der Faktor Mehrsprachigkeit eine besondere Rolle. Wird bildungspolitisch die Zwei- und Mehrsprachigkeit in Europa forciert, so wird man in Zukunft an einer wirklichkeitsnahen und positiv geführten Auseinandersetzung mit Minderheiten- und MigrantInnen-Sprachen nicht umhin kommen. Das politische Mantra von der Notwendigkeit des Erlernens der deutschen Sprache greift zu kurz. Zudem wird es von der falschen Seite angegangen. Zahlreiche Studien im zwei- und mehrsprachigen Bildungssektor verdeutlichen, dass für den Erwerb der Zweit- oder Drittsprache die gute Beherrschung der Erstsprache bedeutsam ist. Diskussionen um Wertigkeiten der einen oder anderen Sprache sind fehl am Platz. Alle Sprachen sind a priori gleichwertig. Hier bestehe aber noch Diskussions- und Beratungsbedarf, so Experten.

Mehrsprachigkeit ist nicht nur ein Anliegen der Wirtschaft, sondern ein erklärtes politisches Ziel der Europäischen Union. Das Österreichische Sprachenkomitee betont, dass jede/r BürgerIn zusätzlich zur eigenen Erstsprache (zumindest) zwei weitere Sprachen beherrschen sollte. Die europäische Identität ist mehrsprachig.

Zwei- und Mehrsprachigkeit ist weit mehr als nur Teil der Basis für die persönliche Berufskarriere oder den wirtschaftlichen Erfolg eines Betriebes. Sie stellt auch die Grundlage für Völkerverständigung und friedvolle interkulturelle Begegnung innerhalb der Staatengemeinschaft und in der Welt dar. Deshalb kommt der Friedenspädagogik in unserem Bildungssystem eine Schlüsselrolle zu. Interkultureller Dialog, das Lernen von Fremdsprachen, Globales Lernen sowie Bildungsk Kooperationen mit den Nachbarländern werden auch vom Österreichischen Unterrichtsministerium verstärkt gefördert. In das internationale Schulnetzwerk der UNESCO sind 47 österreichische Schulen aller Schultypen als Mitglieder anerkannt und aufgenommen worden. (Das BG/BRG für Slowenen/ZG/ZRG za Slovence ist eine Schule davon.) Weltweit sind es 7.509 Schulen aus 175 Ländern. Europäische Schulprojekte (Comenius, Leonardo, Erasmus+ u. v. a.) sind zu einem unverzichtbaren und wertvollen Instrument der Schulbildung geworden. Verwiesen sei auch auf das EURED-Curriculum, das unter der Leitung der Alpen-Adria Universität Klagenfurt/Celovec entwickelt wurde. Das verständigungsorientierte, gewaltfreie und solidarische Zusammenleben wird u. a. mit den pädagogischen Ansätzen der „Menschenrechtserziehung“ und der „gewaltfreien Konflikt-Transformation“ gefördert. Dass davon nicht nur SchülerInnen, sondern auch LehrerInnen im Rahmen der professionellen Weiterentwicklung profitieren, steht außer Zweifel.

Schulbildung ist auch Erziehung zum Frieden. Dieser Aspekt soll und muss ein wesentlicher Faktor in unserem Schulalltag bleiben. Frieden aber ist Voraussetzung für jede Form von Bildung, auch der bereichernden Mehrsprachigkeit bei uns in Europa.

Ökonomische Aspekte der Mehrsprachigkeit

1. Sprachenökonomik

Das Thema des vorliegenden Aufsatzes mag zunächst Erstaunen hervorrufen. Wenn die wissenschaftliche Behandlung von Mehrsprachigkeit und allgemeiner von Sprachen zum Gegenstand gemacht wird, würde man andere Wissenschaften als die Ökonomik (die Wirtschaftswissenschaften, also insbesondere Volkswirtschaftslehre und Betriebswirtschaftslehre) damit assoziieren: die Sprachwissenschaften, insbesondere die verschiedenen Philologien, die Linguistik, die Sprachphilosophie, die Soziologie, für die Verbreitung von Sprachen die Geografie, für die Entwicklung der menschlichen Sprachen die Geschichtswissenschaft, für das Erlernen von (Fremd-)Sprachen, die Pädagogik, für die nicht-menschlichen Sprachen die Biologie, für künstliche Sprachen die Informatik usw. Unterwirft man sich mit der Hervorhebung ökonomischer Aspekte der Mehrsprachigkeit der vielfach behaupteten und vielgescholtenen „Ökonomisierung“ aller Lebensbereiche in der globalisierten kapitalistischen Gesellschaft nach dem „Ende der Geschichte“? Oder handelt es sich dabei um einen weiteren Fall von „ökonomischem Imperialismus“, des Bestrebens der Wirtschaftswissenschaftler, andere Fachgebiete ihrem Zugriff zu unterwerfen?

Tatsächlich ist die Befassung der Wirtschaftswissenschaften mit Problemen der Mehrsprachigkeit relativ jüngeren Datums. Wenn man die Datenbank EconLit, in der im Wesentlichen alle relevanten wissenschaftlichen Publikationen der Volkswirtschaftslehre (und die wichtigsten der Betriebswirtschaftslehre) erfasst sind, auf das Stichwort „mehrsprachig“ abfragt, erhält man ganze 72 Einträge, in denen dieser Begriff irgendwo vorkommt. Verglichen etwa mit 421 Einträgen für „multikulturell“ ist das wenig, nicht zu reden von einem wirtschaftsnäheren Begriff wie „Tourismus“ (14.477 Einträge). Als Beginn der Sprachenökonomik (economics of language) kann ein Aufsatz von Jacob Marschak aus dem Jahr 1965 bezeichnet werden (Marschak 1965), der nicht zufällig von einem Pionier der Informationsökonomik stammt. Jacob Marschak (1898–1977) stammte aus der Ukraine, war als zwanzigjähriger Menschewik einige Monate hindurch Minister einer nordkaukasischen

* o. Univ.-Prof. Dr. Reinhard Neck, Vorstand des Instituts für Volkswirtschaftslehre der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Klagenfurt am Wörthersee, Österreich

Sowjetrepublik, emigrierte vor den Bolschewiki nach Deutschland und vor den Nationalsozialisten nach Holland, in die Schweiz, nach Großbritannien und schließlich in die USA, wo er ein führender mathematischer Ökonom wurde. Seine Biografie und seine daraus resultierende Mehrsprachigkeit waren zweifellos eine Inspiration für seine Beschäftigung mit Problemen der sprachlichen Kommunikation.

Wie in anderen Gebieten der Ökonomik geht der sprachenökonomische Ansatz von der Methodologie des methodologischen Individualismus aus. Das heißt, die einzelnen Individuen werden als Akteure gesehen, die aufgrund ihrer Präferenzen (ihrer Zielsetzungen) im Rahmen ihrer Beschränkungen (zeitlicher, monetärer u.a. Art) Entscheidungen treffen. Diese werden meist (aber nicht notwendigerweise) als rational angenommen, d.h. sie folgen dem Prinzip der Optimierung. Die Akteure maximieren ihren Nutzen oder minimieren die Kosten ihrer Handlungen, allgemeiner: Sie wägen die Vor- und Nachteile ihrer Handlungsalternativen ab und entscheiden sich für die aus ihrer Sicht (bei gegebenem Informationsstand und gegebenen Zielsetzungen und Beschränkungen) bestmögliche. Durch die Entscheidungen der Individuen und ihre Interaktion kommt es zu einem Ergebnis auf der Ebene der Gesellschaft, das von den Intentionen der einzelnen Akteure im Allgemeinen verschieden und von diesen nicht geplant und nicht vorhergesehen ist. Im Rahmen dieser Methodologie werden theoretische Modelle (meist unter Verwendung mathematischer Formulierungen und Techniken) erstellt und empirische Untersuchungen der dabei aufgestellten Hypothesen vorgenommen.

Marschak erläutert die sprachenökonomische Vorgangsweise anhand eines Beispiels aus der militärischen Flugtechnik. Bei der Entwicklung eines Kommunikationssystems für Kampfpiloten wird aus ingenieurwissenschaftlicher Sicht festgestellt, dass nur wenige Sprachelemente erforderlich sind, um während Kampfeinsätzen Mitteilungen zu übertragen. Dies könnte durch die Betätigung von technischen Eingabeelementen bewerkstelligt werden, ohne dass ein Telefon (oder eine andere Möglichkeit zur Übertragung einer größeren Vielfalt menschlicher Sprache) im Flugzeug installiert wird. Aus der Sicht des Ingenieurs wäre das zu befürworten, da ein Telefon zusätzlichen Ballast bedeuten würde, der das Gewicht des Flugzeugs erhöhen und damit den Erfolg des Kampfeinsatzes weniger wahrscheinlich machen würde. Von Psychologen wird dagegen eingewandt, dass der Verlust von Redundanz und das Fehlen von sprachlich komplexerer verbaler Kommunikation eine massive Beeinträchtigung der Erfolgswahrscheinlichkeit des Einsatzes mit sich bringen würde, weil Menschen in Situationen potenzieller oder tatsächlicher Todesgefahr derartige Kommunikation (einschließlich der damit verbundenen Redundanzen) benötigen. Bei einer Abwägung der Kosten und Nutzen des Einbaus eines Telefons kann die Entscheidung daher für die aus technischer Sicht teurere Variante fallen.

Das Beispiel zeigt, dass bei einer ökonomischen Betrachtung von Problemen der Kommunikation und damit der Sprache die gegebenen Zielsetzungen (hier: der Erfolg des Kampfeinsatzes) von Faktoren abhängen können, die sich miteinander in Hinblick auf die Zielerreichung in Konflikt befinden. In einer normativen oder präskriptiven Betrachtung, bei der Handlungsanweisungen gegeben werden sollen (hier: Einbau eines Telefons oder nicht), entwickelt der sprachenökonomische Ansatz Entscheidungskriterien. Für die Sprachenpolitik, etwa die Frage, ob Mehrsprachigkeit gefördert werden soll oder nicht, folgt daraus, dass die Kosten und die Nutzen verschiedener Arrangements für Kommunikation analysiert und bewertet werden müssen. Dabei können die Erkenntnisse der Sprachenökonomik nur ein Element wissenschaftlicher Untersuchungen sein, die im politischen Prozess berücksichtigt werden. Linguistische, soziologische, kulturwissenschaftliche und andere Einsichten müssen bei sprachenpolitischen Entscheidungen einbezogen werden, schon auf der Ebene der Bewertung der Kosten und Nutzen alternativer Politikmaßnahmen. Ein neues Beispiel einer theoretischen Analyse der Möglichkeiten einer minderheitsfreundlichen Sprachenpolitik in einem ökonomisch-demografischen Modell findet sich bei Templin et al. (2016).

Eine weitere Ebene der sprachenökonomischen Betrachtung ist zu beachten, wenn man die Tatsache berücksichtigt, dass sich menschliche Sprachen (und damit die Mehrsprachigkeit in einer Region) nicht nur (und möglicherweise nicht in erster Linie) aufgrund von politischen Maßnahmen verändern, sondern einer komplexen Entwicklung unterliegen, die von den Zielsetzungen einzelner Menschen und gesellschaftlicher Institutionen nicht direkt beeinflussbar sind. In einer positiven (im Gegensatz zur normativen) Betrachtung wird daher eine sprachenökonomische Untersuchung die Evolution einzelner Sprachen und ihre Verbreitung als Ergebnis (auch) ungeplanter sozialer Konsequenzen individuell rationalen Verhaltens von vielen verschiedenen Individuen erklären müssen. Marschak hat bereits eine evolutorische Analyse vorgeschlagen, bei der jene Sprachen und sprachlichen Arrangements als „optimal“ oder „effizient“ angesehen werden, die sich über einen längeren Zeitraum durchgesetzt haben. Eine solche funktionalistische Betrachtung müsste jedoch durch eine Spezifikation der Prozesse ergänzt und gerechtfertigt werden, durch die diese Durchsetzung erfolgt ist, einschließlich sprachenpolitischer Maßnahmen in der Vergangenheit. Weitere Einflussfaktoren wie Migration (mit ihren politischen, kulturellen, wirtschaftlichen usw. Ursachen) sind in einem derartigen Erklärungsansatz in ihrer Wechselwirkung auf das Sprachverhalten und die sich herausbildenden sprachlichen Arrangements zu analysieren. Ein derartiges Forschungsvorhaben wäre gerade für eine Region wie das Bundesland Kärnten, in dem die Verhinderung oder Förderung von Mehr-(Zwei-)sprachigkeit eine große Bedeutung hatte und hat, sehr reizvoll; es müsste in interdisziplinärer Weise angelegt werden.

2. Einige Ergebnisse sprachenökonomischer Untersuchungen

Nach Kenntnis des Verfassers (der allerdings kein Spezialist auf dem Gebiet der Sprachenökonomik ist) liegt bisher keine derart umfassende Studie auf der Grundlage des zuvor skizzierten sprachenökonomischen Ansatzes für irgendeine Region der Welt vor. Über Einzelfragen gibt es jedoch Untersuchungen, die zwar nicht unmittelbar für die Sprachenpolitik in Kärnten anwendbar sind, aber doch Hinweise auf Fragestellungen für dieses Bundesland und (bei aller gebotenen Vorsicht) auf Tendenzen geben können, die bei einer Entscheidung über Maßnahmen für oder gegen Mehrsprachigkeit eine Rolle spielen. Beispielhaft seien hier einige Resultate aus einem Band des „International Journal of the Sociology of Language“ (Grin 1996) referiert, der sich mit ökonomischen Ansätzen der Analyse und Planung von Sprachen beschäftigt.

Eine Studie von David E. Bloom und Gilles Grenier untersucht den Zusammenhang von Sprache und Einkommen in den USA. Die Verfasser zeigen, dass Spanisch sprechende Personen in den USA ein durchschnittlich niedrigeres Einkommen und eine höhere Arbeitslosigkeit aufweisen als Englisch sprechende Personen. Dies gilt auch, wenn man das unterschiedliche Humankapital (Ausbildungsunterschiede) der beiden Gruppen berücksichtigt. Der Unterschied ist bei den Männern stärker als bei den Frauen; er ist besonders groß in Gebieten mit hoher Konzentration Spanisch sprechender Personen. Bloom und Grenier zeigen auch, dass als Folge steigender Einwanderung und der daraus resultierenden Entwicklungen auf dem Arbeitsmarkt die Einkommensunterschiede in den 1970er und 1980er Jahren zugenommen haben.

Eine andere Entwicklung stellt François Vaillancourt für die zweisprachige kanadische Provinz Québec fest. Hier wird der breitere sozio-ökonomische Status der Französisch sprechenden Bevölkerung in die Untersuchung einbezogen. Der Verfasser zeigt, dass die Kosten der (in dieser Provinz über lange Perioden hinweg sehr umstrittenen) Sprachenpolitik geringer sind als ein halber Prozentpunkt des Bruttoinlandsprodukts von Québec. Ferner wird gezeigt, dass die Ertragsraten von Französisch-Kenntnissen höher sind als jene von Englisch-Kenntnissen. Als Konsequenz der Erfahrungen in Québec ergibt sich die Zulässigkeit von Mehrsprachigkeit bei Schriftstücken, auch wenn eine „gemeinsame Sprache“ (wie das Englische in Kanada) existiert. Das Erlernen dieser „gemeinsamen Sprache“ kann politisch verlangt werden, aber das Erlernen anderer Sprachen darf nicht verboten werden. Ferner ist das Recht auf die Verwendung aller Sprachen, wenn alle Teilnehmer an einem Kommunikationsvorgang zustimmen, zu gewährleisten.

Der Beitrag von Alan Sproull behandelt mit einem regionalökonomischen Ansatz ein Problem einer Minderheitensprache in einem entwickelten Land, des Gälischen

in Schottland, und zwar die wirtschaftlichen Aktivitäten, die durch die Existenz des Gälischen entstehen. Es handelt sich dabei vor allem um Aktivitäten im Dienstleistungssektor, insbesondere im Tourismus, aber auch in Klein- und Mittelbetrieben und Kunstmärkten (im weiteren Sinn). Sproull schätzt die dadurch bewirkte Schaffung von Beschäftigung und Einkommen mit einem keynesianischen Modell einer (virtuellen) „Gälischen Ökonomie“ und kommt auf Größenordnungen für die Output-Multiplikatoren von 1,3 bis 2,3, also in jedem Fall auf positive Output-Effekte einer Minderheitensprache, wobei die Schwierigkeit unterschiedlicher Modellansätze einschränkend anerkannt wird. Ein derartiges Konzept einer „Minderheitsökonomie“ könnte auch für andere Regionen (wie Kärnten) von Interesse sein.

In einem theoretischen Modell untersucht Josep M. Colomer die Frage, ob das Erlernen von Fremdsprachen dem Übersetzen ökonomisch vorzuziehen ist. Dabei unternimmt er Abschätzungen der Kosten und Nutzen für Individuen mit unterschiedlichen sprachlichen Fähigkeiten und für die Gesellschaft als Ganzes. Er kommt zu dem Ergebnis, dass unter relativ allgemeinen Voraussetzungen Sprachendiversität (Mehrsprachigkeit) in der Gesellschaft einem System der Übersetzungen aus einer und in eine Einheitssprache vorzuziehen ist. Einschränkend ist zu beachten, dass hier nur die Kommunikation zwischen zufällig in der Gesellschaft zusammentreffenden Individuen in die Bewertung eingeht; schriftliche Kommunikation (die wohl ohnedies, zumindest bei kulturell hochwertigen Inhalten, zu erwarten ist) wird dabei nicht einbezogen. Da Colomer Katalane ist, ist hier zusätzlich anzumerken, dass für diese spanische Provinz eine neuere empirische Untersuchung der Arbeitsmarkteffekte der Kenntnis der lokalen Sprache von Núria Quella und Silvio Rendon (2012) ähnlich positive Größenordnungen ergibt wie die Studie von Vaillancourt für Québec.

Die Frage nach dem Nutzen von Übersetzungen stellt sich ganz besonders in der Europäischen Union. Die diversen Erweiterungen der EU haben die Kosten der Übersetzungen der amtlichen Texte und der Beratungen massiv erhöht. Eine modelltheoretische Analyse des optimalen Sprachenmanagements in der EU wurde von Jonathan Pool vorgenommen. Dieses hängt von der Dauer und Dringlichkeit des Themas der Kommunikation, von der Gruppengröße, den relativen Kosten des Erwerbs einer „gemeinsamen“ Sprache (hier wird neben einer Einzelsprache auch eine synthetische Sprache wie Esperanto untersucht) und einigen weiteren Einflussfaktoren ab. Pool vergleicht dabei folgende Möglichkeiten: (1) Keine Einzelsprache ist offiziell, (2) alle Einzelsprachen sind offiziell, (3) nur die größten Sprachen sind offiziell. Die Vielfalt der Möglichkeiten erlaubt keine allgemeinen Schlussfolgerungen; es sei nur angemerkt, dass (für den Fall, dass alle Übersetzer zweisprachig, alle Teilnehmer einsprachig sind und es neben den Einzelsprachen eine synthetische Sprache gibt) die Anzahl der möglichen Spracharrangements etwa fünfmal so groß ist wie die Anzahl der Sprachgruppen.

Eine neuere Untersuchung von Jan Fidrmuc und Victor Ginsburgh (2007) zeigt, dass die Gleichbehandlung aller Sprachen in der EU nicht ökonomisch effizient ist und schlägt eine dezentrale Bereitstellung von Übersetzungen vor. Auch in der EU ist jedenfalls die Mehrsprachigkeit von Individuen ein wichtiger Faktor zur Reduzierung von Kosten, in diesem Fall jener der Übersetzungen.

Abschließend sei auf eine umfassende Studie von Francois Grin et al. (2010) hingewiesen, in der die Mehrsprachigkeit auf der Ebene der Betriebe untersucht wird. Dabei werden Produktionsfunktionen für Sprachen ökonometrisch geschätzt. Auch hier hängen die sprachenpolitischen Empfehlungen stark von der jeweiligen Sprache und der jeweiligen Region ab; die Autoren schlagen Forschungsstrategien zur Erklärung von Sprachendynamik und zur Erarbeitung von komplexeren sprachlichen Arrangements vor, die die im ersten Abschnitt dieses Aufsatzes skizzierten bezüglich empirischer Techniken ergänzen. Insgesamt weisen die meisten bisherigen Befunde darauf hin, dass – insbesondere in einem vielsprachlichen Gebilde wie der EU und in einer globalisierten Weltwirtschaft – die Mehrsprachigkeit der Teilnehmer am Wirtschaftsgeschehen eine vordringlich förderungswürdige Zielsetzung der Politik sein muss, wobei vor allem die Bildungspolitik gefordert ist.

3. Literatur

Fidrmuc, Jan, und Ginsburgh, Victor (2007), Languages in the European Union: The Quest for Equality and its Cost. *European Economic Review* 51, 1351–1369.

Grin, François (Hg.) (1996), Economic Approaches to Language and Language Planning. *International Journal of the Sociology of Language* no. 121. Darin die Beiträge:

- Bloom, David E., und Grenier, Gilles, Language, Employment, and Earnings in the United States: Spanish-English Differentials from 1970 to 1990; 45–68.
- Colomer, Josep M., To Translate or to Learn Languages? An Evaluation of Social Efficiency; 181–197.
- Grin, François, The Economics of Language: Survey, Assessment, and Prospects; 17–44.
- Pool, Jonathan, Optimal Language Regimes for the European Union; 159–179.
- Sproull, Alan, Regional Economic Development and Minority Language Use: the Case of Gaelic Scotland; 93–117.
- Vaillancourt, François, Language and Socioeconomic Status in Québec: Measurement, Findings, Determinants, and Policy Costs; 69–92.

Grin, François, Sfreddo, Claudio, und Vaillancourt, François (2010), *The Economics of the Multilingual Workplace*. New York: Routledge.

Marschak, Jacob (1965), Economics of Language. *Behavioral Science* 10, 135–140.

Quella, Núria, und Rendon, Silvio (2012), Occupational Selection in Multilingual Labor Markets: the Case of Catalonia. *International Journal of Manpower* 33, 918–937.

Templin, Torsten, Seidl, Andrea, Wickström, Bengt-Arne, und Feichtinger, Gustav (2016), Optimal Language Policy for the Preservation of a Minority Language. *Mathematical Social Sciences* 81, 8–21.

Diversity Management aus Sicht der Transkulturalität – Aspekte der Vielfalt und ökonomische Vorteile

Diversity Management

Diversity Management kann als eine betriebsstrategische Antwort auf die steigende Vielfalt unter Mitarbeitern, Kunden und Lieferanten gesehen werden. Meistens konzentriert sich der Ausdruck darauf, wie man eine Belegschaft führt, die von Heterogenität bzw. Vielfalt geprägt ist.

Erstmals wurde der Begriff in Amerika in den sechziger Jahren verwendet. Bürger- und Frauenrechtsbewegung machten auf die gesellschaftlichen Missstände in Amerika aufmerksam. Auf politischer Ebene reagierte man auf diese Proteste und Demonstrationen mit gesetzlichen, politischen Regelungen sowie Sanktionen. Beispielsweise erreichte man durch diese Bewegungen, dass Antidiskriminierungsgesetze eingeführt wurden, die der ungerechten, radikalen Rassentrennung und Diskriminierung Einhalt gebieten sollten. Daher konzentrierte man sich bei den ursprünglichen Diversity Modellen auf, die Afro-Amerikaner und die Frauen. Auch sie setzten sich mittels Bürgerbewegungen Anfang der 1960er-Jahre vermehrt für ihre Rechte in Amerika ein. Der Aktionsrahmen für Diversity Management hat sich ursprünglich also um die Kerndimensionen „Geschlecht“ und „Ethnizität“ bewegt. Man konzentrierte sich auf eindeutig benachteiligte und in vielen Bereichen ausgegrenzte Gruppen der Gesellschaft. Es erwies sich, dass dieser Fokus nicht ausreichte, wenn man die Situation aller Minoritäten verbessern wollte. Daher wurden später Modelle entwickelt, die ihren Fokus ebenso auf Menschen mit Behinderung(en), verschiedener Altersklassen, unterschiedlichen sexuellen und religiösen Weltanschauungen richteten. Martin Luther King war der namhafteste Vertreter dieser Civil Rights Bewegung. Sein Aufruf verlangte, alle Menschen nach ihrem Charakter und ihren Fähigkeiten einzuschätzen und nicht nach ihrer Hautfarbe, Herkunft, Religion, ihrem Geschlecht oder der sozialen Schicht. Die gesetzlichen Regelungen und Sanktionen waren auch für die Unternehmen die Auslöser, sich eingehend mit Diversity, also mit der Vielfalt ihrer Belegschaft und der Gleichberechtigung innerhalb ihres Verantwortungsbereichs auseinanderzusetzen, um nicht hohe Strafen zahlen zu müssen (vgl. Ratheiser 2012, S. 26 ff).

* MMag.³ Dr.ⁱⁿ Vera Ratheiser, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Studienbereich Wirtschaft & Management, Fachhochschule Kärnten, Villach, Österreich

Bei Diversity geht es also ursprünglich darum, Gleichberechtigung und Chancengleichheit für bis anhin benachteiligten Gruppen in der Gesellschaft sowohl im privaten, aber vor allem im öffentlichen Bereich zu erreichen. Der Fokus wurde hierbei auf Unterschiede gerichtet, die eine bestimmte Personengruppe definieren, eingrenzen und von der privilegierten Dominanzgesellschaft abgrenzen. Die ursprünglichen Diversity-Definitionen griffen zunächst die Differenzierungen auf, die in der Vergangenheit bereits auf Grund weniger Eigenschaften zu gesellschaftlichen Ungleichheiten und Benachteiligungen führten (Hautfarbe, Geschlecht). Daher ist es bei der Diversity-Philosophie zunächst nicht negativ zu bewerten, dass der Fokus anfangs auf marginale Gruppen und auf wenige Haupteigenschaften gerichtet wurde. Das Anliegen bestand ja darin, den Bezug zur Dominanzgesellschaft herzustellen, um ungerechtfertigte, eingebürgerte Benachteiligungen in der Gesellschaft oder in den Organisationen zu benennen und abzubauen (vgl. Ratheiser 2012, S. 14, 32f, 40f).

Annedore Prengel (vgl. 2007, S. 53) spricht bei „diversity“ von einer Denkfigur der „egalitären Differenz“. Das heißt, dass Unterschiede nicht mehr hierarchisiert werden, sondern auf einer Ebene betrachtet werden sollen. Unterschiede in Hautfarbe, Geschlecht, Herkunft, Behinderung (d.h. Faktoren, die der Einzelne nicht beeinflussen kann) dürfen kein Grund für Benachteiligungen oder – von der anderen Seite betrachtet – für mehr Machtansprüche oder Vorteile sein. Lohnauszahlungen oder Urlaubsansprüche dürfen beispielsweise bei gleicher Qualifikation und gleich erbrachter Leistung nicht geringer ausfallen, nur weil man eine Frau ist, eine Behinderung hat oder man aus einer anderen Nation kommt.

Dieser Beitrag konzentriert sich vornehmlich auf den Umgang mit der kulturellen Vielfalt in Unternehmen. Um ein realistisches, zeitgemäßes Verständnis dafür zu erhalten, hier zunächst grundlegende Aspekte:

Kultur und Gesellschaft im Wandel

Im herkömmlichen Sinn kann „Kultur“ als ein komplexes Gefüge gesehen werden, welches das gesamte Umfeld und die Lebensbereiche eines Landes regelt, von der Erziehung über das Gesundheits- und Sozialwesen, die Bürokratie, die Wirtschaft, die Judikatur usw. bis hin zur Migrations- und Integrationspolitik. Dabei ist zu bedenken, dass Gesetzgebung und Politik einer Nation/eines Staates gewöhnlich räumlich klar durch Landesgrenzen bestimmt sind. Das lässt sich jedoch nicht so klar auf Lebensformen und kulturelle Traditionen übertragen. Das herkömmliche Kulturverständnis geht generell von etwas Einheitlichem und Statischem aus, das örtlich bzw. geographisch klar eingrenzbar ist (vgl. Ratheiser 2012, S. 63f).

Die neueren Definitionen von Kultur beziehen sich wie beim herkömmlichen Verständnis auf die gleichen Inhalte und Bereiche einer Gesellschaft. Der Unter-

schied liegt jedoch darin, dass man nicht mehr von einem geschlossenen, statischen, homogenen System der Gesellschaft ausgeht, sondern davon, dass sie einem stetigen Wandel unterliegt. Francis Nyamnjoh¹ bringt es sehr schön zum Ausdruck:

„Kultur und Tradition sind nicht ‚eingefroren‘ oder statisch. Die Individuen und Gruppen, die an einer Kultur teilhaben, formen diese aktiv, gerade durch ihr tägliches Tun. Kultur wandelt sich stetig.“ (Nyamnjoh 2002, Übersetzung Wandhe 2011²)

Auch Thomas (2005, S. 22) geht davon aus, dass alle Menschen, die Kultur, in der sie leben, auch weiterentwickeln. Daraus resultiert, dass auch „kulturelle Grenzen“ nicht festgeschrieben sind. Daher sind Kulturen, so Georg Gombos (2007, S. 130f), nicht statisch zu sehen, sondern dynamisch, da es sich um keine homogenen, widerspruchsfreien Bedeutungssysteme handelt. In Kommunikationsprozessen können sie von den Individuen immer wieder neu interpretiert, produziert und ausgehandelt werden. Folglich gibt es keine „reinen“ Kulturen. Aktuelle wissenschaftliche Untersuchungen stützen sich ebenfalls nicht mehr auf das herkömmliche, homogene Kulturverständnis, sondern auf eines, bei welchem die Wandelbarkeit und die schnellen, globalen Veränderungen berücksichtigt werden. Der Soziologe Ulrich Beck hält im Gegensatz zum herkömmlichen Kulturbegriff fest, dass nationale, ethnische und kosmopolitische Traditionen und Kulturen sich vermischen und durchdringen (Beck 2004, S. 16). Bestimmte Kollektive wie Gruppen, Gesellschaften oder Staaten prägen durch ihre gemeinsame Kultur eine einheitliche, homogene Lebensform aus und unterscheiden sich durch sie von anderen Kollektiven. Eine auf diese Weise verstandene Kultur verbindet und trennt zur gleichen Zeit (Göhlich et al 2006, S. 10): „Sie verbindet die Menschen in Kollektiven gleicher Kultur und trennt sie von den Menschen, die in anderen Kollektiven mit einer anderen Kulturen leben.“ (ebd. S. 11)

Die weltweiten Vernetzungen, seien sie nun wirtschaftlich, (medien-)technisch oder ethisch bedingt, führen zu Veränderungen auf verschiedenen Ebenen, wie z.B. in der Vielfalt der möglichen Lebensformen innerhalb einer Gesellschaft. Sie können durch unterschiedliche kulturelle Elemente geprägt sein, was sich auch auf die Identität und das Konsum- und Medienverhalten auswirkt. Zur Veranschaulichung ein gewöhnliches Beispiel der heutigen Zeit:

Ein junger Mann wurde in Italien geboren, lebt und arbeitet in Deutschland. Seine Mutter kommt aus Thailand.

1 Vgl. Francis Nyamnjoh, online im WWW unter URL: http://www.nyamnjoh.com/2004/11/introducing_fra.html [8.2.2012]

2 Whande Undine, online im WWW unter URL: http://www.realizecommunication.de/index.php?option=com_content&view=article&id=11&Itemid=8&lang=de&limitstart=2 [8.2.2012]

Er isst gerne Italienisch, hört gerne thailändische Musik, gehört dem buddhistischen Glauben an, schaut am liebsten amerikanische Fernsehfilme. Seine Möbel stammen aus Schweden (Ikea).

Regelmäßig telefoniert er mit seinen Verwandten aus Italien und Thailand. Geschäftlich hat er immer wieder mit Frankreich und England zu tun. Sein nächstes Reiseziel ist Australien, wo zwei Brüder von ihm leben.

Steffen Mau (2007, S. 37) spricht in diesem Zusammenhang von einer transnationalen Vergesellschaftung. Er versteht darunter grenzüberschreitende Transaktionen und Austausch, wodurch Beziehungen und Netzwerke entstehen. Durch Mobilität und Kommunikation werden räumliche und soziale Horizonte erweitert, Entfernungen überwunden und Zeitaspekte verkürzt. Dadurch können soziale (transnationale) Räume³ parallel zueinander existieren (vgl. Mau 2007, S. 51). Um auf das erwähnte Beispiel zurückzukommen, heißt das, dass die Brüder des jungen Mannes in Australien eventuell ähnliche Lebenseinstellungen besitzen. Auf Grund der hochentwickelten Verkehrsmittel gehören Länder- und Ortswechsel für viele Menschen zum Alltag. Dadurch sind die Verbindungen zu den Familienangehörigen oft länderübergreifend und sehr weit gestreut. Ulrich Beck und Elisabeth Beck-Gernsheim (2011, S. 8) sprechen daher auch von „Weltfamilien“, in denen sich die Differenzen der globalisierten Welt spiegeln. Viele Nationalitäten sind über die ganze Welt verteilt. Vermischungen oder Überlagerungen der Lebensformen sind nicht ungewöhnlich.

Wolfgang Welsch greift die weltweiten, gesellschaftlichen Veränderungen auf und integriert sie in seinem Modell der Transkulturalität. Seine Sichtweise kann zu einem anderen Umgang mit kultureller Vielfalt verhelfen.

Das Konzept der „Transkulturalität“ nach Welsch

Welschs Ausgangspunkt für sein Konzept der Transkulturalität ist der herkömmliche Kulturbegriff, der hauptsächlich durch Johann Gottfried Herder geprägt wurde (vgl. Herder 1967), den Welsch als obsolet betrachtet. Tatsache ist, dass unsere Kulturen längst keine Homogenität und abgeschlossene Einheit mehr aufweisen, sondern einander durchdringen und durch Mischungen gekennzeichnet sind. Wir hören beispielsweise gerne südamerikanische Musik, essen gerne Chinesisch, praktizieren eine japanische Kampfsportart und bevorzugen ayurvedische Arzneien aus Indien.

³ Transnationale Räume: Eingeführt wurde dieser Begriff von dem Universitätsprofessor für Organisationssoziologie Ludger Pries. Er schreibt, dass sich transnationale Räume dadurch charakterisieren würden, dass sie ohne einen klar definierten nationalen oder räumlichen Referenzpunkt auskommen und sie dennoch etwas Gemeinsames ausmachen würde (vgl. Pries 2008, S. 10)

Die Waren, die wir kaufen, stammen aus den unterschiedlichsten Ländern unserer Welt. Für diese neue Struktur verwendet Welsch den Begriff „Transkulturalität“ (Welsch 2005, S. 322).

Die Ursachen für die drastischen Umstrukturierungen traditioneller Verhältnisse, für die Veränderungen der Arm-Reich-Verteilung, die Migrationsbewegungen auslösen, liegen für Welsch in erster Linie in der kapitalistischen Ökonomie mit ihrer globalen Erschließung materieller und humaner Ressourcen (Welsch 2009, S. 9). Welsch versucht mit dem Ausdruck der „Transkulturalität“ der geschichtlichen Veränderung Rechnung zu tragen. Er soll deutlich machen, dass die heutigen Pfeiler von Kultur über den bisherigen Kulturbegriff hinausgehen und durch die üblichen Kulturabgrenzungen hindurchgehen (Welsch 2005, S. 322). Das Faktum, dass Kulturen heutzutage nicht mehr homogen, monolithisch, klar abgegrenzt sind, bildet den Inhalt von Transkulturalität (Welsch 2005, S. 336).

Sein Konzept basiert auf einem vielmaschigen und integrativen Verständnis von Kultur. Es ist auf Anschlüsse und Übergänge ausgerichtet, nicht auf Ausgrenzung. Beim Zusammentreffen mit anderen Lebensmustern gibt es nicht nur Unterschiede, sondern auch Anschlussmöglichkeiten. Auf sie ist der Fokus bei der Transkulturalität gerichtet, ebenso auf die Möglichkeit ihrer Entwicklung und Erweiterung, so dass sich eine gemeinsame Lebensform bilden kann. Darin sieht Welsch eine vordringliche Aufgabe (Welsch 2005, S. 332). Ähnlich argumentiert Tan May Ing: Eine transkulturelle Interaktion beabsichtigt aus ihrer Sicht, jegliche Überwindung der Grenzziehung. Hauptziel ist das gemeinsame Schaffen von etwas Neuem (Tan May Ing 2000, S. 15–19). Da die transkulturellen Gegebenheiten immer wieder Übergänge und Überschneidungen aufweisen, die Anschlüsse und Interaktionen ermöglichen, bieten diese Schnittmengen eine gute Möglichkeit, Gemeinsamkeiten zu nutzen. Demzufolge ist eine transkulturelle Kultur von Grund auf für neue Verbindungen und Integrationsschritte offen (Welsch 2005, S. 335).

„Für kulturelle Interaktion kommt es nicht so sehr auf ein hermeneutisches Verstehen anderer Menschen oder Kulturen, sondern auf Schnittmengen im Fundus der Selbstverständlichkeiten an. Daher ist eine Verschiebung des Aufmerksamkeitsmusters geboten: weg von Verstehensfragen hin zu pragmatischen Gemeinsamkeiten.“ (Welsch 2005, S. 335)

Wenn die Bürger und Bürgerinnen in Österreich (oder einem anderen europäischen Land) sich z.B. bewusst werden, aus wie vielen kulturellen Elementen ihr Alltagsleben bereits besteht, kann ihnen leichter nahegebracht werden, dass Menschen aus anderen Regionen oder Ländern in der heutigen Zeit in vielen Bereichen des Lebens sehr ähnliche Alltagsmuster mitbringen, und sie nicht ganz fremd sind. Die nationalen Grenzen im Kopf, die auch zwischen den Menschen

gezogen werden, könnten sich durch dieses Bewusstsein aufweichen. Gespräche über eine gemeinsame Vorliebe, wie beispielsweise Fußball oder ein neu herausgekommenes Smartphone, könnten bereits einen Brückenschlag darstellen. Wenn eine Gesprächsbasis besteht, ist es nicht mehr illusorisch, mit Menschen anderer Herkunft auch etwas gemeinsam zu planen, zu organisieren oder zu feiern.

Bildlich könnte man Welschs Kulturkonzept wie folgt darstellen (Abb. 1): Die verschiedenen Kulturen überschneiden und überlappen sich immer mehr. In diesem Schnittmengenbereich soll der Fokus auf die vermehrten Anschlussmöglichkeiten und Interaktionen gelegt werden. Transkultur soll einen Raum darstellen, in dem gemeinsam etwas Neues erschaffen werden kann.

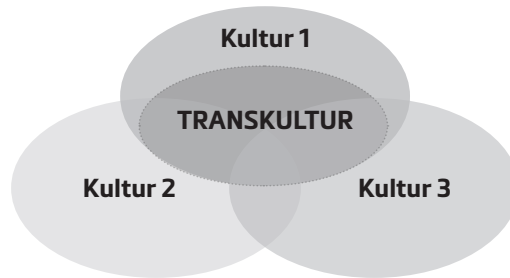


Abb. 1: Transkulturalität nach Welsch

Göhlich und seine Kollegen stellten in ihren historischen Recherchen fest, dass es sich bei der Transkulturalität als „Kulturvermischung“ um kein neues Phänomen handelt. Historisch betrachtet bildet sie sogar eher die Regel als die Ausnahme. Durch Wanderungsbewegungen, Kriege und Handelsbeziehungen kam es immer wieder zu Konfrontationen zwischen dem Eigenen und dem Fremden (Göhlich et al 2006, S. 8). Auch die europäische Kunst- und Kulturgeschichte ist ohne die historische Vermischung kultureller Einflüsse nicht denkbar (Welsch 2005, S. 330).

Schon der Philosoph Nietzsche war ein Vordenker der Transkulturalität. Er erkannte, dass die Nationen durch Mischungen geprägt und nicht homogen sind, wie die nationalen Ideologien des 19. Jahrhunderts es behaupteten (Welsch 2005, S. 335). Den Sinn und Wert einer Kultur sah er „in einem gegenseitigen Sich-Verschmelzen und -Befruchten“ (Nietzsche 1889, S. 93 zit. nach Welsch 2005, S. 336).

Transkulturelle Identität(en)

Einzelne Gruppen oder Individuen bilden ihre transkulturelle Identität, indem sie ihre Identitätselemente aus unterschiedlichen kulturellen Quellen auswählen (Welsch 2005, S. 338). Beispielsweise ist eine Person in London geboren, lebt jetzt in

Wien, hat Freunde in China, trinkt gerne französischen Wein, hört gerne afrikanische Musik und schaut amerikanische Filme. „Die kulturelle Identität der heutigen Individuen ist eine Patchwork-Identität.“ (Welsch 2009, S. 5). Ulrich Beck ist der gleichen Ansicht. Er schreibt, dass heutzutage bei der Identitätsbildung häufig die Entweder-Oder-Logik von der Sowohl-Als-Auch-Logik ersetzt wird. Ein Bild der eigenen Identität kann sich hierbei aus verschiedenen Bauklötzen der Weltidentitäten zusammensetzen (Beck 2004, S. 12). Kulturelle Bindungen, Loyalitäten und Identitäten überschreiten nationale Grenzen. Durch die Vielfalt der Kombinationsoptionen, so die Schlussfolgerung von Welsch, ist eine Vielzahl von transkulturellen Identitätsmustern möglich. Der transkulturelle Grad der Mannigfaltigkeit ist folglich kaum geringer als jener in traditionellen Einzelkulturen. Der Unterschied besteht darin, dass die Vielfalt nicht durch Monokulturen, die mosaikartig nebeneinander existieren, gegeben ist, sondern sich aus dem Kontrast der transkulturellen Identitätsnetze (von Gruppen oder Individuen) bildet. Diese Identitätsmuster werden nicht mehr durch nationale oder geographische Vorgaben definiert. Gleiche oder ähnliche Identitätskonstrukte können demzufolge an diversen Orten der Welt auftreten, gleichzeitig können dort gänzlich andere Identitätsmuster existieren (Welsch 2005, S. 337). Beides wäre nach dem alt-modernen, monokulturellen Kulturverständnis unmöglich (Welsch 2005, S. 338). Die kulturelle Identität kann daher nicht mehr mit regionaler oder nationaler Identität gleichgesetzt werden. Dadurch wird die Unterscheidung zwischen kultureller Identität und regionaler, nationaler Identität elementar (Welsch 2005, S. 328). Eine wesentliche Aussage von Welsch lautet:

„Die interne Transkulturalität der Individuen scheint mir der entscheidende Punkt zu sein. Man sollte nicht nur davon sprechen, dass heutige Gesellschaften unterschiedliche kulturelle Modelle in sich befragen („cultural diversity“), sondern das Augenmerk darauf richten, dass die Individuen heute durch mehrere kulturelle Muster geprägt sind, unterschiedliche kulturelle Elemente in sich tragen.“ (Welsch 2009, S. 6).

Das habe, führt der Philosoph an, den Vorteil, dass die transkulturellen Netze anschlussfähiger sind als die herkömmlichen kulturellen Identitäten es waren. Da sie jeweils Teile beinhalten, die auch in anderen Netzen vorhanden sind, bieten sie Anknüpfungspunkte zwischen den diversen transkulturellen Formen. Die neue Art der Vielfalt begünstigt seiner Ansicht nach eher die Koexistenz als den Konflikt, da die transkulturellen Identitäten von den früheren Abgrenzungsproblemen frei seien (vgl. Welsch 2005, S. 338).

Innere Transkulturalität (und das Bewusstsein darüber) erleichtere also den Individuen den Umgang mit der äußeren Transkulturalität. Wenn in einer Identität mehrere kulturelle Muster Eingang gefunden haben, und sie nicht nur durch ein

einziges Muster bestimmt ist, besitzt das Individuum größere Anschlusschancen zu der Vielzahl kultureller Handlungsweisen und Praktiken, die in seinem gesellschaftlichem Umfeld vorhanden sind (Welsch 2009, S. 6).

„Denn aus je mehr Elementen die kulturelle Identität eines Individuums zusammengesetzt ist, umso wahrscheinlicher ist es, dass eine Schnittmenge mit der Identität anderer Individuen besteht, und von daher können solche Individuen bei aller sonstigen Unterschiedlichkeit in weit höherem Maß als früher in Austausch und Kommunikation eintreten, sie können bestehende Gemeinsamkeiten entdecken und neue entwickeln, sie werden in der Begegnung mit ‚Fremdem‘ eher in der Lage sein, statt einer Haltung der Abwehr Praktiken der Kommunikation zu entwickeln.“ (Welsch 2009, S. 6).

Das Konzept Welschs baut also bei den Interaktionen, Anschlussmöglichkeiten und Dialogen auf den gemeinsamen Identitätselementen auf. Welsch gibt genug Raum für Toleranz und Respekt für die individuellen Lebensentwürfe, damit die bereichernden, anregenden und faszinierenden Aspekte der Vielfalt bestehen bleiben können. Mit seinem Konzept gibt er sich mit einem passiven, friedvollen Nebeneinanderleben der einzelnen Kulturen nicht zufrieden, wie dies beim sogenannten „Multikulturalismus“⁴ der Fall ist. Sein Konzept sieht die gemeinsame Interaktion und Gestaltung von etwas Neuem vor. Um ein gemeinsames Miteinander positiv zu fördern ist Offenheit wichtig. Offenheit braucht laut Prengel Sicherheit, damit sich Vertrauen aufbauen kann. Dementsprechende Strukturen und ein Reglement von ethischen Werten, das allen Differenzen übergeordnet ist und das Individuum in den Mittelpunkt rückt, sind dafür erforderlich (vgl. Prengel 2007, S. 61).

Transkulturalität als Praxis (Robert Pütz)

Pütz schließt sich in seinen Studien bzw. in seinem Buch „Transkulturalität als Praxis“ Unternehmer türkischer Herkunft in Berlin (Pütz 2009) dem Verständnis von Welsch an.

Verfolgt man diese Gedanken weiter, können sich Menschen in Form einer „alltäglichen Transkulturalität“ in unterschiedlichen Deutungsschemata verorten. Werden die Deutungssysteme für die Subjekte reflexiv zugänglich und somit absichtsvoll

⁴ Dieser Begriff nimmt laut Brockhausdefinition darauf Bezug, „[...] dass in jeder Gesellschaft Menschen unterschiedlicher Sprachen, Traditionen, religiöser Bekenntnisse, Wertvorstellungen, Staatsangehörigkeit, Erziehung und Lebensstile zusammenleben.“ (Brockhaus 2010, Band 14, S. 5125). Der Multikulturalismus beruht auf einer (vornehmlich) politischen Forderung und (sekundär) auf der sozialen Absicht, Lösungen zu finden, um ein friedvolles Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen und Lebensformen sicherzustellen. Hierbei beschränkt er sich hauptsächlich auf Akzeptanz und Toleranz (Munsch 2011, S. 27f).

einsetzbar, kann die „alltägliche Transkulturalität“ zu einer „strategischen Transkulturalität“ werden. Die Individuen verfügen dann über die Fähigkeit, sich reflexiv an unterschiedlichen Symbolsystemen zu orientieren und in ihnen zu operieren (vgl. Pütz 2009, S. 65).

Bei der „alltäglichen Transkulturalität“ werden routinemäßig Deutungsschemata herangezogen, die dem Akteur in einer reflexiven Auseinandersetzung meistens nicht zur Verfügung stehen. Sie wird bei Interaktionen oft (unbewusst) praktiziert, um die Bedeutungsgleichheit mit dem Gegenüber herzustellen (vgl. Pütz 2009, S. 78).

„Strategische Transkulturalität“ meint hingegen eine absichtsvolle, reflexive Verortung, bei welcher auf verschiedene Deutungsmuster reflexiv zurückgegriffen werden kann. Das Subjekt kann flexibel mit Identitätscodierungen umgehen, sich situationsabhängig und intentional auf diverse Bezugssysteme einstellen. Es handelt sich gleichzeitig um eine ökonomisch verwertbare Ressource, durch die Handlungsspielräume auf dem Markt erweitert werden können. Zusätzlich ermöglicht sie dem Unternehmer die Teilhabe an unterschiedlichen sozialen Beziehungen (vgl. Pütz 2009, S. 78f).

Eine Frau türkischer Herkunft meistert die „strategische Transkulturalität“ beispielsweise, indem sie sich reflexiv mit machtvollen Zuschreibungen auseinandergesetzt und die Fähigkeit entwickelt hat, mit kulturellen Kodierungen flexibel umzugehen und diese situativ einzusetzen. Sie lässt sich etwa als Unternehmerin durch die Wahl ihrer äußeren Erscheinung im formalen Businesslook und perfektem Make-up nicht einer ethnischen oder konfessionellen Gruppe auf Grund äußerer Kennzeichen zuordnen. Durch ihr Auftreten als Geschäftsfrau verschafft sie sich den nötigen Respekt und Distanz, sprachlich lässt sie sich ebenfalls nicht ethnisch anders festlegen (vgl. Pütz 2009, S. 75). Den Vorteil, mit Geschäftspartnern aus der Türkei besser verhandeln zu können, bringt sie ohnehin mit.

Pütz spricht bei der „strategischen Transkulturalität“ also von einem bewussten Umgang mit den verschiedenen Deutungsmustern und Bezugssystemen, je nach Kontext und Situation. Von einem Muster kann man sofort auf ein anderes zurückgreifen und entsprechend agieren. Man kann also von einem System zum anderen switchen, die anderen Tastaturen spielen, die andere Sprache und den anderen Verhaltenskodex verwenden sowie sich den in der Situation vorherrschenden Spielregeln anpassen. Beim unternehmerischen Aspekt kommt neben dem Akzeptanzbedürfnis das absichtsvolle Agieren mit dem Ziel eines positiven Geschäftes oder Vertragsabschlusses hinzu, kurz, es soll durch das Switchen zwischen bekannten Bezugssystemen ein Geschäftsvorteil oder die Erweiterung des Marktes erzielt werden (vgl. Pütz 2009, S. 74–78).

Diversity Management kann folglich als „strategische Transkulturalität“ bezeichnet werden.

Perspektivenwechsel beim Umgang mit Diversity

Wichtig ist bei Diversity-Ansätzen grundsätzlich die Erweiterung des Bewusstseins, weg von Defizit behafteten Minderheiten hin zu ressourcenreichen und mit verschiedenen Kompetenzen ausgestatteten Individuen.

Diese positive Herangehensweise ist entscheidend. Diversity sollte, wie es auch Terkessidis (vgl. 2011, S. 203f) zum Ausdruck bringt, nicht als notwendiges Übel betrachtet werden, sondern als eine begrüßenswerte Gestaltungsaufgabe, die das friedliche Zusammenleben zum Ziel hat. Es findet ein notwendiger Wechsel der einseitigen Fokussierung statt, weg von der Vergangenheit, hin zu einer gemeinsamen Zukunft. Auf diese verweist Mark Terkessidis in folgender richtungsweisender Aussage:

„Die historischen Fäden verlaufen in alle möglichen Richtungen [...] Was existiert ist die gemeinsame Zukunft. Es ist egal, woher die Menschen kommen, die sich zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Polis aufhalten. Wenn erst einmal die Zukunft im Vordergrund steht, dann kommt es nur darauf an, dass sie jetzt in diesem Moment anwesend sind und zur gemeinsamen Zukunft beitragen.“ (Terkessidis 2010, S. 220)

Zusammenfassend sind folgende Erweiterungen der Perspektiven für ein Gelingen von Diversity nötig und zu befürworten, um eine zu einseitige Betrachtungsweise zu vermeiden:

Weg von der Fokussierung auf	Hin zu ...
Unterschiede, Differenzen, Abgrenzungen	Gemeinsamkeiten, Ähnlichkeiten, Anschlussmöglichkeiten
klar abgegrenzte Gruppen	zielgruppenübergreifenden Merkmalen und letztlich Fokussierung auf einzelne Individuen und Biografien
Defizite und Mängel	Ressourcen, Potentialen, Kompetenzen
unterschiedliche Vergangenheit	gemeinsamer Zukunft
Monokulturen und monokulturelle Identitäten	Transkulturen und transkulturellen Identitätskonstruktionen und der Tatsache, dass jeder Vielfalt in sich trägt

Tabelle 1: Erweiterungen der Perspektiven

Bei dieser Übersicht wird ersichtlich, dass die Überlegungen von Welsch und sein Konzept der Transkulturalität für Diversity konstruktiv sind, da man sowohl bei den verschiedenen Diversity-Kategorien als auch bei den unterschiedlichen Kulturen nicht von klar abgrenzbaren Gruppen ausgehen kann, sondern von Vernetzungen in verschiedener Hinsicht.

Entscheidend ist nicht das Faktum der Diversität, sondern der Umgang mit ihr. Im Mittelpunkt sollte der Mensch als Individuum mit seiner jeweils eigenen Biographie und Erfahrung stehen. Dann erweist sich die Fokussierung auf defizitbehaftete Minderheiten wie auch die Schubladisierung als zu oberflächlich und inkorrekt, da Merkmale zielgruppenübergreifend und gruppenintern variieren können. Daher kann man sowohl bei den verschiedenen Diversity-Kategorien als auch bei den unterschiedlichen Kulturen nicht von klar abgrenzbaren Gruppen ausgehen.

Im Laufe der Jahre wurden die Diversity-Modelle immer differenzierter. Man berücksichtigte beispielsweise die Sprachkompetenzen, die Berufserfahrungen, das Bildungsniveau, den sozioökonomischen Status etc. Die jüngsten Modelle, die sehr umfangreich und ganzheitlich geprägt sind, setzen schließlich das Individuum in den Mittelpunkt, ohne es von vornherein einer Gruppe zuzuordnen und es zu Schubladisieren. Sie integrieren bereits implizit das transkulturelle Gedankengut.

Wichtig ist, bereits in den ersten Phasen einer Diversity-Initiative die richtige Geisteshaltung gegenüber Vielfalt, Unterschiedlichkeit und Individualität (in einem Unternehmen) anzustreben. Allen Beteiligten sollte ein elementares Grundverständnis der Diversity-Philosophie, der (inneren) Transkulturalität und ein positiver Zugang zur Vielfalt vermittelt werden. Eine ernstgenommene Einführung von Diversity Management ist als ein lang angelegtes, nachhaltiges (Veränderungs-) Programm anzusehen. Für ein erfolgversprechendes Diversity Management ist eine positive, interaktive, kooperative, tolerante, letztendlich ethische und menschliche Haltung essentiell.

Unternehmen – ein gutes Übungsfeld für Diversity

Institutionen wie Unternehmen, in denen zahlreiche Vielfaltsaspekte zusammenlaufen, stellen gute und notwendige Übungsfelder dar, Diversity(-Konzepte, -Philosophien) gezielt und bewusst umzusetzen. Warum? Einerseits bieten sie einen geschützten und kontrollierbaren Rahmen für alle Beteiligten, andererseits gilt für alle ein übergeordnetes Reglement, an das sich alle zu halten haben. Dadurch sind wesentliche Grundfaktoren gegeben, die einer Institution den Umgang mit Diversity im Vergleich zur Gesellschaft erleichtern, die viel mehr Bereiche in einem größeren Ausmaß abzudecken hat.

Yildiz bezeichnet besonders jene Firmen, die schon immer global ausgerichtet und aufgestellt waren, als „Orte der Diversität“ und der „Entnationalisierung“ (vgl. CIC 2012), wodurch sich die Annahme bestätigt, dass sie sich einerseits als gutes Übungsterrain eignen und andererseits durch ihre Erfahrungen bereits ein gutes Fundament für einen bewussten Umgang mit Diversity mitbringen:

„Daher sind solche Firmen Verdichtungsräume für Diversität und können auf Grund ihrer langjährigen Erfahrungen globale Herausforderungen besser bewältigen als andere Institutionen.“ (CIC 2012, S. 19).

Eine Institution oder ein Unternehmen bietet des Weiteren die möglichen Rahmenbedingungen, um gemäß dem Hauptziel der „Transkulturalität“ bzw. der transkulturellen Interaktion (Tan May Ing 2000, S. 15–19), gemeinsam etwas Neues zu schaffen. In einer Firma ist die Schnittmenge der Gemeinsamkeiten in einem noch größeren Ausmaß vorhanden als in der Alltagswelt. Dadurch gibt es gleichzeitig mehr Anschlussmöglichkeiten, die Welsch bei seinem Konzept als wesentlich herausstreicht (vgl. Welsch 2005, S. 322). Die pragmatische Ausrichtung der Gemeinsamkeiten, auf die Welsch beim Zusammentreffen unterschiedlicher Lebensmuster Wert legt (vgl. Welsch 2005, S. 335), ergibt sich in einem international aufgestellten Unternehmen praktisch von selbst.

Für Mark Terkessidis (Journalist und Migrationsforscher) (vgl. 2010, S. 130f) stellen Institutionen ebenfalls geeignete Orte für gelungenes Zusammensein (bzw. für „Interkultur“) dar, weil dort der Wandel einer bestehenden Gesellschaftsstruktur in Anbetracht der kontrollierbaren Gleichberechtigung und Chancengleichheit beginnen und durch gezielte Politik und Maßnahmen leichter eingeführt werden kann.

Die Aufgabe einer Unternehmensführung, einer Firma mit globaler Ausrichtung besteht darin, die Potentiale der verschiedenen Kulturen und Menschen zu erkennen, zusammenzuführen und zu nutzen, gleich einem Mannschaftstrainer oder Dirigenten. Die typischen Merkmale sollten anerkannt, respektiert und stehen gelassen werden. Die Ressourcen, Fähigkeiten, Kompetenzen und Stärken sollten bei einem guten Management zum Zwecke eines höheren oder gemeinsamen Zieles eingebunden werden. Die vielfältigen Elemente sollten wie die vielen Instrumente eines Orchesters genutzt, manches Mal zur Betonung einer Phrase sogar vermehrt eingesetzt werden, um dann an einer anderen Stelle wieder in den Hintergrund zu treten, um die Lebendigkeit der Produktion und das Interesse der Zuhörer (übertragen auf die Wirtschaft: der Kunden) aufrecht zu erhalten. Ziel sollte es nicht sein, dass alle Instrumente (bzw. Mitarbeiter) gleich werden sollen, weil dadurch alles monoton, leblos, undynamisch und mit der Zeit uninteressant werden würde. Jedoch wäre es wichtig, dass alle Beteiligten sich an übergeord-

nete Regeln halten, damit eine gewisse Ordnung, Struktur und dadurch Halt und Stabilität gewährleistet bleiben. Es geht also nicht um eine Vermischung oder Auflösung von kulturellen Elementen oder anderen Diversity-Kategorien, sondern um ein optimales Zusammenspiel in einem gesicherten Raum. Dies deckt sich mit der Äußerung Laribles, der zum Schluss kommt, dass Vielfalt erst dann interessant wird, wenn die verschiedenen Charakteristika bestehen bleiben, aber sich alle den übergeordneten Regeln des respektvollen Umgangs miteinander fügen (vgl. Larible 2011, S. 6). Natürlich ist für den Geist, die Atmosphäre und das Flair der bereichernde Austausch unumgänglich. Hier sollte die transkulturelle Kommunikation zum Tragen kommen, bei der das Gegenüber „mit seiner ganz eigenen Biographie und Vielfalt von prägenden Einflüssen wahrgenommen wird.“ (Whande 2011)

Um ein gemeinsames Miteinander positiv zu fördern ist Offenheit wichtig. Offenheit braucht laut Prengel eine gegebene Struktur, die Sicherheit bietet, damit sich Vertrauen aufbauen kann. Ein gewisses Reglement von ethischen Werten, das allen Diversity-Dimensionen sowie Differenzen übergeordnet ist und das Individuum in den Mittelpunkt rückt, ist daher erforderlich.

Ein Fehler wäre es, laut Prengel, Versprechungen auf große Freiheiten zu machen, die letztendlich nicht eingelöst werden können. Sie rät dazu, die Begrenztheit von Modellen oder Konzepten transparent zu machen, denn sie können nur in einem begrenzten Maße allen Differenzen gerecht werden (vgl. Prengel 2007, S. 61). Sie behauptet sogar: „Vielfalt wird immer nur lebbar unter der Bedingung von Begrenzungen und Strukturierung. Gelingende Offenheit hat Struktur.“ (Prengel 2007, S. 61)

Für das Diversity Management zieht sie folgenden Schluss: „Auch für das Managen personeller Vielfalt in Organisationen gilt es zunächst, betriebliche hierarchische Strukturen recht weitgehend anzuerkennen.“ (Prengel 2007, S. 63) Sie bezieht sich hier auf eine partielle Akzeptanz (vgl. ebd.). Der Anerkennung betrieblicher hierarchischer Regeln ist sicherlich zuzustimmen, einer Hierarchisierung der Unterschiede jedoch nicht. Hier möchte ich anmerken, dass Merkmale und Einstellungen sowohl gruppenintern variieren als auch gruppenübergreifend sein können, und dass Individuen mehreren Gruppen gleichzeitig angehören können.

Vor- und Nachteile interkultureller Teams

Die Studien zum Interkulturellen Personalmanagement (IPM) ziehen die Vielfalt der Kulturen in Betracht. Dabei geht man in der Praxis des Berufsalltags noch von einer gewissen Homogenität der Kulturen aus und sieht die Mitarbeiter als Mitglieder bzw. Vertreter einer Kultur, wodurch ihnen gewisse Eigenschaften und Verhaltensweisen zugeschrieben werden. Das hat zum Teil (und vor allem im Geschäftsleben)

seine Berechtigung, dennoch sollte nach einer gründlichen Auseinandersetzung mit Diversity letztendlich das Individuum mit seiner individuellen Biographie im Zentrum der Betrachtung stehen.

Bei meiner Dissertationsstudie „Diversity Management aus Sicht der Transkulturalität. Erfahrungen internationaler Fachkräfte in Kärnten. Eine qualitative Studie.“ (2012) richtete sich das Hauptaugenmerk auf den Umgang mit der kulturellen Vielfalt in Unternehmen. Bei der qualitativen Studie untersuchte ich drei Unternehmen Kärntens und recherchierte, wie hochqualifizierte Fachkräfte aus dem internationalen Raum das Diversity Management in Kärnten und ihre Einlebensphase in Kärnten erlebten. Zudem befragte ich nicht nur die Mitarbeiter, sondern auch Führungskräfte der international aufgestellten Firmen, welche Erfahrungen sie mit interkulturell breit aufgestellten Teams gesammelt haben.

Aus den Erfahrungswerten der Befragten jener Unternehmen Kärntens, die MitarbeiterInnen aus aller Welt, verschiedener Religionen, Rassen, Sprachen angestellt haben, kann man schließen, dass es bei der Zusammenarbeit in interkulturell aufgestellten Teams zunächst wichtig ist, die Sensibilität der Mitarbeiter dahingehend zu schärfen, dass es immer um Individuen mit ihren eigenen Biographien, um Menschen geht, die nicht einfach klischeehaft Schubladisiert werden können (vgl. Ratheiser 2012, Ex-I-2, S. 2).

Ein weiterer Schritt liegt in den Interkulturellen Trainings für Expatriates und für jene, die über längere Zeit mit Kunden aus anderen Ländern zusammenarbeiten. Sie vermitteln wichtige Kenntnisse über kulturelle Sitten, Verhaltensweisen, Geschäftsstrategien anderer Kulturen und helfen, beim professionellen Umgang mit Partnern und Mitarbeitern aus dem internationalen Raum.

Grundsätzlich ist bei der Arbeit in interkulturellen Teams eine offene Haltung und eine gute, persönliche Beziehung zu den Menschen wichtig, nebst dem Verständnis, dass Menschen aus anderen Kulturen andere Arbeitsstile und Gewohnheiten mitbringen (vgl. Ratheiser 2012, I-6, S. 6, I-12, S. 6). Interkulturelle Teams bieten zudem die Möglichkeit, andere Arbeitsstile kennenzulernen, aus gewohnten Routinen auszusteigen und den eigenen Horizont zu erweitern (vgl. Ratheiser 2012, I-3, S. 23). Offenheit und Transparenz sind für eine gelungene Teamarbeit unerlässlich (vgl. Ratheiser 2012, I-3, S. 25). Darum sollte man es sich angewöhnen, seinen KollegInnen die geplante, eigene Vorgehensweise zu erklären (vgl. Ratheiser 2012, I-12, S. 6). Doch erweist sich diese offene Kommunikation auch nicht immer als komplikationslos, weil für viele Englisch die dritte oder vierte Fremdsprache ist (vgl. Ratheiser 2012, I-12, S. 6f). Letztendlich ist für die Zusammenarbeit auch immer eine gewisse Kompromissbereitschaft von Nöten (vgl. Ratheiser 2012, I-11, S. 6).

Die erfahrenen Expatriates und Experten sind sich darüber einig, dass man das Arbeiten in interkulturellen Teams nicht innerhalb eines Tages erlernen kann, sondern, dass es sich dabei um einen Prozess handelt, der Jahre dauert (vgl. Ratheiser 2012, I-12, Ex-I-1, Ex-I-2). Dabei spielen Einfühlungsvermögen und Flexibilität eine enorm wichtige Rolle (vgl. Ratheiser 2012, I-12, S. 28). Bei Interkulturellen Trainings erhält man zwar wichtige Informationen, die für einen professionellen Umgang in der interkulturellen Zusammenarbeit Orientierungshilfen bieten (vgl. Ratheiser 2012, Ex-I-1, S. 2, I-12, S. 30). Doch wirklich erlernen kann man diesen sensiblen, flexiblen Umgang letztendlich nur im gelebten (beruflichen) Alltag (vgl. Ratheiser 2012, I-12, S. 30). Daher werden auch Auslandsaufenthalte bereits in jungen Jahren empfohlen, da man durch sie die Möglichkeit hat, in andere Kulturen einzutauchen und Erfahrungen für das ganze Leben mitzunehmen (vgl. Ratheiser 2012, I-12, S. 30).

Ghettobildungen innerhalb eines Unternehmens kann entgegengesteuert werden, indem man bei Teambildungen darauf achtet, dass nicht mehr als 1-2 Personen aus einer Nation im Team vertreten sind (vgl. Ratheiser 2012, Ex-I-2, S. 3). Generell sind bei Großunternehmen aber in den Pausen oder bei den Freizeitaktivitäten sehr wohl Tendenzen zur Bildung von kleinen Subkulturen zu bemerken (vgl. Ratheiser 2012, Ex-I-2, S. 3), was aber, und dem pflichte ich bei, bei 3000 Mitarbeitern als normal betrachtet werden kann (vgl. Ratheiser 2012, I-6, S. 10).

Kulturbedingte Arbeitsrhythmen und -zeiten können mittels eines Angebots verschiedener Zeitmodelle von Seiten des Unternehmens berücksichtigt werden (vgl. Ratheiser 2012, Ex-I-2.2, S. 4), wodurch Probleme vermieden werden können.

Bezogen auf Österreich bzw. Kärnten scheinen Differenzen in den interkulturellen Teams eher zwischen jenen MitarbeiterInnen aufzutreten, die noch nicht viel in der Welt herumgekommen sind, und den KollegInnen, die bereits durch ihre weltweiten Erfahrungen einen anderen Horizont mitbringen (vgl. Ratheiser 2012, Ex-I-1, S. 4).

Unternehmensstrukturen und -profile scheinen nicht nur länderspezifisch zu variieren, sondern hängen auch davon ab, ob es sich um einen Großkonzern (z.B. in Frankreich) oder einen mittelständischen Konzern (z.B. in Deutschland) handelt (vgl. Ratheiser 2012, I-12, S. 28). Daher kann man schlussendlich sagen, dass jedes Unternehmen seine eigene Firmenkultur hat, die ein gewisses Eigenleben besitzt. Daher hat meines Erachtens die Führungsebene eine große Verantwortung, weil sie weichenstellend für das Arbeitsklima einer Firma ist. Sie gibt vor, welche Werte und Haltungen erwartet werden und sollte diese auch vorleben. Hierfür werden gerne Verhaltensmodelle herangezogen, an die sich alle halten sollten.

Der Erfolg eines interkulturellen Teams basiert also auf folgenden Punkten:

- Wertschätzung und Respekt jedem Einzelnen gegenüber, den man als Individuum betrachtet
- offene Haltung
- Verständnis für andere Arbeitsstile
- offene Kommunikation
- sensibler, flexibler Umgang miteinander

Eine menschliche Haltung, faires Verhalten, soziale Kompetenz und ein gewisses Diversity-Bewusstsein innerhalb der Belegschaft scheinen neben den erforderlichen Leistungsprofilen und Qualifikationen Voraussetzung für den Erfolg des Diversity Managements zu sein.

Grundsätzlich reicht es nicht aus, wenn man fremdkulturelle Werte, Normen, Sitten, Gebräuche, Verhaltensregeln und Weltbilder zu verstehen versucht, ohne dabei das eigene kulturelle Orientierungssystem bewusst zu reflektieren. Diese beiden Komponenten gehören für ihn zur Grundvoraussetzung interkultureller Handlungskompetenz (vgl. Thomas 2005, S. 13f).

Die Vor- und Nachteile bei der Arbeit in interkulturellen Teams können wie folgt zusammengefasst werden:

Nachteile	Vorteile
<ul style="list-style-type: none">• generell braucht man mehr Zeit und Geduld• Missverständnisse treten schneller als in monokulturellen Teams auf• man muss vermehrt Kompromisse eingehen	<ul style="list-style-type: none">• mehr Perspektiven und geringere Fehlerquoten• mehr Zugänge zu anderen Ländern• mehr Wissen über andere Länder, auch über die sozialen Verhaltensweisen• bessere Verhandlungsmöglichkeiten• man kann besser internationale Märkte erschließen, besser auf landesspezifische Kundenbedürfnisse eingehen

Ein gelungenes Diversity Management bringt zusammengefasst betriebswirtschaftliche Vorteile mit sich, da einerseits durch die vielseitigen Perspektiven bessere Ergebnisse mit weniger Fehlerquoten erzielt werden und andererseits besser auf die internationale Kundenstruktur reagiert werden kann.

Annedore Prengel spricht sich bei einem erfolgreichen Diversity Management gegen eine Uniformierung aus und sensibilisiert gleichzeitig für bestehende

Unterschiede, plädiert im Zuge eines realistischen Bezugspunktes aber für die Chancengleichheit. (vgl. Prengel 2007, S. 56f.) Folgender Vers aus dem Gedicht „For the white person who wants to know how to be my friend“ von Pat Parker bringt den ambivalenten Balanceakt, der in einer von Vielfalt geprägten Belegschaft wohl unvermeidbar ist, am besten zum Ausdruck. Er macht bewusst, wie wichtig es ist, bestehende Unterschiede zu respektieren. Einerseits ist sensibler Umgang mit ihnen angesagt, andererseits dürfen sie im Zusammenhang von Rechten, Chancen und Gleichberechtigung nicht relevant sein.

“The first thing you do is to forget that I’m black.
Second, you must never forget that I’m black.”
(Pat Parker 1990)

Literatur

- ALLOLIO-NÄCKE, Lars/KALSCHEUER, Britta/MANZESCHKE, Arne (Hrsg.):
Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz, Frankfurt a.M./
New York 2005
- Arbeitsgemeinschaft Alpen-Adria (Hrsg.): Minderheiten und grenzüberschreitende
Zusammenarbeit im Alpen-Adria-Raum, Trient 2004
- BECK, Ulrich: Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden, Frankfurt a.M. 2004
- BECK, Ulrich/BECK-GERNSHEIM, Elisabeth: Fernliebe, Frankfurt a.M. 2011
- BONFADELLI, Heinz/ MOSER, Heinz (Hrsg.): Medien und Migration. Europa als multikultureller
Raum?, VS Verlag, Wiesbaden 2007
- BROCKHAUS, das Taschenlexikon in 24 Bänden, München 2010, Band 14
- BUKOW, Wolf-Dietrich u.a. (Hrsg.): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft,
Wiesbaden 2011
- CIC – Carinthian International Club (Hrsg.): Diversity Compass. Ein Handbuch im Auftrag des CIC –
Carinthian International Club zur Förderung der kulturellen Vielfalt in Kärnten, Klagenfurt 2012
- EGNER, Heike/GROSS, Horst Peter (Hrsg.): Die Alpen-Adria-Region. Bindungen und Grenzen.
Profil Verlag, München Wien 2013
- GÖHLICH, Michael/LEONHARD, Hans-Walter/LIEBAU, Eckart/ZIRFAS, Jörg (Hrsg.): Transkultu-
ralität und Pädagogik. Interdisziplinäre Annäherungen an ein kulturwissenschaftliches Konzept
und seine pädagogische Relevanz, Juventa Verlag, Weinheim und München, 2006
- GOMBOS, Georg: Mit Babylon leben lernen. Aspekte einer interkulturellen Mehrsprachigkeit,
Klagenfurt 2007
- HERDER, Johann Gottfried: Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit,
Suhrkamp, Frankfurt/Main 1967
- KRELL, Gertraude/RIEDMÜLLER, Barbara/SIEBEN, Barbara/VINZ, Dagmar (Hrsg.):
Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze, Campus Verlag, Frankfurt 2007
- LARIBLE, David, Kleine Zeitung, Sonntags-Interview, 6.11.2011, S. 6
- MAU, Steffen: Transnationale Vergesellschaftung. Die Entgrenzung sozialer Lebenswelten,
Campus Verlag GmbH, Frankfurt a. M. 2007

- MUNSCH, Chantal: Engagement und Diversity. Der Kontext von Dominanz und sozialer Ungleichheit am Beispiel Migration, Juventa Verlag, Weinheim und München 2010
- PAUSER, Norbert/WONDRAK, Manfred (Hrsg.): Praxisbuch Diversity Management, Facultas Verlags- und Buchhandels AG, Wien 2011
- NIETZSCHE, Friedrich: Nachgelassene Fragmente. In: NIETZSCHE, Friedrich: Sämtliche Werke, Bd 13, 1885–1889, S. 93
- NIETZSCHE, Friedrich: Sämtliche Werke, Bd 13, 1885–1889
- NYAMNJOH, Francis B.: Delusions of development and the enrichment of witchcraft discourses in Cameroon. In: MOORE, Henriette/SANDERS, Todd (eds.): Magical Interpretations, Material Realities, Modernity, Witchcraft and The Occult in Postcolonial Africa, London/New York 2002, Routledge 28–49
- PARKER, Pat: Poem: For the white person who wants to know how to be my friend, Gloria Anzaldua Verlag, Aunt Lute Foundation Books, San Francisco 1990
- PRENGEL, Annedore: Diversity Education – Grundlagen und Probleme der Pädagogik der Vielfalt. In: KRELL, Gertraude/RIEDMÜLLER, Barbara/SIEBEN, Barbara/VINZ, Dagmar (Hrsg.): Diversity Studies. Grundlagen und disziplinäre Ansätze, Campus Verlag, Frankfurt 2007, S. 49–67
- PÜTZ, Robert: Perspektiven der „Transkulturalität als Praxis“ Unternehmer türkischer Herkunft in Berlin. In: YILDIZ, Erol/MATTAUSCH, Birgit (Hrsg.): Urban Recycling. Migration als Großstadt-Ressource, Birkhäuser Verlage, Gütersloh, Berlin 2009, S. 63–81
- RATHEISER, Vera et. al. : Einblicke in die Alpen-Adria-Raumpraxis. In: EGNER, Heike/GROSS, Horst Peter (Hrsg.): Die Alpen-Adria-Region. Bindungen und Grenzen. Profil Verlag, München Wien 2013, S. 173–194
- RATHEISER, Vera: Diversity Management aus Sicht der Transkulturalität. Erfahrungen internationaler Fachkräfte in Kärnten. Eine qualitative Studie. Dissertation, Universität Klagenfurt 2012
- TAN MAY ING: Managing Diversity – ein Managementkonzept für deine sich verändernde Welt. In: Managing Diversity. Ansätze zur Schaffung transkultureller Organisationen. Berlin: KOBRA Werkstattpapier zur Frauenförderung Nr. 14, S. 15–19
- TERKESSIDIS, Mark: Interkultur, Suhrkamp, Berlin 2010
- TERKESSIDIS, Mark: Integration ist von gestern, „Diversity“ für morgen – ein Vorschlag für eine gemeinsame Zukunft. In: BUKOW, Wolf-Dietrich u.a. (Hrsg.): Neue Vielfalt in der urbanen Stadtgesellschaft, Wiesbaden 2011, S. 189–206
- THOMAS, Alexander/KINAST, Eva-Ulrike/SCHROLL-MACHL, Sylvia (Hg.): Handbuch. Interkulturelle Kommunikation und Kooperation, Vandenhoeck und Ruprecht GmbH, Göttingen 2005
- WELSCH, Wolfgang: Auf dem Weg zur transkulturellen Gesellschaft. In: ALLOLIO-NÄCKE, Lars/KALSCHEUER, Britta/MANZESCHKE, Arne (Hrsg.): Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz, Frankfurt a. M./New York 2005, S. 314–341
- YILDIZ, Erol/MATTAUSCH, Birgit (Hrsg.): Urban Recycling. Migration als Großstadt-Ressource, Birkhäuser Verlage, Gütersloh, Berlin 2009
- Internet**
- WELSCH 2009, S. 1 online im WWW unter URL: <http://www2.uni-jena.de/welsch/tk-1.pdf>, [28.9.2015]
- WHANDE Undine, online im WWW unter URL: http://www.realizecommunication.de/index.php?option=com_content&view=article&id=11&Itemid=8&lang=de&limitstart=2 [28.9.2015]

Plurikulturalität nicht Multikulturalität

Einige Texte in den deutschen Zeitungen in Rumänien aus letzter Zeit veranlassten den Theologen und Historiker Prof. Dr. Dr. h. c. Paul Philippi, Ehrenvorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, folgenden „unmaßgeblichen“ Vorschlag zu lancieren:

„Immer wieder erscheint die Formel von unserer ‚multikulturellen‘ Heimat. Ich finde wohl richtig, was damit gemeint ist, halte diese Formel aber für ungeeignet. Ich schlage vor, lieber von der ‚Plurikulturalität‘ zu sprechen: Nicht die Vielheit (die beliebige, die changierende, die gerne wechselnde Vielfalt) scheint mir das Charakteristische unserer Kulturlandschaft zu sein, sondern das beständige Nebeneinander- und Beieinanderstehen einiger wohl konturierter Kulturen, die sich gegenseitig und auf Dauer mögen. Darauf sollten wir den Finger legen: ‚PLURIKULTURELL‘.“

Die Devise der USA – „E pluribus unum – Aus Vielen soll eine Einheit werden!“ („Aus Vielen soll ein Einheitsbrei werden („melting pot“)“ – stimme, so Philippi, für Siebenbürgen keinesfalls. Hier laute sie „Unum – sed e pluribus“, was soviel bedeute wie „Wir sind Eines – aber aus Mehreren“.

Was für Siebenbürgen gilt, gilt eigentlich auch für ganz Europa. Der NZZ-Redakteur Eric Gujer behauptet z. B., Europa verdanke „seine Identität nicht dem Umstand, Schmelztiigel zu sein, sondern im Gegenteil seiner Kleinräumigkeit und den bewusst gepflegten Unterschieden in Sprache und Kultur“. (Neue Zürcher Zeitung, Internationale Ausgabe vom 10./11. November 2015).

Im Folgenden sollen einige Überlegungen diesbezüglich angestellt werden, wobei diesen auch entsprechende Beispiele aus der Praxis beigegeben werden.

Doch zunächst geht es um Begriffe. Der Begriff „Multikulturalität“ kam in den 1980er-Jahren in der Bundesrepublik Deutschland auf und wird oft missverständlich verwendet. Das liegt wohl daran, dass ihm kein echtes, in der Gesellschaft als solches identifizierbares Phänomen zugrundeliegt, es geht eher um eine Frage der

* Beatrice Ungar, Chefredakteurin der Hermannstädter Zeitung, Sibiu/Hermannstadt, Rumänien

Gesinnung, der Akzeptanz, dass in Deutschland inzwischen auch Menschen aus anderen Sprach- und Kulturkreisen leben und arbeiten. Der kürzlich verstorbene Altbundeskanzler Helmut Schmidt formulierte es zugespitzt so: „Die multikulturelle Gesellschaft ist eine Illusion von Intellektuellen.“ (Die Zeit, 2003)

Plurikulturalität hingegen bezeichnet ein jahrhundertealtes Phänomen oder Datum, das vernünftige Staatsmänner stets als Reichtum angesehen und deshalb auch gefördert haben. Natürlich vorwiegend aus strategischen oder gar nicht so selten aus pur wirtschaftlichen Interessen. Da ich in einem kurzen Referat nicht alle plurikulturellen Landschaften berücksichtigen kann, beschränke ich mich so weit es geht auf meine Heimatstadt Hermannstadt in Siebenbürgen. Ein kurzer Blick zurück in die Geschichte: Auch hierher kamen auf Einladung des ungarischen Königs Geysa ab 1141 deutschsprachige Einwanderer aus Luxemburg und dem Moselgebiet, aber auch aus Flandern. Diese sollten die Südgrenze des ungarischen Königreiches sichern. Die erste urkundliche Erwähnung Hermannstadts geht auf die 1191 erfolgte Gründung der Probstei des Heiligen Ladislaus der „Ecclesia teutonicorum ultrasilvanorum“ (Kirche der Deutschen jenseits der Wälder) zurück. Hermannstadt gehörte ab 1224 zu dem so genannten Königsboden, ein Gebiet, auf dem inzwischen „saxones“ genannten Siedler, seither bekannt als „Siebenbürger Sachsen“, durch den König Andreas II. einige Privilegien erhielten, u. a. das Recht, sich selbst zu verwalten.

Und jetzt vollführe ich einen regelrechten Sprung über die Jahrhunderte: Als ich einem Vertreter der US-Botschaft in Bukarest erzählte, wie weit zurück die Wurzeln der deutschen Gemeinschaft in Hermannstadt reichen, fragte er mich: „Wie könnt ihr euch noch nach bald 900 Jahren als Deutsche fühlen? Sind die Deutschen patriotisch Rumänien gegenüber?“ Ich fragte ihn, da ich wusste, er hat griechische Wurzeln, wie er denn mit seinem Sohn spricht. Seine Antwort lautete: „Natürlich Griechisch, Englisch spricht er mit der Mutter“. Genau genommen sprechen die Siebenbürger Sachsen ihren Dialekt, insgesamt gibt es mehr als 200 Idiome. Die deutsche Hochsprache war ab irgendwann die gemeinsame Sprache und auch die Unterrichtssprache. Heute gibt es allein in Hermannstadt mehrere staatliche Kindergärten und Schulen sowie Hochschulstudiengänge mit Unterricht in der deutschen Sprache. So können die Kinder der Angehörigen der deutschen Minderheit vom Kindergarten bis zum Hochschulabschluss in ihrer Muttersprache lernen. Tatsache ist, dass heute auch viele rumänische Eltern ihre Kinder an diese Kindergärten und Schulen schicken, weil sie sich davon bessere Chancen auf dem Arbeitsmarkt versprechen. Das stimmt für Hermannstadt und nicht nur. Wer Deutsch wie eine Muttersprache spricht, wird in Hermannstadt ohne Probleme einen Arbeitsplatz finden, denn die hier ansässigen Investoren aus Deutschland und aus Österreich suchen Mitarbeiter mit guten Deutschkenntnissen.

Zurück zur Kultur: Hermannstadt hatte 2007 in Partnerschaft mit Luxemburg und der Großregion den Status einer Europäischen Kulturhauptstadt inne. Die Einladung seitens Luxemburg erfolgte auch nach der Wiederentdeckung der gemeinsamen Wurzeln, die vor allem im sprachlichen Bereich klar zu erkennen sind. Wer Siebenbürgisch-Sächsisch spricht, kann ohne Probleme auch das Letzebuergische verstehen. Im Kulturhauptstadtjahr, das unter dem Motto „Stadt der Kultur – Stadt der Kulturen“ stand, spielte die Plurikulturalität die Hauptrolle. Alle in Hermannstadt ansässigen nationalen Minderheiten organisierten Kulturtage, einige zum ersten Mal. So gab es z. B. schon 2006 erstmals ungarische Kulturtage unter dem Titel „Ars Hungarica“, die heuer ihre zehnte Auflage erlebten. Es fanden aber auch Slowakische Kulturtage statt und auch die kleine jüdische Gemeinde veranstaltete gemeinsam mit der Föderation der Jüdischen Gemeinschaften aus Rumänien eine „Euro Judaica“ genannte Kulturwoche. Die Roma machten es ihnen nach. Seit 2007 findet zeitgleich mit dem traditionellen Töpfermarkt auf dem Großen Ring der Markt der Romahandwerke statt, bei dem auch Musik und Literatur der Roma vorgestellt werden. Das sind bei weitem nicht alle Veranstaltungen. Ich möchte damit nur aufzeigen, dass jede Ethnie ihre eigene Kultur pflegen und auch öffentlich präsentieren konnte und kann.

Interessant ist in diesem Zusammenhang die Tatsache zu erwähnen, dass z. B. an deutschen Schulen die mehrheitlich rumänischen Schülerinnen und Schüler (oft 90 %) sehr gerne in den Volkstanzgruppen mitmachen, wo sie siebenbürgisch-sächsische Tänze einstudieren. Allein an der Brukenthalschule sind das mehr als 180 junge Tänzerinnen und Tänzer. Zum Vergleich: Als lediglich Muttersprachler an dieser Schule lernten, gab es keine Volkstanzgruppe. Einige ältere Siebenbürger Sachsen hatten anfangs Mühe damit, dass rumänische Kinder und Jugendliche die Volkstänze ihrer Vorfahren erlernten und öffentlich präsentierten. Manche sagten sogar, das sei „Maskenball-Gehabe“ bzw. „Folklore“. Identitätspflege sähe anders aus. Wenn man aber andere Kulturen kennen möchte, macht man dies zunächst natürlicherweise an sichtbaren bzw. hörbaren und kulinarischen Zeichen fest: Volkstracht, Volksweisen, Architektur, Gastronomie spielen eine wichtige Rolle. In Schäßburg fand in diesem Jahr schon zum 13. Mal das Proetnica-Festival statt, bei dem sich alle in Rumänien lebenden nationalen Minderheiten treffen und austauschen. Im Vordergrund stehen natürlich die Folkoreensembles, es gibt aber auch Rundtischgespräche, Lesungen, Konzerte. Kurzum: Das Festival ist gelebte Plurikulturalität und zugleich eine Einladung an die rumänische Mehrheitsbevölkerung, diese kennen und schätzen zu lernen. Ganz im Sinne von Helmut Schmidt, der 1996 schrieb: „Heutzutage ist das wichtigste zu lernen, wie man andere Völker versteht. Und zwar nicht nur deren Musik, sondern auch ihre Philosophie, ihre Haltung, ihr Verhalten. Nur dann können sich die Nationen untereinander verstehen.“ (Helmut Schmidt: „Weggefährten – Erinnerungen und Reflexionen“, Siedler-Verlag, 1996, S. 58)

Betrachtet man diese Sätze genauer, geht es darum, andere Völker zu verstehen, nicht darum, sie nachzuahmen. Die Tatsache, dass nur in den Volkstanzgruppen, die siebenbürgisch-sächsische Tänze vorführen, rumänische Kinder und Jugendliche mitmachen, muss darauf zurückgeführt werden, dass diese Kinder und Jugendlichen deutsche Schulen besuchen und es als ganz normal empfinden, dass sie eben die traditionellen Volkstänze dieser Minderheit lernen. Wer eine ungarische Schule besucht, pflegt eben die ungarischen Tänze usw. Darin liegt auch der Kern der plurikulturellen Region Siebenbürgen: Jede Ethnie pflegt ihre Identität und wird auch entsprechend wahrgenommen. Ein Beweis dafür, was der Philosoph Michael Oakeshott 1948 an seinen Kollegen Karl Popper geschrieben hat: „Ich glaube nicht, dass die Vernunft das einzige Band ist, das die Menschen zusammenbringt, nicht weil Menschen manchmal unvernünftig sind, sondern weil es etwas viel Stärkeres gibt, daß sie zusammenführt, zum Beispiel die gemeinsame Kultur.“

Belächelt werden hierzulande jedenfalls Angehörige einer Minderheit, die sich als Angehörige einer anderen Minderheit oder der Mehrheit ausgeben. Das gilt vor allem für Roma, die sich auch bei der letzten Volkszählung im Oktober 2011 nicht als Roma erklärten, sondern mehrheitlich als Rumänen. Auf die genauen Gründe kann ich nicht eingehen, sie liegen in der Vergangenheit und fußen auf der mündlichen Kultur der Roma. Desgleichen wird sich wohl kein Roma als solcher zu erkennen geben, wenn er liest, wie in der rumänischen Presse über diese Minderheit berichtet wird.

Tatsache ist, dass plurikulturelle Regionen wirtschaftlich besser dastehen, wenn alle Ethnien ihre Identität pflegen können und in friedlicher Konkurrenz zueinander sich bereichern. Zurück zu Hermannstadt: Die Siebenbürger Sachsen konnten hier einige Premieren verbuchen. Sie gründeten z. B. 1788 das erste Theater, nachdem schon ab Mitte des 16. Jahrhunderts Theatervorstellungen hier stattfanden. Diese Erfolge weckten Ambitionen bei den Rumänen aus der Umgebung, die im Gegenzug eine Schule für Ikonenmaler gründeten und auch sonst gute Geschäfte mit den Hermannstädtern machten. Auf diese jahrhundertealte Tradition konnte auch das „Internationale Hermannstädter Theaterfestival“ aufbauen, dessen Initiator Constantin Chiriac ein Exzellenzzentrum für Theaterwissenschaften auf die Beine gestellt hat. Chiriac war es auch, der das Theater als Wirtschaftsfaktor etablierte. Dies gelang ihm mit der Veranstaltung einer Theaterbörse, an der verschiedene Bühnen ihre Inszenierungen anbieten und austauschen können. Dank des Kulturhauptstadtjahres spielt Kultur in Hermannstadt weiterhin eine wichtige Rolle und konnte auch mit 1 Prozent zum Einkommen der Stadt beitragen. Den höchsten Beitrag leistete das von der Stadt finanzierte Radu Stanca-Nationaltheater, das auch über eine deutsche Abteilung verfügt. Laut Chiriac veranschlagte der Stadtrat Hermannstadt prozentuell gesehen weltweit die größte Summe des gesamten städtischen Haushalts für die Bezuschussung von Kulturveranstaltungen: 13 %.

Zum Schluss noch ein Beispiel aus dem Bereich Esskultur: Bei einem von dem ungarischen Kulturbüro Hermannstadt in diesem Sommer organisierten Gulasch-Kochwettbewerb bestand die Jury zur Hälfte aus Rumänen und zur Hälfte aus Ungarn. Wie es in Siebenbürgen über Jahrhunderte üblich war, spielte eine Deutsche die Rolle des „Puffers“ als Juryvorsitzende. Gewonnen hat ein rumänisches Team ... Ist das nun der Plurikulturalität oder der Multikulturalität zuzuschreiben?

Sonderthemen

Kritiki pripisujejo današnjemu zahodnemu družbenemu sistemu pospeševanje egoizma in nesolidarnosti, češ da si lahko vse in da lahko imaš vse, če se sam znaš ustrezno »pozicionirati« in prilagoditi. Tako nas dela poslušne sistemu in slepe za človeške potrebe soljudi. Ali je res tako? Ali ni v zahodni družbi tudi veliko solidarnosti?

Dober dan. Moje ime je Maks Dakskobler. Prihajam iz Slovenije, natančneje iz okolice Kranjske Gore. Danes sem tu, ker bi preprosto rad spregovoril o določeni temi. Rad bi spregovoril o »zahodnem načinu življenja«. Kaj točno je zahodni način življenja? Pa dvigne roko neki učenec in pravi: »To je način življenja nas, Evropejcev. To je lepo in mirno življenje, vsi smo enakopravni, ni prepиров, med seboj se imamo radi, ljudje so nasmejani, ni vojn, ni predsodkov, ni sovraštva, ni meja in glavno: če si kaj močno želiš, se ti bo želja izpolnila.«

Ne, ne, ne, to ni zahodni način življenja, vsaj v mojih očeh ne! Zame je tak opis življenja kot tisti za ušesa privlečen opis na letakih za oglaševanje kakšnih hotelov, saj jih vsi poznate, kajne? Vse je brez napake, opisi in fotografije so taki, da bi najraje kar takoj spakiral in odšel tja. Problem pa je v tem, da – ko prideš tja – vidiš, da je slika povsem drugačna ... Da vidim pravo sliko zahodnega načina življenja, mi ni treba spakirati kovčkov, le razgledati se moram okoli sebe. Pogledati moram le ljudi, ki me obkrožajo. In kaj vidim? Vidim ljudi, ki so zazrti sami vase, ljudje želijo najprej poskrbeti sami zase, preden pogledajo, ali kdo potrebuje pomoč. Vidim ljudi, ki niso srečni, če njihovo življenje ni takšno, kot bi si želeli. Vidim tri stvari: egoizem, zavist in pohlep. Dajmo si priznati, da je vsaj kanček tega v vseh nas, pa ni nujno, da se tega zavedamo, sploh ne, za nas je to postalo nekaj vsakdanjega. Samoumevno

* Maks Dakskobler, učenec 3. letnika Višje šole za gospodarske poklice v Šentpetru pri Šentjakobu, Avstrija

Krščanska kulturna zveza in Narodni svet koroških Slovencev vsako leto ob podelitvi Tischlerjeve nagrade razpisujeta govorniški natečaj za učenke in učence višjih razredov slovenskih in dvojezičnih izobraževalnih ustanov na Koroškem. Govorniški natečaj je posebna ponudba za mladino, ki lahko ob njem preizkusi svoje govorne spretnosti in hkrati predstavi svoje kritične misli k izbranim temam širši javnosti.

Na letošnjem tekmovanju, ki je potekalo 18. 1. 2016 na Zvezni dvojezični trgovski akademiji v Celovcu, je sodelovalo 6 učenk/učencev. Zmagal je Maks Dakskobler za svoj govor na temo: Kritiki pripisujejo današnjemu zahodnemu družbenemu sistemu pospeševanje egoizma in nesolidarnosti, češ da si lahko vse in da lahko imaš vse, če se sam znaš ustrezno »pozicionirati« in prilagoditi. Tako nas dela poslušne sistemu in slepe za človeške potrebe soljudi. Ali je res tako? Ali ni v zahodni družbi tudi veliko solidarnosti? Njegov govor objavljamo na tem mestu s prijaznim dovoljenjem avtorja.

je na primer, da najprej poskrbiš sam zase. Nič novega ni, da sosedu ne privoščiš lepšega avta kot sebi, in nič nenavadnega ni, da kljub temu, da ima človek dovolj, želi več. Vse to so vsakdanje situacije.

Včasih se mi zdi, da bi lahko primerjal nas, ki živimo po zahodnjaško, s paradnimi konji, pa ne zaradi drugega kot dveh stvari: prva je ta, da nosimo navidezne plašnice, konju te služijo za to, da se česa ne ustraši, da ga kaj ne zmede. No, pri nas pa imajo te plašnice drugačno vlogo, preprečujejo nam, da bi videli širšo sliko in nas obdržijo čim bolj ozkogledne. Drugič pa, ker smo preprosto poslušni, celo zdresirani in delamo to, kar so nas naučili, ne da bi se upirali. Kdo nas je naučil? Naučili smo se sami, še vedno se učimo, vsak dan. Pouk pa usmerjajo mediji, družba, šole in politika. Prvi so tu mediji, ki nam vsak dan polnijo glave z bedarijami, na osnovi katerih si večina ljudi ustvari mnenja in prepričanja o raznih temah. Sledi družba, ki je pomemben faktor pri nas zato, ker smo ljudje preprosto taki, da si ne upamo izstopati. Zadovoljni smo, če smo podobni večini in če življenje poteka mirno in brez zapletov. V šolah se naučimo biti poslušni in ubogljivi. Prvič se seznanimo s podrejenostjo. Tu se postavijo temelji naših osebnosti in neki okvirji pravilnosti. Tu pa je še politika, demokracija torej. Ta beseda »demokracija« nam daje občutek, da tudi naše razmišljanje nekaj šteje. Daje nam neko misel, da pomagamo pri vodenju našega družbenega sistema. In tako je volk sit in koza cela. Mi ljudje se počutimo pomembno, smo svobodni, na glas izražamo svoja mnenja in vemo, kaj je prav in kaj narobe. Sistem nam to preprosto dovoli, v zameno pa dobi nekaj svetega – kontrolo nad veliko maso ljudi.

Potem pa je tu še ena beseda, pojem, ki ga v naši družbi pogosto omenimo, le malokrat pa ga tudi udejanjimo. Veste, o kateri besedi govorim? O solidarnosti. Toda ne o solidarnosti na svetovni ravni, v smislu denarnih pomoči za države v stiski. Spregovoril bi o solidarnosti med soljudmi v naši družbi. Koliko ljudi ima probleme, koliko jih strada in nima strehe nad glavo? Kdo pomaga njim? Redko kdo. Večina raje pogleda stran, kot da bi ponudila roko, topel obrok ali pa prenočišče takrat, ko je to potrebno. Kasneje pa jim ni težko, v prostovoljne prispevke vreči tistih nekaj evrov in s tem izpolniti našo »kvoto solidarnosti«. Žalostno je, da si ne upamo pomagati tistim v stiski in da raje damo denar komu, da on reši zadevo. Poleg tega pa si še celo pripišemo zasluge ...

V povzetku je »zahodni način življenja« neke vrste simbioza med ljudstvom in družbenim sistemom. Družbenega sistema ni brez našega ljudstva in našega ljudstva ni brez družbenega sistema, tako preprosto je. Prav v tem pa je glavni problem, v tej navidezni popolnosti našega življenja. Vse zgleda super, dokler se ne zgodi kaj nepričakanega, nekaj, česar nismo vajeni. Ker veste, stvar je v tem, da za nas zahodnjake problem ni problem, dokler se nas konkretno ne tiče. Za nas problem ni problem, dokler ne potrka na naša vrata. Nanašam se predvsem na

trenutno situacijo z begunci in na teroristične napade v Parizu. Ljudje se ustrašijo, radi bi le mirno življenje. Sistem pa je kar naenkrat pod pritiskom, ki ga ni vaje. Tu se pokaže šibkost našega družbenega sistema. Rešitev? Rešitev za izboljšanje našega »zahodnega načina življenja«? Je v načinu življenja samem. V nas. V ljudeh, ki ga živimo. Rečem lahko samo, da smo ljudje rešitev in vzrok vseh problemov v zahodnem načinu življenja! Za vse vas pa imam le še eno vprašanje, kaj ste vi, rešitev ali vzrok?

Hvala!

Volkszählungen in Rumänien und die deutsche Minderheit

Beginnen möchte ich mit folgender Definition der Volkszählung, auf Deutsch auch als Zensus bekannt: Sie ist eine gesetzlich angeordnete Erhebung statistischer Bevölkerungsdaten.

Die erste historisch bekannte Volkszählung ist die in Ägypten, ungefähr 2.700 Jahre vor Christus vollzogen. Bekannter sind die in der Bibel beschriebenen Volkszählungen. Die berühmteste davon ist die vom römischen Kaiser Augustus vorgeschriebene Registrierung, wovon auch Maria und Josef betroffen waren.

Nach den modernen heutigen Begriffen kann man als erste Volkszählung der Neuzeit die in 1528 in Litauen stattgefunden betrachten. Auf dem heutigen österreichischen Boden wurde eine nach den Verwaltungsreformen unter Maria Theresia 1754 durchgeführt, während auf dem heutigen Gebiet der Bundesrepublik Deutschland eine solche 1834 vom Deutschen Zollverein eingeführt wurde. Die ersten Volkszählungen auf dem heutigen Gebiete Rumäniens waren die von 1859. Sie wurden separat sowohl im damaligen Fürstentum Moldau wie auch im Fürstentum Walachei organisiert. Im Königreich Rumänien wurden dann später Volkszählungen in den Jahren 1899 und 1912 organisiert. 1930 fand die erste und einzige Volkszählung in Großrumänien (nach der Vereinigung Siebenbürgens und des Banats mit dem Königreich Rumänien) statt, während die folgenden Volkszählungen von 1948, 1956, 1966 und 1977 in den Nachkriegsjahren, unter der kommunistischen Machtausübung abgehalten wurden. Nach der politischen Wende in Rumänien Ende Dezember 1989 wurden Volkszählungen in den Jahren 1992, 2002 und 2011 organisiert.

Wir beginnen mit unseren Ausführungen über Volkszählungen in Rumänien – und damit meinen wir das heutige Territorium des Landes – mit der aus dem Jahre 1930. Zu vermerken sei noch, dass wir uns im Allgemeinen auf die Zahl der Gesamtbevölkerung, der Rumänen, sowie auf die der Ungarn, Deutschen, Roma und Juden beziehen werden, da wir diese als relevant finden und sie die zahlenmäßig repräsentativsten Volksgruppen in Rumänien darstellen.

* Dipl.-Ing. Waldemar Günter König (1940–2016), Diplomvolkswirt , Reschitza, Rumänien

** Erwin Josef Țigla, Vorsitzender des Demokratischen Forums der Banater Berglanddeutschen, Reschitza, Rumänien

Am Stichtag 29. Dezember 1930 lebten in Rumänien 14.280.729 Menschen, davon waren 11.118.170 Rumänen (77,9 %), 1.423.459 Ungarn (10,0 %), 633.489 Deutsche (4,4 %), 451.892 Juden (3,2 %) und 242.656 (1,7 %) haben sich als Roma bekannt.

Die nächste relevante Volkszählung in Rumänien war die vom 25. Januar 1948. Damals lebten im Lande 15.872.624 Einwohner, wovon sich 13.597.613, das heißt 85,7 %, als Rumänen deklarierten und 343.913, das heißt 2,2 %, als Deutsche. Gleichzeitig wurden diesmal u.a. 1.499.851 Ungarn (9,4 %), 138.795 Juden (0,9 %) und 53.425 Roma (0,3 %) aufgezeichnet. Das bedeutet einen Rückgang der deutschen Bevölkerung im Vergleich zu 1930 von 289.576 Personen. Ursache: hauptsächlich der Zweite Weltkrieg und seine Folgen (Kriegswirren, Überführungen – „Heim ins Reich“ –, Flucht, Deportation – etwa 75.000 –, Vertreibung usw.). Die jüdische Gemeinde verlor in derselben Zeitspanne 313.097 Mitglieder. Die Ursachen sind uns allen sehr bekannt.

Am 21. Februar 1956 zählte man in Rumänien 17.489.450 Menschen, wovon 14.996.114 Rumänen (85,7 %) und 384.708 Deutsche (2,2 %). Ungarn waren es 1.587.675 (9,1 %), Juden 146.264 (0,8 %), Roma 104.216 (0,6 %). Hier sei vermerkt, dass die Zahl der Deutschen leicht gestiegen war, um 40.795 Personen. Ursache: großteils die Rückkehr der Russlanddeportierten bis Dezember 1949.

In den Jahren 1950 - 1959 wurden in der Bundesrepublik Deutschland 3.454 Deutsche aus Rumänien aufgenommen. Das waren die ersten Zeichen der Auswanderungswelle, die sich in den kommenden Jahren ausbreitete.

Zehn Jahre später, am 15. März 1966, wurden 19.103.163 Einwohner gezählt, davon 16.746.510 Rumänen (87,7 %) und 382.595 Deutsche (2,00 %). 1.619.592 erklärten sich als Ungarn (das sind 8,5 %), 64.197 (das sind 0,3 %) als Roma und 42.888 als Juden (0,2 %).

Obwohl die Zahl der gesamten Bevölkerung von 1956 bis 1966 mit über anderthalb Millionen gewachsen ist, begann sich nun die Zahl der als Deutsche Registrierten zu vermindern. In dieser Zeitspanne waren die ersten Etappen der Auswanderungswelle in die Bundesrepublik Deutschland. Zwischen 1960 und 1969 spricht man von 16.294 Deutschen, die ihr Zuhause in Rumänien Richtung Bundesrepublik Deutschland verlassen haben.

Die letzte Volkszählung unter dem kommunistischen Regime war die am 5. Januar 1977, als sich 21.559.910 Menschen aufzählen ließen. Davon waren 88,1 % Rumänen (das waren 18.999.565 Einwohner) und 1,7 %, das heißt 359.109

Deutsche. Ungarn wurden 1.713.928 (7,9 %) aufgezeichnet, während sich 227.398 als Roma (1,1 %) und 24.667 als Juden (0,1 %) erklärten. Die Zahl der Deutschen hat sich wiederum um 23.486 Personen verringert. Hier eine geschichtliche Betrachtung dazu: Die Außenminister Rumäniens, Corneliu Mănescu, und der Bundesrepublik Deutschland, Willy Brandt, unterzeichnen am 31. Januar 1967 in Bonn einen Vertrag über die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zwischen beiden Staaten und somit galt Rumänien als erstes Land des europäischen Ostblocks, das dies mit der Bundesrepublik Deutschland tat. Das war ein Wendepunkt auch für die Rumäniendeutschen, da nun die Ausreisewelle beschleunigt werden konnte. Es ging in erster Linie um die sogenannten „humanitären Fragen“, wie die Zusammenführung getrennter Familien. In den Jahren 1970 bis 1979 wanderten aus Rumänien 71.417 Deutsche aus.

Die erste Volkszählung nach der Wende in Rumänien fand am 7. Januar 1992 statt. Gezählt wurden 22.810.035 Bewohner des Landes, davon 20.408.542 Rumänen (89,5 %), während sich 119.462 als Deutsche erklärten, das sind 0,5 %. Als Ungarn erklärten sich 1.624.959 Bewohner (7,1 %) als Roma, 401.087 Bewohner (1,8 %) und als Juden 8.955. Die Zahl der Rumäniendeutschen hat sich von 1977 bis 1992 um 239.647 Personen verringert.

Anlässlich seines Rumänienbesuchs am 6. und 7. Januar 1978 traf der damalige Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland Helmut Schmidt mit Nicolae Ceaușescu eine Vereinbarung, wonach Rumänien sich verpflichtete jährlich zwischen 12.000 und 16.000 Deutschen die Ausreise in die Bundesrepublik Deutschland zu gestatten. Im Gegenzug sagte der Bundeskanzler die Zahlung eines Pauschalbetrags pro Aussiedler zu. Dieser Betrag stieg von 5.000 DM im Jahre 1978 auf 7.800 DM zum Zeitpunkt der Wende. Dies führte dazu, dass in der Zeitspanne 1980 bis 1989 151.161 Deutsche aus Rumänien aussiedelten, während es im Jahrzehnt davor (1970–1979) 71.417 gewesen waren.

Um einen Vergleich mit der Situation der Juden zu machen: „Zu einer ersten größeren Auswanderungswelle dieser Minderheit kam es in den Jahren 1950/1951, als sich Rumänien bereit erklärte, eine größere Zahl von Juden gegen wirtschaftliche Vergünstigungen freizugeben. So wurden von Israel Ölförderanlagen nach Rumänien geliefert. Im Gegenzug konnten 85.000 Juden das Land verlassen. Auch vereinbarten beide Länder, monatlich die Auswanderung von 5.000 Juden zu ermöglichen. Die an Rumänien zu zahlenden Kosten von 8.000 Lei pro Kopf übernahm das Joint Distribution Committee. Insgesamt verließen zwischen Mai 1948 und Ende 1951 über 118.000 Juden das Land Richtung Israel. Als weitere Kompensation wurden Geflügelfarmen und andere agrarwirtschaftliche Betriebe von Israel geliefert.“

(aus Wikipedia)

Nach der politischen Wende in Rumänien, im Dezember 1989, kam es in den ersten 6 Monaten des Jahres 1990 zur massiven Auswanderung der Rumäniendeutschen, etwa 111.150 an der Zahl. Insgesamt waren es in der Zeitspanne 1990 bis 1992 159.473 Rumäniendeutsche, die offiziell als Aussiedler in der Bundesrepublik Deutschland aufgenommen wurden.

Die vom rumänischen Nationalen Institut für Statistik (INS) bekannt gegebenen Ergebnisse der Volkszählung vom 18. März 2002 umfassten unter anderem auch die ethnische Struktur der Bevölkerung auf Landes-, Kreis- und Ortsebene.

Zum ersten Mal in den letzten fünf Jahrzehnten hat sich, im Gegensatz zur logischen Entwicklung der demographischen Ereignisse, die Zahl der Einwohner Rumäniens vermindert und zwar im Vergleich zu 1992 auf 21.680.974, d.h. um 1.129.061 Personen, wozu in großem Maße wohl die Auswanderungswelle nach der Wende 1989 beigetragen hat. Die ethnische Struktur war dabei folgende: 19.399.597 (89,5 %) Rumänen, 1.431.807 (6,6 %) Ungarn, 535.140 (2,5 %) Roma, 61.098 (0,3 %) Ukrainer, 59.764 (0,3 %) Deutsche, danach, mit unter 40.000 Personen, Russen (samt Lipowaner), Türken, Serben, Slowaken, Bulgaren, Kroaten, Juden, Tschechen usw. Insgesamt waren es über 25 Ethnien. Am meisten vermindert hat sich die Zahl der Rumänen (-1.008.945), Ungarn (-193.152), Deutschen (-59.698), Serben, Kroaten und Juden, dafür ist die Zahl der Roma um 134.053 Personen angestiegen.

Die Auswanderungswelle der Rumäniendeutschen hat auch in den Jahren 1993 bis 1999 ihre Fortsetzung gefunden, doch nicht mehr in so großem Maße wie zuvor: 26.866 Rumäniendeutsche wurden in der Bundesrepublik Deutschland in dieser Zeitspanne offiziell aufgenommen. In den Jahren 2000 bis 2005 (bis da verfügen wir über offizielle Daten) waren es nur mehr 1.437 Rumäniendeutsche.

Nach fast zehn Jahren seit der Volkszählung vom 18. März 2002 fand in Rumänien erneut eine solche statt, und zwar am 20. Oktober 2011. Damit hat sich unser Land dem „europäischen Rhythmus“ angepasst, d.h. je eine solche Aktualisierung betreffend die Bevölkerungszahl zu Beginn eines Jahrzehnts durchzuführen. Da die Bearbeitung der primären Daten aus den Fragebögen viel Zeit und technischen Aufwand benötigt, können die endgültigen Ergebnisse erst nach mehr als einem Jahr kundgegeben werden (das bei uns, denn in anderen Ländern der EU dauert es viel länger). Aber schon am 2. Februar 2012 haben das Nationale Institut für Statistik und seine territorialen Einheiten die (provisorischen) Resultate für einige der wichtigsten Indikatoren publiziert, auf Landes- und Kreisebene wie auch für die administrativen Verwaltungseinheiten (Städte, Gemeinden), also nicht auch für die dazugehörenden Ortschaften (Dörfer). Hiermit konnten

wir unter anderem auch die Zahl der den nationalen Minderheiten angehörenden Personen erfahren.

Am 24. August 2012 (wohl auch aus politischen Gründen) haben wir aus Pressecommuniqués dann auch die „vorläufigen“ Daten erfahren. Und da erschien, zu unserer Überraschung und Unzufriedenheit, die Zahl der Einwohner nicht mehr nach Zugehörigkeit zu einer Minderheit sondern gruppiert nach der Muttersprache der Befragten. Muttersprache bezieht sich laut rumänischer Gesetzgebung nicht auf die Ethnie der Mutter, sondern ist die Sprache, die in den ersten Lebensjahren des Kindes am meisten in der Familie gesprochen wurde.

Dies ist aber nicht nur unsere einzige Unzufriedenheit, was diese Volkszählung betrifft. Wir denken, dass es die am schlechtesten organisierte und durchgeführte der letzten 50 Jahren war (und das wohl nicht nur wegen der Wirtschaftskrise). Auch denken wir, dass das dazu eingesetzte Personal nicht genügend instruiert worden war und wohl auch nachlässig gearbeitet hat, und dass zahlreiche Einwohner gar nicht befragt wurden. Darunter auch die, die beim Besuch des Zählers nicht zu Hause aufgefunden wurden, und die, die zur „stabilen“ Bevölkerung gehören, also den Wohnsitz in Rumänien haben, aber zur Zeit der Zählung für weniger als 12 Monate ins Ausland oder in andere Ortschaften im Inland verreist waren. Wohl sind auch ganze Wohnblocks oder Einzelwohnungen bei der Einteilung in Sektoren ausgelassen worden. Deshalb haben sich viele Personen bei den Rathäusern gemeldet, um doch registriert zu werden. Aber über andere Daten als die durch die Pressecommuniqués bekannt gegebenen verfügen wir zurzeit nicht, deshalb wollen wir in Folge diese analysieren. Auf Landesebene hat sich die Zahl der Einwohner weiterhin vermindert, bis auf 19.042.936 (davon waren 658.887 Personen für weniger als 12 Monate von zu Hause abwesend), im Gegensatz zu einer normalen, logischen demographischen Entwicklung. Die Auswanderung, die ja nach 1992 keine politischen oder weniger politische, sondern eher wirtschaftliche Gründe hatte und noch hat, wurde und wird fortgesetzt, erleichtert und begünstigt auch durch die Aufnahme Rumäniens in die EU.

Wenn in der Zeitspanne 1992 - 2002 die Bevölkerungszahl um 1,129 Millionen Personen zurückgegangen ist, erfolgte seit 2002 ein Schwund von 2,638 Millionen, das sind 12,2 % der Einwohner.

Die ethnische Struktur war folgende:

- Gesamtzahl: 19,043 Millionen Personen, davon:
- Rumänen: 16,870 Millionen (88,6 %), um 2,529 Millionen weniger als 2002,

- Ungarn: 1,238 Millionen (6,5 %), um 194 Tausend weniger als 2002,
- Roma: 619 Tausend (3,25 %), um 84 Tausend mehr als 2002,
- Ukrainer: 51.700 (0,27 %), um 9.400 weniger als 2002,
- Deutsche: 36.900 (0,19 %), um 22.900 weniger als 2002,

usw.

Mit nichtdeklarierte Nationalität wurden 59.200 Personen (0,31 % der Gesamtbevölkerung) eingetragen.

Die Deutschen belegen auf Landesebene den 4. Platz in der Reihe der nationalen Minderheiten (also außer der Mehrheitsbevölkerung). 2002 waren es noch rund 60.000.

Wo sind 23.000 verschwunden? Ausgewandert? Wohl kaum. Gestorben? Ein Teil davon bestimmt, wir haben ja ein schlechtes Altersverhältnis, mit vielen Leuten über 60 Jahren. Es sind bestimmt auch einige Hundert im Ausland, auf Arbeit (meist als Alten- und Krankenpfleger), die gehören aber zur „stabilen“ Bevölkerung, da sie ja nur wenige Monate im Jahr von zu Hause fehlen.

Die meisten Deutschen leben in den Kreisen: Temesch/Timiș (8.497), Sathmar/Satu Mare (4.986), Hermannstadt/Sibiu (4.117), Kronstadt/Brașov (3.313), Karasch-Severin/Caraș-Severin (3.070) und Arad (2.956).

Die Stadt mit den meisten deutschen Einwohnern bleibt weiterhin Temeswar/Timișoara (4.173). Es folgen Hermannstadt/Sibiu mit 1.481, Reschitza/Reșița mit 1.323, Arad mit 1.256 usw. Also hat in den letzten Jahren – von diesem Standpunkt aus betrachtet – ein Platzwechsel zwischen Hermannstadt (nun auf Platz 2, früher auf 3) und Reschitza (nun auf Platz 3, früher auf 2) stattgefunden.

Unser Verwaltungskreis Karasch-Severin, der sich ja zurzeit fast 100 % mit dem von uns bezeichneten Banater Bergland deckt, hat seit 2002 einen Rückgang der Einwohnerzahl von 333.219 auf 274.277, das heißt um 58.942 (17,7 %) zu verzeichnen, im Vergleich zur Zeitspanne 1992 - 2002, als dieser nur 43.128 Personen (11,5 %) betrug (in der Kreishauptstadt Reschitza ist die Zahl der Einwohner von 84.026 auf 65.509 geschrumpft).

Im Banater Bergland lebten also am 20. Oktober 2011 noch 244.748 Rumänen (-49.303 im Vergleich zu 2002), 7.533 Roma (-381), 5.162 Kroaten (-1.111), 5.098 Serben (-984), 3.276 Ungarn (-2.548), 3.070 Deutsche (-3.079), 2.600 Ukrainer (-926), 1.583 Tschechen (-896) usw. Bei „anderen Ethnien“ waren 664

Personen eingetragen (2002 waren es nur 61) und mit „nicht deklariertes Ethnie“ 543 (2002 nur 28).

Wenn die Deutschen bei der vorletzten Volkszählung im Rahmen der Minderheiten auf Kreisebene den dritten Platz belegten – nach den Roma und Kroaten und vor den Serben und Ungarn – hat sich die Situation 2011 für uns in dem Sinne verschlechtert, dass wir auf Platz 5 gesunken sind, nach den Roma, Kroaten, Serben und Ungarn.

Von den 3.070 hier eingetragenen Deutschen leben die meisten (2.500) in den Städten, davon 1.323 in Reschitza (samt den dazugehörenden Ortschaften), 424 in Anina mit Steierdorf, 258 in Karansebesch/Caransebeş, 194 in Ferdinandsberg/O elu Roşu, 177 in Bokschan/Bocşa und 102 in Orawitza/Oravi a. Im ruralen Bereich leben noch 570 Deutsche, die meisten in den Gemeinden Doclin, samt Dorf Tirol (83), Slatina-Timiş, samt Dorf Alt-Sadowa/Sadova Veche (79), Dognatschka/Dognecea (78), Russberg/Rusca-Montană samt Dorf Ruskitza/Ruschi a (59) und Franzdorf/Văliug (43). In der einst rein deutschen Gemeinde Weidenthal/Brebu Nou, samt Dorf Wolfsberg/Gărâna sind nur mehr 26 Deutsche ansässig. Es gibt auch 17 Gemeinden, in denen weniger als drei Deutsche wohnen. 2002 zählte die deutsche Stadtbevölkerung noch 5.189 und die Dorfbevölkerung 969 Personen (insgesamt 6.149).

Aus den Pressecommuniqués der Statistischen Ämter vom 24. August 2012 haben wir Folgendes erfahren: Auf Landesebene ist die Zahl der Einwohner nur um 831 Personen größer als in den provisorischen Daten vom 2. Februar 2012. Im Kreis Karasch-Severin gibt es in dieser Hinsicht überhaupt keine Differenz.

Es verschwindet als Indikator die Zusammensetzung der Bevölkerung aus den verschiedenen Ethnien und an seiner Stelle ist die Gruppierung nach der Muttersprache der Befragten erschienen und die Einteilung nach den anerkannten Religionen. Wie schon erwähnt, es kann die Zugehörigkeit zu einer Minderheit nicht mit der Muttersprache gleichgestellt werden. Bei uns im Banater Bergland (wie im ganzen Banat) gibt es viele Mischehen. Traditionell wird als Ethnie der Kinder diejenige des Vaters angegeben. Den Begriff „Muttersprache“ haben wir bereits erklärt.

Im Kreis Karasch-Severin wurden von den 274.277 Einwohnern 248.629 mit Rumänisch, 5.506 mit Romani, 4.989 mit Serbisch, 4.911 mit Kroatisch, 2.856 mit Ungarisch, 2.518 mit Deutsch, 1.475 mit Tschechisch usw. als Muttersprache eingetragen. Also von den 3.070 Deutschen haben wenigstens 552 (18,0 %) eine andere Muttersprache. Im urbanen Bereich waren es 387 und in den Dörfern 165. Wir wollen zusammenfassen:

Auf Kreisebene Karasch-Severin	Insgesamt Deutsche	Personen mit Deutsch-als-Muttersprache	
	3.070	2.518	82,0 %
<i>davon in:</i>			
Reschitza	1.323	1.096	82,8 %
Anina - Steierdorf	424	391	92,2 %
Karansebesch	258	227	88,0 %
Ferdinandsberg	194	163	84,0 %
Bokschan	177	134	75,7 %
Orawitza	102	82	80,4 %
Dognatschka	78	73	93,6 %
Slatina-Timiş, mit Alt-Sadova	79	69	87,3 %
Franzdorf	43	49	114,0 %
Doclin, mit Tirol	83	44	53,0 %
In anderen Ortschaften	309	190	61,5 %

Wahrscheinlich sind mehrere Deutsche mit einer anderen Muttersprache eingetragen und ebenso wahrscheinlich haben Angehörige zu anderen Minderheiten Deutsch als Muttersprache angegeben.

Natürlich sind in unserem Kreis nicht alle, aber die meisten Deutschen römisch-katholisch. Es gibt auch eine kleine evangelische (AB) Gemeinde und ein Teil zählt sich zu anderen Glaubensbekenntnissen. Leider ist noch nicht die Gruppierung der Minderheiten nach Religionen bekannt, aber aus den Reihen der gesamten Bevölkerung gehören 225.894 Personen der orthodoxen, 17.335 der römisch-katholischen, 2.045 der griechisch-katholischen, 1.014 der reformierten-calvinistischen, 4.243 der serbisch-orthodoxen Kirche an. 11.092 sind Baptisten, 9.187 sind Pfingstler, 856 Personen haben keine Religion angegeben. Unter diesen Umständen und in Betracht ziehend, dass die Bevölkerungszahl in den beiden Pressecommuniqués vom Februar und August 2012 dieselbe geblieben ist, glauben wir kaum, dass in den Endergebnissen von 2013 eine andere Einteilung der Bevölkerung nach Ethnien erfolgen wird.

Wie es auch immer sei, Tatsache ist, dass die Banater Berglanddeutschen, laut Statistik, immer weniger werden, was uns nicht erfreut. Es bleibt unsere Aufgabe, durch unsere Vereine weiterhin aktiv zu wirken, damit die deutsche Sprache und Kultur in diesem Landesteil Rumäniens nicht zu leiden hat.

Stipendien der Alpen Adria Universität für ukrainische Studierende

Seit bereits 7 Jahren vergibt die Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (AAU) aus dem Universitätsfonds Semesterstipendien für Studierende der Geistes- und Kulturwissenschaften der ukrainischen Partnerhochschule Jurij Fedkowytsh Universität Czernowitz. Es ist ein Stipendium jedes Semester, zwischenzeitlich waren es sogar zwei.

Das Stipendium wird in Czernowitz öffentlich ausgeschrieben, sowohl per Aushang an den betreffenden Fakultäten als auch online – auf der Web- und Facebook-Seite der Universität und des Zentrums Gedankendach.

Die Auswahl wird von einer Kommission an der Universität Czernowitz (www.chnu.edu.ua) im Zentrum Gedankendach (www.gedankendach.org) getroffen. Die Kommission setzt sich aus den Mitarbeitern des Zentrums, der OeAD- und DAAD-Lektoren, der DAAD-Sprachassistenten sowie Dozenten des Lehrstuhls für die germanische, allgemeine und vergleichende Sprachwissenschaft und Übersetzungswissenschaft zusammen. Die Zahl der Interessenten bleibt stets hoch – wir bekommen zwischen acht und fünfzehn Bewerbungen jedes Mal.

Das Auswahlverfahren gliedert sich in einen schriftlichen und einen mündlichen Teil. Die Bewerbung erfolgt per E-Mail in deutscher Sprache, nur die Studierenden der Anglistik bewerben sich in englischer Sprache. Nach dem Eingang der schriftlichen Bewerbungen entscheidet die Kommission, wer von den Bewerbern zum mündlichen Gespräch eingeladen wird.

Außer einem Lebenslauf und einer ausführlichen Motivation für das Studium an der AAU müssen die Bewerber einen Essay zu einem Schwerpunkt mit Österreich-Bezug verfassen. Zuletzt wurde beispielsweise das Thema „Städtepartnerschaft Tscherniwzi – Klagenfurt“ angeboten. Die Interessenten sollen sich mit dem Land, der Stadt und den Besonderheiten des Studiums an der österreichischen Universität auseinandersetzen und die Kommissionsmitglieder davon überzeugen, dass sie ein Studium in einem für sie fremden Land und einer völlig anderen Umgebung gut meistern können.

* Oxana Matiychuk, Koordinatorin der Zusammenarbeit mit deutschsprachigen Hochschulen im Internationalen Büro der Jurij Fedkowytsh Universität Czernowitz, Ukraine

Nach der Auswahl erfolgt die Nominierung des Kandidaten/der Kandidatin im Universitätssystem MOBIS durch die Koordinatorin Oxana Matyichuk, danach werden die erforderlichen Unterlagen von den Studierenden selbst hochgeladen.

Ein Studienaufenthalt an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt ist für alle Stipendiaten eine sehr wertvolle Erfahrung. Er ermöglicht einen wichtigen interkulturellen Austausch – man befindet sich nicht nur an einer Universität mit vielen internationalen Studierenden, sondern auch in einer multinationalen Gegend, im Dreiländereck, wo Österreich, Slowenien und Italien aufeinandertreffen. Die FB-Seite füllt sich schnell mit neuen Freunden aus verschiedenen Ländern der Welt.

Ein ganz anderes Organisationsprinzip des Studiums als an den ukrainischen Hochschulen ist am Anfang manchmal eine Herausforderung für ukrainische Studierende, die es gewohnt sind, zum Semesteranfang einen vom Dekanat erstellten Studienplan zu finden. Man ist jedoch schnell von der Möglichkeit begeistert, den Unterrichtsplan für sich selbst zu machen und aus dem großen Angebot des Studienverzeichnisses die Kurse auszusuchen, die man besuchen will. Diese Freiheit in der Unterrichtsgestaltung ist eine ausgezeichnete Gelegenheit Selbstorganisation und Eigenverantwortung zu üben.

Bei einem solchen Auslandssemester lernt man grundsätzlich sehr viel mit verschiedenen Freiheiten umzugehen, so dass man in jeder Hinsicht von dem Aufenthalt in Klagenfurt profitiert. Auch die Möglichkeiten der Freizeitgestaltung wissen Czernowitzer Studierende zu schätzen: Sport an der Universität, viele schöne Ausflugsziele in der Gegend, Reisen in die Nachbarländer – nichts darf zu kurz kommen, und meistens unternimmt man alles mit den neuen Freunden.

Die Ansprechpartnerinnen an der AAU für alle Belange sind Prof. Dr. Petra Hesse vom Institut für Slawistik, die Koordinatorin der universitären Zusammenarbeit, und Elena Buffa von dem Büro für internationale Beziehungen. Den beiden Damen gebührt ein großer Dank für ihre allseitige Unterstützung der ukrainischen Stipendiaten. Sie wissen für alles eine Lösung oder haben einen guten Rat.

Udo Puschnig und Wolfgang Platzer von der Landesregierung laden die Stipendiaten zu einem Gespräch ein und versorgen sie mit den Informationen über die interessanten Veranstaltungen verschiedener Art. Auch ihnen ist die Universität Czernowitz sehr dankbar.

Ausnahmslos alle Stipendiaten, die zurückkommen, betonen die Wichtigkeit des Semesterstudiums an der AAU Klagenfurt. Einige kommen mit Ideen zurück, die sie an ihrer Heimatuniversität umzusetzen versuchen. So ist auf die Anregung der Stipendiatin Daryna Posejtschuk hin das Sprachcafé Einstein entstanden: Während

ihres Semesters in Klagenfurt war Daryna selbst eine aktive Teilnehmerin des internationalen Sprachcafes. Zurück in Czernowitz gründete sie vor einigen Jahren eine ähnliche Initiative. Das Sprachcafe etablierte sich sehr gut und so treffen sich donnerstags um 16:00 Studierende, manchmal auch Schüler, im Literaturcafe oder an einem anderen Ort, um auf Deutsch über spannende Themen zu sprechen – ohne Dozenten, Lehrbücher und Noten. Geführt wird das Cafe von der DAAD-Sprachassistentin, auch deutschsprachige Praktikanten oder Austauschstudierende kommen dazu.

Die erste Stipendiatin aus Czernowitz in Klagenfurt war im Wintersemester 2007/2008 Olha Kravchuk (geb. Derevianko) von dem Studiengang „Ukrainisch-Deutsche Übersetzung“. Nun ist sie inzwischen selbst junge Deutschdozentin und Doktorandin bei Prof. Dr. Peter Rychlo und schreibt ihre Dissertation in der deutschen Literaturwissenschaft. Der Aufenthalt in Klagenfurt trug zu ihrer Liebe für die deutschsprachige Literatur auch wesentlich bei, meint Olha.

Und Marko Kulyk, Student des Studiengangs „Ukrainisch-Deutsche Übersetzung“, freut sich auf einen Aufenthalt an der AAU Klagenfurt im Wintersemester 2016/2017. Er ist der aktuelle Stipendiat aus Czernowitz, der sich von einem Auslandssemester sehr viel verspricht. Bestimmt wird bald auch er zu den überzeugten Anhängern der AAU zählen.

Im Folgenden berichten drei der Stipendiatinnen von ihren Erfahrungen in Klagenfurt:

OLENA KOST *

Reflexionen zum Studienaufenthalt in Klagenfurt

Es ist eine Stadt, wo der Sonnenuntergang kurz dauert, aber dieser Moment bleibt in deinem Herz ewig. Der Wörthersee zieht alle Bücherwürmer an, die den ganzen Winter in der Bibliothek verbracht haben. Im Goethe-Park blühen die rosaroten Bäume und es riecht nach Liebe. Im Stadtzentrum lebt ein Drache. Er ist lebendig. Er atmet sehr tief, nicht jeder kann es bemerken. Man soll nur aufmerksamer sein... Das ist kein Ausschnitt aus einem Roman. Das ist Klagenfurt. Ich habe dort nur vier Monate verbracht, aber es gibt so viele schöne Erinnerungen. Das Leben

* Olena Kost, Studentin an der Jurij Fedkowjtsch Universität Czernowitz, Ukraine und Austauschstudentin an der Alpen-Adria Universität in Klagenfurt im SS 2015

verläuft dort langsam, aber gleichzeitig schnell. Dort arbeiten die Leute nicht. Sie hackeln und hackeln. Man kann dort keine Brötchen kaufen, stattdessen sind dort Kaisersemmeln sehr beliebt. Schnitzel, Apfelstrudel, Kaffee Melange – die Liste kann unendlich sein. Nach dem ersten Besuch eines Lokals wirst du bestimmt sagen: «I mog Bia».

Meine Erinnerungen beschränken sich nicht auf Lebensmittel. Vielleicht ist es Ihnen schon durch meinen Schreibstil aufgefallen, dass ich ein kreativer Mensch bin. Da ich Journalismus studiere, wollte ich meine Fertigkeiten in diesem Fach verbessern. Solche Möglichkeit habe ich an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt gehabt. Am besten hat mir der Kurs „Kreatives Schreiben“ gefallen. Man fühlt sich wie ein richtiger Autor, wenn er unter einem Pseudonym schreibt. Vielleicht war die „Schwalbe“ nicht die beste Schriftstellerin, hat sich aber viel Mühe gegeben. Es könnte keinen besseren Ort für die Inspiration geben als die Universitätsbibliothek. Ebenda habe ich am meisten meiner Freizeit verbracht. Nein, nein, ich bin keine Klassenbeste, es war mein „Hangout place“. Und nicht nur meiner. Die drei Musketiere – ein italienischer Ingenieur, eine montenegrinische Englischprofessorin und eine ukrainische Journalistin haben dort studiert (oder ehrlich gesagt: Selfies gemacht).

In Klagenfurt habe ich auch zum ersten Mal alleine im Studentenwohnheim gewohnt. Ich habe nie in meinem Leben so viele Leute mit einer fremden Kultur gekannt. Nach vier Monaten war ein Begriff wie „Fremdkultur“ für uns nicht mehr bekannt. Wir hatten keine Nationen mehr. Wir waren Weltbürger. Als eine wichtige Erfahrung aus meinem Austauschsemester gilt dieses Begreifen, dass es so viele Sachen gibt, die wir gar nicht über andere Kulturen und Nationen wissen. Es gibt auch viele Dinge, die wir anderen beibringen können. Beispielsweise könnte sich niemand vorstellen, dass es in der Küche des Studentenwohnheims keine Party gibt, sondern einen Literaturabend, wo alle Leute Gedichte in ihrer Muttersprache vorlesen, oder einen internationalen Abend, bei dem Studenten die Initiative für das Kochen ihrer eigenen Speisen haben. Es war für uns interessant, die Gemeinsamkeiten in unseren Sprachen zu finden, weil sie gleich sind. Am Ende des Semesters konnte sich jeder in allen anderen Sprachen bedanken.

Ich habe für mich nicht nur Klagenfurt, sondern auch Pörschach, Villach, Graz, Wien und Salzburg entdeckt. Durch Reisen versteht man mehr als durch Internet oder Bücher. Ich würde nie meine Erfahrung in Klagenfurt mit einer anderen tauschen wollen. Nie! Nochmal nach Klagenfurt kommen? Gerne!

Semester in Klagenfurt oder Golden-Age Syndrome

Die von uns, die ein Semester im Ausland verbracht haben, werden die Zeit wohl nie vergessen. Und wenn das doch passiert, dann bestimmt nicht schnell. Die scheinbar ewigen Abende voll Schreiben und Lesen vergehen während Austauschsemester schneller, die Diskos sind lustiger, die Reisen sind spannender. Man atmet ja eine ganz andere Luft. Ich habe so ein Semester im Wintersemester 2015/16 an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt verbracht.

Episode 1: Anreise und der erste Eindruck

Es war 2 Uhr in der Nacht, als mein Wagen in Klagenfurt angekommen war. Die unscharfen Konturen der nächtlichen Stadt wirkten betäubend auf alle meine Mitreisenden einschließlich dem Fahrer, der gerade seine x-te Dose Energiegetränk austrank. Erstens gefiel es mir nicht, dass es die letzte Dose Energiegetränk im Wagen war. Zweitens gefiel es mir noch weniger, dass der Check-In im Wohnheim erst ab 10 Uhr morgens folgte und ich 8 Stunden früher ankam.

In solchen Momenten denkt man wohl an den Bahnhof und versucht, sich selbst darin zu überzeugen, dass es eigentlich okay ist, dort zu übernachten. Der Fahrer des Wagens war aber voll Entschlossenheit, dass wir uns etwas einfallen lassen und eine bessere Lösung finden sollten. Im Prozess der Vorbereitung auf meinen Aufenthalt in Klagenfurt erinnerte ich mich daran, dass ich tatsächlich einen Buddy in Österreich hatte. Dank dem Buddy-Programm an der AAU hatte ich einen Begleiter für meine Zeit in Klagenfurt bekommen. Der ordentliche Studierende sollte mir helfen, mich in Klagenfurt zurechtzufinden und es mir gemütlich zu machen. Ich glaube, mein Buddy zählte das hundertste Schaf, als ich ihn verzweifelt anrief und um Hilfe bat. Zwar habe ich darauf gehofft, dass er mir hilft, das unerwartete Problem zu lösen, war aber angenehm überrascht, dass der Mensch mitten in der Nacht nicht nur die Unterkunft schnell fand, sondern auch ein Gespräch mit Snacks vorschlug. Die Ängste waren weg. Ich fühlte mich in Klagenfurt willkommen.

Episode 2. Alltag beginnt

Am nächsten Tag begann schon das echte Studentenleben eines Austauschstudierenden, mit all dem anstrengenden Laufen von einem Büro zum anderen,

* Olya Demchuk, Studentin an der Jurij Fedkowskytsch Universität Czernowitz, Ukraine und Austauschstudentin an der Alpen-Adria Universität Klagenfurt WS 2015/16

Dokumente-Unterschreiben, Studentenausweis-Machen und Ins-Wohnheim-Anreisen. Ich fand das ganz lustig, eine große Menge neuer verwirrter Studenten – mit und ohne Eltern – überall lange Schlangen stehen zu sehen, während die ordentlichen Studenten ganz ruhig vorbei flanierten.

Im Wohnheim flanierte aber niemand. Alle warteten aufgeregt vor dem Büro der Heimverwaltung auf die Zimmerschlüssel. Koreaner, Italiener, Serben, Jakuten, Spanier und Amerikaner blätterten ihre Unterlagen nervös durch und wollten den Schlüssel so schnell wie möglich bekommen. Ich gehörte auch zu dieser Gruppe und wollte nicht nur mein Zimmer, sondern auch meine Zimmernachbarn sehen. Nautilus I wurde ja zum ersten Wohnheim, in dem ich gewohnt habe, und damals versuchte ich vor dem Büro zu erraten, mit wem ich das ganze Wintersemester verbringen würde. Wer wusste dann, dass meine Zimmernachbarin fast buchstäblich aus einer anderen Welt stammte.

Episode 3. Korea + Ukraine

Jihyun, die 22-jährige Studentin der Fakultät für Medien- und Kommunikationswissenschaften kam aus Seoul nach Klagenfurt. Die geborene Koreanerin brachte einen großen lila Koffer, viel Ramen und unerschöpflichen Optimismus mit, deshalb waren sogar die schlaflosen Nächte beim Lernen nie langweilig. Ich hätte zuvor nie gedacht, dass eine Ukrainerin und eine Koreanerin so viel Gemeinsames haben könnten und irgendwann ein Zimmer in Österreich teilen würden.

Um mir interkulturelle Kompetenzen anzueignen, habe ich auch den entsprechenden Kurs „Identities in Motion“ besucht. Jedoch konnte ich meinen besten Lehrer und eine gute Freundin immer im eigenen Doppelzimmer finden. Öfters sprachen wir über unsere Kulturen, über die Kulturen unserer neuen Freunde, die unnötigen Stereotype und wunderten uns darüber, wie weit Czernowitz und Seoul voneinander liegen.

Episode 4. Studienplan und Freiheit

Die echte Herausforderung kam mit dem Studienplan. Das Ausbildungssystem in Österreich unterscheidet sich stark vom ukrainischen, und ich sollte meinen Studienplan schon selbst zusammenstellen. Das Angebot an Kursen ist an der AAU ausreichend, und ich freute mich darüber sehr, dass ich endlich freie Wahl hatte, ich konnte sogar die Kurse in einer anderen Unterrichtssprache und zwar auf Englisch wählen. Man wählt auch seine eigene Arbeitsbelastung. Allerdings soll man sich gleich daran gewöhnen, dass man für alles 24 Stunden 7 Tage lang selbst verantwortlich ist und alle Entscheidungen selbst treffen muss. Niemand zwingt Studenten irgendwohin zu gehen. Die Professoren rufen die Eltern nicht

an. Diese Freiheit herrscht in gut eingerichteten Klassenräumen, in den Korridoren, im ganzen Ambiente der Universität. Hauptsache, es herrscht im Bewusstsein der Studierenden und Lehrenden.

Freiheit herrscht auch in den Seminaren. Eines davon hat mein Semester bestimmt aufgehellt. Als ich mich für das Seminar für Rhetorik und Methoden der Kommunikation anmeldete, war ich bereit, die nächsten 4 Tage in einem Klassenzimmer mit Beamer und Power Point zu verbringen. Jedoch sollte ich wissen, dass sich Methoden der Kommunikation am besten unter dem freien Himmel in den Bergen aneignen lassen. Workshops an Impro-Theater, non-violent Communication und Story-telling in einer freundlichen Umgebung waren bestimmt ein Highlight meines Studienaufenthalts. Die Gruppe veranstaltete danach wöchentlich gemütliche Abende im ÖH-Wohnzimmer, wo es immer Platz für einen offenen Dialog gab, und jeder zuhören lernte und gehört werden konnte.

Episode 5. Der Ausklang

Mit all der Freude und all den Freunden verging das Semester blitzschnell. Bis heute habe ich Kontakt zu meinen neuen Freunden und Bekannten, mit denen wir uns oft an die „guten alten Zeiten“ in Klagenfurt erinnern. Wann sonst hätte ich Amerikaner im Wohnheim Celans Gedichte vorlesen hören? Wo sonst würde ich mich im Ausland wie zu Hause fühlen?

„Ich glaube es gibt paralleluniversum wo es immernoch novembersonntag ist und wir sind dieselbe seltsame clique irgendwo in klu“, schreibt jemand im gemeinsamen Gespräch auf Facebook, „hab schon golden age syndrome XD“.

ANASTASIYA ZHOVNIRCHUK *

Reflexionen zum Studienaufenthalt in Klagenfurt

Hiermit möchte ich einen kurzen Beitrag über mein Studentenaustauschprogramm mit der Alpen-Adria Universität in Klagenfurt verfassen. Der Umzug nach Klagenfurt war für mich wie eine neue und interessante Prüfung in meinem Leben. Neue Umgebung, anders Land, anderes Studium. Als ich in Klagenfurt angekommen bin, hab ich sofort gedacht, dass hier eine besondere Atmosphäre herrscht. Die

* Anastasiya Zhovnichuk, Studentin an der Jurij Fedkowskytsch Universität Czernowitz, Ukraine und Austauschstudentin an der Alpen-Adria Universität Klagenfurt im SS 2016

schöne bezaubernde Natur habe ich auch fast sofort bemerkt. Die kleine ruhige Stadt neben den Bergen. Was kann noch besser sein? Wie Sie schon wissen, wohne ich auch in einer kleinen Stadt, Tschernowitz, die mit ihrer Architektur sehr ähnlich zu Klagenfurt ist. Die freundliche Menschen, die bereit sind, dir immer zu helfen, wenn du etwas nicht weißt. Klagenfurt hat mir das unschätzbare Gefühl eines „zu Hause“ gegeben.

Was das Studium betrifft, habe ich gute Erfahrung und neue Kenntnisse bekommen. Da ich hier in Czernowitz Germanistik studiere und mich sehr für die Literatur interessiere, habe ich mich für die entsprechenden Lehrveranstaltungen angemeldet, wie zum Beispiel „Textinterpretation“ oder „Wissenschaftliche Arbeitstechniken für Germanistinnen und Germanisten“. Diese zwei Fächer haben mir sehr gefallen. Ich hab gelernt, nicht nur wie richtig zu zitieren oder die Recherche zu machen ist, sondern auch wie verschiedene Textanalysierung korrekt gemacht wird, unabhängig von der Textart. Die Lektoren sind alle hilfsbereit. Sie gaben uns interessante Hausaufgaben und wichtige außerordentliche Ratschläge, zum Beispiel nützliche und spannende Literatur für unsere Freizeit.

Besonders hat mir gefallen, dass die Studierenden auch genug Zeit für andere Tätigkeiten und Beschäftigungen haben. Früher machte ich mir große Sorgen darüber, weil in der Ukraine die Studenten immer viele Vorlesungen von morgens bis nachmittags haben können, und sie außerdem viele Hausaufgaben machen müssen. Und das hängt nicht vom Interesse der Studierenden an diesen Fächern ab, weil wir in der Ukraine am Anfang jedes Semesters einen festen Stundenplan bekommen. An der Alpen-Adria-Universität hatte ich die tolle Möglichkeit, selbst die Lehrveranstaltungen, die mein Interesse geweckt haben und die auch nützlich für meine zukünftige Tätigkeit sein werden, auszusuchen.

Ich schätze die Zeit, die ich mit dem Nutzen verbringen kann. Klagenfurt und besonders diese unbeschreibliche Atmosphäre in Österreich gibt mir auch jetzt die Inspiration für meine Literartätigkeit. Ich habe schon neben dem Studium viele Gedichte und kurze Erzählungen geschrieben und habe auch schon viele verschiedene Ideen für die zukünftigen literarischen Werke.

Außerdem habe ich meine Deutschkenntnisse sehr verbessert und mein kommunikatives Können ausgebildet. Der Grund dafür ist als Erstes natürlich die Kommunikation mit den Muttersprachlern, die meistens nur die einheimischen Kärntner Mundarten sprechen. Als Kärntner Mundarten bezeichnet man die Dialekte des Deutschen, die in Kärnten gesprochen werden. Ehrlich gesagt, mag ich das sehr und versuche mehr und mehr diesen Dialekt zu erlernen.

Ein weiterer guter Grund dafür ist, dass ich alle meine Lehrveranstaltungen auf Deutsch hatte, den Intensivkurs und noch den Semester-Deutschkurs besuchte. Das Erlernen der deutschen Sprache, die ich seit mehr als 10 Jahren lerne, erweckte in mir besonderes Interesse an den wissenschaftlichen Forschungen in diesem Bereich, deshalb habe ich den Grundkurs „Ältere Deutsche Sprache und Literatur“ für mein Studium an der Universität Klagenfurt gewählt.

Natürlich kann ich nicht vergessen, dass mein Studentenaustauschprogramm mit der Alpen-Adria- Universität in Klagenfurt mir die Möglichkeit gegeben hat, viele tollen Menschen aus verschiedenen Ecken der Welt kennenzulernen. Einige von ihnen sind jetzt meine Freunde, aber alle von ihnen haben mich Tag für Tag inspiriert, zeigen mir verschiedene Weltanschauungen, Kulturen und Traditionen.

Mittels des Programms bekam ich noch eine notwendige Voraussetzung für die Verbesserung meiner Fachkompetenz als Übersetzerin und Dolmetscherin, weil wenn man übersetzt, ist man nicht nur einfach Übersetzer, sondern auch ein Moderator zwischen verschiedenen Sprachen und Kulturen. Man muss auch alle Eigenheiten über beide Länder und Sprachen wissen, um richtig zu verstehen und zu übersetzen.

Noch eine gute Sache, die mir dieses Austauschprogramm gegeben hat, ist das, dass ich selbstbewusster und stärker geworden bin, weil ich – zum Beispiel – Sprachbarrieren überwinden musste und gelernt habe, nicht nur mit seinen eigenen Fehlern, sondern auch mit eigenen Problemen zu leben, und diese auch alleine zu lösen.

Alle Menschen wissen, dass das Leben ein großes Abenteuer ist. Meiner Meinung nach öffnen solche Austauschprogramme uns die Tür in neues Leben. Man kann selbstverständlich seinen Horizont erweitern, den Wissensdurst stillen, etwas Neues für sich selbst und für seine zukünftige Tätigkeit erfahren.

Ich bin sehr froh und dankbar, dass ich ein kleines Teilchen des Studentenaustauschprogramms mit der Alpen-Adria Universität in Klagenfurt bin. Das hat nicht nur viel für meine Zukunft im Studium und für Beschäftigungen in der Literatur gemacht, sondern hat auch mich selbst anders geöffnet.

Horst Schumi – ein Motor der österreichisch-ukrainischen Beziehungen

Von 1993 bis 2014 vertrat Dkfm. Dr. Horst Schumi als Honorarkonsul die Interessen der Ukraine in Kärnten und bis 2011 auch in der Steiermark. Im Laufe dieser 20 Jahre war er wesentlich am Auf- und Ausbau der Beziehungen zwischen dem Bundesland Kärnten und der Ukraine, insbesondere mit dem Gebiet Czernowitz, beteiligt. 2014 legte er aus Protest gegen die Vorgehensweise der ukrainischen Regierung und von Präsident Viktor Janukowitsch gegen die Demonstranten am Maidan in Kiew sein Amt zurück.

1. Berufliche Laufbahn

Der am 23. April 1946 in Klagenfurt geborene Schumi maturierte 1966 an der Bundeshandelsakademie in Klagenfurt. Im selben Jahr wurde er bei den österreichischen Luftstreitkräften zum Reserveoffizier ausgebildet. Über viele Jahre hindurch war er auch als Pilot der Flugstaffel TEAM 2000 aktiv.

Das Studium des Welthandels in Wien schloss er zunächst 1969 als Diplomkaufmann und 1971 mit dem Doktorat ab. Danach besuchte er die Diplomatenakademie in Wien.

Nach zwei Jahren als Direktionsassistent bei der Österreichischen Holzmesse in Klagenfurt gründete er 1975 die Firma SUTEX, die im Marketing und in der Exportberatung für österreichische und ausländische Unternehmen nach Jugoslawien und in die Comecon-Länder tätig war. Weiters erfolgte 1987 die Firmengründung der Dr. Schumi Naturana GmbH in Penzberg in der BRD. Diese Firma beschäftigte sich mit der Herstellung und dem Vertrieb von Naturprodukten.

Horst Schumi war seit den 1990-er Jahren auch als Konsulent des Amtes der Kärntner Landesregierung für Istrien, Friaul-Julisch Venetien und Czernowitz tätig.

Er erhielt für seine Verdienste zahlreiche Auszeichnungen, unter anderem 1991 das Verdienstzeichen des Landes Kärnten für den Grenzsicherungseinsatz während

* Mag. Dr. Wolfgang Platzer, Amt der Kärntner Landesregierung, Klagenfurt am Wörthersee

** Mag. Udo Peter Puschnig, Amt der Kärntner Landesregierung, Klagenfurt am Wörthersee

*** Univ.-Prof. Ihor Zhaloba, Historiker, Diplomatische Akademie der Ukraine, Kiew, Ukraine

der Jugoslawienkrise, 1995 das große Goldene Ehrenzeichen des Landes Kärnten, 1999 wurde er vom italienischen Staatspräsidenten zum „Cavaliere al Merito della Repubblica Italiana“ ernannt, 2000 erfolgte die Verleihung des Berufstitels „Kommerzialrat“ durch den Österreichischen Bundespräsident und 2006 die Verleihung des Grossen Goldenen Ehrenzeichens des Landes Steiermark und Verleihung des Goldenen Landesehrenkreuzes mit Schwertern und Brillanten durch den Österreichischen Kameradschaftsbund. Von der ukrainischen Seite wurde Dr. Horst Schumi mit der Goldenen Medaille der Stadt Czernowitz und dem Bukowina Orden der Region Czernowitz (2008) ausgezeichnet; 2009 verlieh ihm der ukrainische Präsident den Verdienstorden der Ukraine der Ersten Klasse.

2003 war er Vorsitzender des Vorstandes des Carinthian Institute for Ethnic Minorities in Villach. Er beendete 2014 seine beruflichen Tätigkeiten und befindet sich seitdem im Ruhestand.

2. Wirken im Rahmen der Partnerschaft Kärnten – Czernowitz

2.1. Beginn und Grundlagen der Zusammenarbeit

Die Anfänge der regionalen Zusammenarbeit zwischen dem Bundesland Kärnten und dem Gebiet Czernowitz in der Westukraine reichen in die Zeit vor dem Beitritt Österreichs in die Europäische Union zurück. Sie basieren auf einer Initiative des damaligen österreichischen Außenministers Alois Mock (1987-1995), der in Partnerschaften zwischen österreichischen Bundesländern und ehemaligen Kronländern der Habsburger-Monarchie eine historische und historisch motivierte Chance für Österreich sah. Im Juni 1992 besuchte erstmals eine hochrangige Kärntner Delegation die Stadt Czernowitz und das Gebiet Czernowitz. Sie nahm an der Enthüllung des wiederaufgebauten Soldaten-Denkmal des Ersten Weltkrieges im Dorf Zwenjatschyn und der Enthüllung des Paul-Celan-Denkmal in Czernowitz teil. Bereits im November 1993 wurde vom Land Kärnten eine Absichtserklärung zur Zusammenarbeit beschlossen. Horst Schumi war am Zustandekommen dieser Aktivitäten als vom ukrainischen Staatspräsidenten frisch ernannter Honorarkonsul maßgeblich beteiligt. Außerdem arbeitete er auch aktiv am Zustandekommen des Österreichisch-Ukrainischen Handelsabkommens mit, das am 31. August 1993 während des Besuches der Regierungsdelegation der Ukraine in Wien unterzeichnet wurde. Dieses Abkommen wurde als Grundlage für gesetzliche Regulierung der beiderseitigen handelswirtschaftlichen Beziehungen verwendet.

In der Österreichisch-Ukrainischen Gemischten Kommission für die bilateralen Handels- und Wirtschaftsbeziehungen, die ihre Arbeit 1999 begann, war Horst Schumi vielfach vertreten.

Am 9. Juni 1995 erfolgte die Unterfertigung eines Protokolls zwischen der Kärntner Landesregierung und dem Czernowitzer Gebietsrat der Volksdeputierten über die Zusammenarbeit und Zusammenwirkung auf handelswirtschaftlichem und gesellschaftlich-kulturellem Gebiet. Im Jänner 2001 wird Kärnten „Partner der Euroregion Oberer Pruth“, der neben dem Gebiet Czernowitz seit September 2000 die (damaligen) Regionen Belts und Edinets in der Republik Moldawien und die Kreise Suceava und Botosani in Rumänien angehören. Horst Schumi hat sich stets aktiv für die Forcierung dieser grenzüberschreitenden Zusammenarbeit eingesetzt und seinen Erfahrungsschatz eingebracht.

Die partnerschaftlichen Beziehungen zwischen Kärnten und Czernowitz sind vielschichtiger Natur. Es ist darauf hinzuweisen, dass Horst Schumi neben der regionalen Zusammenarbeit zwischen dem Land Kärnten und dem Gebiet Czernowitz auch an den Aktivitäten der Städtepartnerschaft zwischen der Kärntner Landeshauptstadt Klagenfurt und der Gebietshauptstadt Czernowitz sowie der aktiven Kooperation zwischen der Kärntner Stadt Wolfsberg und der Stadt Czernowitz beteiligt war. Auch die Universitäten Klagenfurt und Czernowitz bzw. die Fachhochschule Kärnten und die Universität Czernowitz kooperieren in Form von Partnerschaften. Die Synergien, die sich aus diesen vielfältigen Beziehungen ergeben, spiegeln sich in einer Reihe „partnerschaftsübergreifender“ Aktivitäten und in der Abwicklung gemeinsamer Projekte wider.

Die Koordination der regionalen Zusammenarbeit zwischen dem Land Kärnten und dem Gebiet Czernowitz liegt auf Kärntner Seite bei der Abteilung 1 – Landesamtsdirektion, unterstützt bis 2014 durch Horst Schumi. Auf ukrainischer Seite sind die hauptbeteiligten Partner die offiziellen Verwaltungseinrichtungen des Gebietes Czernowitz, die Universität Czernowitz sowie der Historiker Sergij Osatschuk, der seit März 2015 das Amt des österreichischen Honorarkonsuls für Czernowitz bekleidet.

Ein wichtiger Partner ist auch die 1998 in Klagenfurt gegründete Georg-Drozdowski-Gesellschaft. Deren Ziel ist es, das literarische Erbe des aus Czernowitz stammenden Journalisten und Literaten Georg Drozdowski zu würdigen und Kontakte auf Grund der regionalen Kooperation zwischen dem Land Kärnten und der Gebietsadministration Czernowitz zu pflegen. Die Gesellschaft dient daher als Brücke zwischen dem Bundesland Kärnten und dem Gebiet Czernowitz sowie den Hauptstädten Klagenfurt und Czernowitz. Horst Schumi unterstützte stets aktiv die Anliegen der Gesellschaft, deren aktives Mitglied er war.

Neben dem Honorarkonsul der Ukraine für Kärnten Horst Schumi (bis 2014) werden die Träger der regionalen Zusammenarbeit in ihren Bemühungen durch eine Reihe von offiziellen, offiziösen und privaten Institutionen und Einrichtungen wie

die Botschaften in Wien und in Kiew, dem OeAD-Kooperationsbüro in Lemberg/Lviv und die Städte Klagenfurt und Czernowitz unterstützt.

Die freundschaftlichen und vor allem stabilen Beziehungen zwischen den offiziellen Stellen in Kärnten und Czernowitz mögen den politischen Rahmen und daher eine wesentliche Voraussetzung für eine erfolgreiche regionale Zusammenarbeit schaffen – die rege Besuchstätigkeit zwischen Kärnten und Czernowitz auf höchster politischer Ebene seit Anfang der 1990-er Jahre trägt hier zweifelsohne ihre Früchte. Es war und ist den Beteiligten an dieser Partnerschaft ein großes Anliegen, die regionale Zusammenarbeit durch viele gemeinsame konkrete Aktivitäten und Projekte mit Leben zu erfüllen. Bis 2014 wurden diese Besuche in großem Ausmaße vom Land Kärnten gemeinsam mit Horst Schumi angeregt, begleitet und umgesetzt.

2.2. Wissenschaft und Forschung

Im Rahmen der regionalen Zusammenarbeit wurden in den letzten Jahren intensive Beziehungen zu Vertretern der Institute und zu Institutionen an der Universität Czernowitz aufgebaut. Über viele Jahre hindurch wurde eine enge Zusammenarbeit mit dem Bukowina-Forschungszentrum an der Universität Czernowitz gepflegt. Dessen ehemaliger Direktor Oleh Pantschuk, Sergij Osatschuk und der Literaturwissenschaftler Peter Rychlo waren und sind nach wie vor maßgeblich an der Koordinierung der wissenschaftlichen und kulturellen Kontakte im Rahmen der regionalen Zusammenarbeit beteiligt. Durch ihr persönliches Engagement nehmen mittlerweile regelmäßig Delegationen aus Czernowitz an wissenschaftlichen Tagungen in Kärnten teil. Diese Delegationen wurden während ihrer Besuche in Kärnten gemeinsam von Horst Schumi mit den Zuständigen des Landes Kärnten betreut und in den Räumlichkeiten des Honorarkonsulates empfangen.

Besonders produktiv gestaltete sich auch die Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Politikwissenschaft und Soziologie an der Universität Czernowitz und dessen Vorstand Anatolij Kruglashov. Gemeinsam mit Anatolij Kruglashov und in Kooperation mit dem Rat der Euroregion „Oberer Pruth“, dem „Bukowina-Zentrum für Politische Studien“ sowie der Universität und dem Gebiet Czernowitz verwirklichte Land Kärnten und CIFEM das bislang größte gemeinsame wissenschaftliche Projekt im Rahmen der regionalen Zusammenarbeit, die Internationale Konferenz „Ethnic Relations on the Territory of the Euroregion ‚Upper Prut‘“, die im Juni 2001 in Czernowitz abgehalten wurde. Im Rahmen der Tagung gelang es zum ersten Mal, politische Repräsentanten und Vertreter ethnischer Minderheiten aus den Mitgliedsregionen der Euroregion „Oberer Pruth“ sowie Wissenschaftler aus der Ukraine, Rumänien und Moldawien zum gemeinsamen Erfahrungsaustausch und zur Diskussion über die Perspektiven der Euroregion und die Grundlagen

der grenzüberschreitenden Beziehungen, die sich im Grenzgebiet zwischen der Ukraine, Rumänien und Moldawien vor allen Dingen als multiethnische Beziehungen darstellen, zu bewegen. Der gleichnamige Tagungsband erschien 2004 in vier Sprachen (Ukrainisch, Rumänisch, Englisch und – partiell – Deutsch) mit den wissenschaftlichen Beiträgen der Konferenz und bildete die Grundlage für die Fortsetzung des wissenschaftlichen Dialogs bei einem „Round Table of Experts“ im Drozdowski-Saal im ehemaligen Deutschen Haus in Czernowitz im September 2004.

Dem Erfahrungsaustausch und dem grenzüberschreitenden Dialog war und ist auch die Teilnahme von Vertretern des Landes Kärnten und des Gebietes Czernowitz bei grenzübergreifenden Tagungen und Kongressen – wie dem jährlichen Europäischen Volksgruppenkongress des Landes Kärnten – gewidmet.

2.3. Bildung, Kommunikation, Jugend

Durch die Einbindung von Jugendlichen und Studenten in die regionale Zusammenarbeit, wie sie zwischen dem Bundesland Kärnten und dem Gebiet Czernowitz geführt wird, wird eine Nachhaltigkeit erreicht und der völkerverständigende und friedenssichernde Aspekt einer derartigen Kooperation unterstrichen. Es gilt, jungen Menschen so früh wie möglich eine breite Informationsbasis und weitreichende Kommunikationsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen. In diesem Zusammenhang wurden über Jahre hindurch im Rahmen des Projekts „Prostor II/Raum II“, das vom Bukowina Jugendblock initiiert wurde, Jugend- und Bildungseinrichtungen im Gebiet Czernowitz mit IT-Geräten und Einrichtungsgegenständen ausgestattet. Im Rahmen dieses Projektes konnten mit Hilfe des Landes Kärnten Computerräume in mehreren Schulen des Gebietes Czernowitz sowie ein Sprachlabor eingerichtet werden. Bei der Organisation dieser Projekte war Horst Schumi eine der treibenden Kräfte.

Darüber hinaus kommt in diesem Zusammenhang neben den Studentenaustauschprogrammen und dem Schüleraustausch, wie er viele Jahre zwischen dem Bundesrealgymnasium Spittal an der Drau und dem Czernowitzer Gymnasium Nr.1 gepflogen wurde, sowie jüngst angeknüpften Kontakten zwischen dem Landesschulrat für Kärnten und verschiedenen Bildungseinrichtungen im Gebiet Czernowitz eine besondere Bedeutung zu.

Seit vielen Jahren kommen auch regelmäßig Studenten und Studentinnen der Universität Czernowitz im Rahmen eines Austauschprogramms für ein Semester zum Studium an die Alpen-Adria Universität in Klagenfurt. Mit diesen Studenten und Studentinnen wurde mit Horst Schumi und den Vertretern des Landes Kärnten ein regelmäßiger Informationsaustausch gepflegt.

2.4. Kultur

Einer der Schwerpunkte der Kooperation zwischen Kärnten und Czernowitz waren und sind kulturelle Aktivitäten. So kam es zum regen gegenseitigen Austausch von Schriftstellern, Malern und Musikern. Künstler, wie der Pianist Josef Öhlgießer, der von der UNESCO mit dem Prädikat eines lebenden Weltkulturerbes ausgezeichnet wurde, das Jüdische Orchester aus Czernowitz unter der Leitung von Lev Feldmann, der Schriftsteller Josef Burg, der Literaturwissenschaftler und Herausgeber Peter Rychlo und die Maler Oleg Ljubkiwskij, Orest Kryworutschko und Olexsander Litvinov sind mittlerweile in Österreich nicht nur dem Kärntner Publikum ein Begriff.

2008 wurde die Ausstellung „Zeitgenössische Bildende Kunst der Bukowina 1988-2008“ mit Werken aus dem Czernowitzer Kunstmuseum unterstützt durch das Land Kärnten in Klagenfurt einem breiten Publikum zugänglich gemacht, womit auch ein weiteres wichtiges Signal der kulturellen Zusammenarbeit zwischen den beiden Regionen umgesetzt wurde.¹

1998 kam es zur Sanierung und Einrichtung des Drozdowski-Saales im Deutschen Haus in Czernowitz mit Unterstützung des Landes Kärnten, der Stadt Wolfsberg und der Drozdowski-Gesellschaft. Anlässlich des 100. Geburtstages von Georg Drozdowski wurde der nach dem Dichter und Journalisten benannte Saal im April 1999 feierlich eröffnet. Er dient als Veranstaltungs-, Seminar- und Ausstellungszentrum und ist heute auch Heimat des Czernowitzer Fotoklubs „Pozitiv“.

Die regionale Zusammenarbeit zwischen dem Bundesland Kärnten und dem Gebiet Czernowitz mag ursprünglich historisch und wohl auch nostalgisch motiviert gewesen sein. Wer als Österreicher durch die Straßen der Altstadt von Czernowitz wandelt, wird auf Schritt und Tritt mit Relikten einer gemeinsamen Vergangenheit und vertrauter Architektur wie dem Bau des Stadttheaters von Czernowitz konfrontiert. Dessen Architekten, Hellmer und Fellner, waren auch für den Bau des Klagenfurter Stadttheaters verantwortlich. Als sichtbares Zeichen der Partnerschaft zwischen Kärnten und Czernowitz wurde – mit einem leichten nostalgischen Augenzwinkern – 2008 durch ein Modell des Czernowitzer Stadttheaters im „Minimundus - Die kleine Welt am Wörthersee“ in Klagenfurt ein kleines Denkmal gesetzt.

Seit 2010 findet alljährlich im September mit dem „Meridian Czernowitz“ ein internationales Lyrikfestival statt, das vom Land Kärnten mitunterstützt wird. Das Ziel des

¹ Vorwort von Dr. Horst Schumi im Ausstellungskatalog „Zeitgenössische Bildende Kunst der Bukowina 1988-2008. Eine Ausstellung des Czernowitzer Kunstmuseums“, Czernowitz 2008.

Festivals ist die Etablierung von Czernowitz in der kulturellen Landschaft Europas und die Entwicklung eines Dialogs zwischen gegenwärtigen ukrainischen Dichtern und ihren ausländischen Kollegen. Teilnehmer des Festivals sind bekannte Dichter aus Deutschland, Österreich, der Schweiz, Großbritannien, den USA, Dänemark, den Niederlanden, Polen, Rumänien, Russland und der Ukraine.

„Heutzutage ist der ‚Meridian Czernowitz eine komplexe kulturelle Institution, die ein Lyrikfestival, eine internationale Residenz für Dichter und Übersetzer, zahlreiche Bücherprojekte und auch den ART-Raum ‚Paul Celan-Literaturzentrum‘ beherbergt.“² Mit letzterem wurde auch ein wichtiges Begegnungszentrum für Literatur- und Kulturinteressierte geschaffen, das ganzjährig geöffnet und aktiv ist.

2.5. Humanitäre Zusammenarbeit

Durch das Zusammenwirken einschlägiger öffentlicher Stellen und Nichtregierungsorganisationen konnten unter Mitwirkung von Horst Schumi mittlerweile auch im Bereich der humanitären Zusammenarbeit Akzente gesetzt werden. Dazu zählt etwa das Sozialprojekt „Ein Schritt entgegen – machen wir es zusammen“ der deutschsprachigen Jugendorganisation „Bukowina Phönix“ zur Versorgung von Senioren in Czernowitz mit Lebensmitteln.

Über die humanitäre Stiftung „Kindheit in Czernowitz“ und die Österreichisch-Ukrainische Gesellschaft sowie die Österreich-Kooperation konnten dem städtischen Kindergarten für Kinder mit neurologischen Behinderungen seitens des Landes Kärnten Mittel für den Ankauf von Sachbüchern für therapeutische und diagnostische Zwecke sowie die damit in Verbindung stehenden therapeutischen Geräte zur Verfügung gestellt werden.

Von Kärntner Seite wurde gemeinsam mit der Volkshilfe Österreich die Unterstützung des Obdachlosenzentrums mit medizinischer, psychologischer und juristischer Beratung sowie Grundversorgung und Straßenarbeit der Partnerorganisation „Narodna Dopomoha“ in Czernowitz abgewickelt.

Große Beachtung fand schließlich das Feuerwehr-Einsatzfahrzeug, welches der Landesfeuerwehrverband Kärnten unter Vermittlung von Horst Schumi dem Gebiet Czernowitz für den Einsatz in der Stadt Czernowitz zur Verfügung stellte und welches einer offiziellen Delegation aus Czernowitz im Oktober 2004 in Klagenfurt übergeben wurde.

* Lopata Ewegenija/Rychlo Petro: Die wortreiche Stadt: Geschichte eines poetischen Meridians, In: Kärnten Dokumentation Bd. 31, Dialog und Kultur. Beiträge zum Europäischen Volksgruppenkongress. Hg. von Karpf Peter/Kassl Thomas/Platzer Werner/Platzer Wolfgang/Puschnig Udo, Klagenfurt 2015, S. 147

Nach den Hochwasserkatastrophen 2008 und 2010 stellten das Land Kärnten und die Stadt Klagenfurt auf Initiative von Horst Schumi dem Gebiet Czernowitz und der Stadt Czernowitz Mittel zur Verfügung, um besonders betroffenen Familien aus der ärgsten Not helfen zu können. Die administrative und organisatorische Abwicklung der personenbezogenen Einzelhilfen erfolgte durch Horst Schumi. Bei der Übergabe der Mittel am 7. August 2010 betonte Horst Schumi, dass das Land Kärnten für verschiedene Zwecke im Rahmen der Zusammenarbeit für das Gebiet Czernowitz eine Hilfe von insgesamt 500.000 Euro leistete.

2.6. Publikationen

Als vorzeigbares Ergebnis der Partnerschaft zwischen Kärnten und Czernowitz entstanden in den letzten Jahren eine Reihe von Publikationen, die entweder unmittelbar partnerschaftliche Aktivitäten reflektieren oder zumindest in mittelbarem Zusammenhang mit ihnen zu sehen sind. All diese Aktivitäten wurden stets von Horst Schumi unterstützt, mitpräsentiert und zur Verteilung gebracht.

2.7. EU-Projekte

Ein wichtiges Anliegen von Horst Schumi und dem Land Kärnten war und ist es, mit dem Gebiet und der Stadt Czernowitz unter Miteinbeziehung der Mittel und Möglichkeiten der Europäischen Union bei der Modernisierung von Verwaltungseinheiten zusammenzuarbeiten. Diese Bemühungen mündeten in eine Reihe gemeinsamer EU-Projekte, deren erstes das Projekt „Concept for the Water Supply of Chernovtsy“ im Rahmen des EU-TACIS-City-Twinning-Programmes von 1997 bis 1998 war. Das Projekt war das erste TACIS-City-Twinning-Projekt einer EU-Region mit der Ukraine überhaupt.

Aufbauend auf den Erfahrungen des Wasserversorgungsprojekts wurde in den Jahren 2000 und 2001 das Projekt „CEP – Chernovtsy Energy Plan“ zur Erneuerung der Energieversorgung von Czernowitz ebenfalls im Rahmen des EU-TACIS-City-Twinning-Programmes realisiert.

Eine der größten Herausforderungen war und ist nach wie vor die Modernisierung der öffentlichen Verwaltung in Czernowitz. Im Jahr 2000 wurde daher von der Stadt Czernowitz und der Stadt Wolfsberg gemeinsam mit der Fachhochschule Technikum Kärnten, dem Kommunalwissenschaftlichen Dokumentationszentrum (KDZ) und dem CIFEM das TACIS-City-Twinning-Projekt „IPPM – Improvement Programme for Public Management in the City of Chernovtsy“ initiiert. Im Rahmen des Projektes, das im März 2002 abgeschlossen wurde, richtete die Stadtverwaltung Czernowitz u.a. auch ein Bürger- und Minderheitenbüro ein.

Im EU-TACIS-Cross-Border-Cooperation-Programm verankert war schließlich das Projekt „ECOPROFIT“, in das exemplarisch drei holzverarbeitende Betriebe in der Grenzregion Czernowitz (Ukraine) und Botosani (Rumänien) involviert waren.

Trotz der Erfahrung, dass einige weitere Projektanträge von der EU nicht berücksichtigt bzw. zurückgestellt wurden, sind die Partner weiterhin bemüht, im Rahmen der Instrumente, die durch die „Europäische Nachbarschaftspolitik“ von den europäischen Institutionen zur Verfügung gestellt werden, neue Projekte zu initiieren und realisieren.

3. Rücktritt als Honorarkonsul

Schockiert über die Politik von Präsident Viktor Janukowitsch und durch die Brutalität, mit der Teile der Sicherheitskräfte auf die eigene Bevölkerung am Maidan vorgingen, legte Horst Schumi am 29. Januar 2014 sein Amt als Honorarkonsul nieder. Den Beweggrund seines Rücktritts erklärte er in einem Mail vom 20. Februar 2014 an den ukrainischen Mitautor dieses Beitrags: „Ich bin am 29.01.2014 auf Grund der Vorgangsweise der derzeitigen Regierung der Ukraine mit sofortiger Wirkung zurückgetreten. Wir denken alle an Euch – riskiere nicht zu viel, du musst auch auf deine Familie denken. Aber Ihr müsst leider unter Einsatz des Lebens für eine unabhängige, freie und demokratische Ukraine kämpfen – leider gibt es nur diese Möglichkeit unter diesen Umständen. Ich bin ganz sicher Ihr werdet es schaffen“. Das heißt, dass Horst Schumi seinen Rücktritt noch vor den blutigen Ereignissen auf dem Maidan am 18.–20. Februar 2014 unternahm. Das erlaubte ihm später zu sagen: „Ich war weltweit wohl einer der ersten Diplomaten, der das getan hat, so Horst Schumi.“³ Und tatsächlich, neben seinen Kollegen aus Luxemburg und Polen, war Horst Schumi einer der ersten, der mit seinem Rücktritt einen klaren Protest gegen die Vorgangsweise des damaligen Regimes der Ukraine leistete.

Horst Schumi hat sich zwanzig Jahre lang als Honorarkonsul mit voller Überzeugung für eine verstärkte Zusammenarbeit zwischen der Ukraine und Österreich und natürlich besonders zwischen Czernowitz und Kärnten eingesetzt. Seinen vielfältigen Kontakten und seinem Engagement ist es zu verdanken, dass die Kontakte zwischen den beiden Staaten gestärkt wurden, was in den modernen Forschungen über die österreichisch-ukrainischen Beziehungen seinen Beweis findet⁴, und dass vor allem die partnerschaftliche Zusammenarbeit zwischen den beiden Regionen auf einer soliden Basis steht.

3 http://www.kleinezeitung.at/k/kaernten/klagenfurt/4134657/UkraineKonflikt_Ukruiner-bangen-um-ihre-Heimat. Kleine Zeitung vom 10.3.2013

4 Гайдай Д. Аудит зовнішньої політики: Україна-Австрія // <http://glavcom.ua/articles/40782.html> 28.04.2016.

Literatur

Kärnten – Czernowitz: Modell einer Regionalpartnerschaft, hg. v. CIFEM zusammen m. d. Amt der Kärntner Landesregierung, Unterabteilung Koordination im Wissenschaftsbereich, Klagenfurt 2002

Lopata Ewegenija/Rychlo Petro: Die wortreiche Stadt: Geschichte eines poetischen Meridians, In: Kärnten Dokumentation Bd.31, Dialog und Kultur. Beiträge zum Europäischen Volksgruppenkongress. hg. von Karpf Peter/Kassl Thomas/Platzer Werner/Platzer Wolfgang/Puschnig Udo, Klagenfurt 2015

Platzer Werner/Platzer Wolfgang/Puschnig Udo: Bericht über wesentliche Aktivitäten im Rahmen der Regionalpartnerschaft Kärnten – Czernowitz seit dem 1. Jänner 2001, Klagenfurt 2016

Platzer W./Puschnig U.: Die Bedeutung von Regionalpartnerschaften im geänderten geopolitischen Umfeld des 21. Jahrhunderts. Kärnten – Czernowitz: Modell einer Regionalpartnerschaft. In: Kärntner Jahrbuch für Politik 2003, hg. v. K. Anderwald, P. Karpf und H. Valentin, Klagenfurt 2003, S. 68-77

Puschnig U.: Czernowitz: Portrait einer Partnerregion. Das Gebiet Czernowitz aus heutiger Sicht. In: Kärntner Jahrbuch für Politik 2002, hg. v. K. Anderwald, P. Karpf und H. Valentin, Klagenfurt 2002, S. 247-252

Sachs J.M./Besrutschenko W.O. (Gef.): Protokoll der fünften Tagung der österreichisch-ukrainischen Gemischten Kommission für bilaterale Handels- und Wirtschaftsbeziehungen, Jalta 2003

Ausstellungskatalog „Zeitgenössische Bildende Kunst der Bukowina 1988-2008. Eine Ausstellung des Czernowitzer Kunstmuseums“, Czernowitz 2008

Frauen in der Kunst Eine Emanzipationsgeschichte am Beispiel der Bildenden Kunst

Die Geschichte der Frau in der Kunst ist eng mit der Emanzipationsbewegung des 20. Jahrhunderts verknüpft und weist den Weg einer politischen und gesellschaftlichen Selbstbefreiung. Wenn wir heute über Künstlerinnen wie Maria Lassnig (1919–2014), Louise Bourgeois (1911–2010), Meret Oppenheim (1913–1985) oder Niki de Saint Phalle (1930–2002) sprechen, so sind dies Ausnahmereisnerungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts und Wegbereiterinnen für die Frauen in der Kunst, die eigenständig und kompromisslos gegen alle Widerstände und Konventionen ihren Weg als Künstlerin gegangen sind.

Noch vor rund hundert Jahren war es Frauen nicht erlaubt, an einer Universität zu studieren oder sich an einer Kunstakademie einzuschreiben. Die Kunstgeschichtsschreibung kennt bereits im Mittelalter Malerinnen, die in Künstlerbiografien erwähnt werden, aber „in der Regel stammten die kunstschaaffenden Frauen aus Künstlerfamilien. Das Kloster, im Mittelalter Zentrum der Kunstproduktion, war nur für Töchter höherer Gesellschaftsschichten zugänglich.“¹ Als sich in der Renaissance im 16. Jahrhundert ein Wandel im Status des Künstlers vollzog, wurde der mittelalterliche Handwerker nun zum Schöpfer eines Kunstwerkes. „Die Ausbildung der jungen Künstler erfolgte in Werkstätten, die Familienbetriebe waren, in denen auch die Töchter als Malerinnen ausgebildet und beschäftigt wurden. Die Namen der Künstlerinnen sind nur selten in der Kunstgeschichtsschreibung überliefert. Die Werke eines Künstlers wie Tintoretto sind sehr eng mit seiner Werkstätte verbunden. Mariette Robusti war die älteste Tochter Tintoretts und lernte Porträts im Stile ihres Vaters malen. Einige Quellen berichten, dass der Pinselstrich der Tochter nicht von der des Vaters zu unterscheiden war. Nach Tintoretts Tod erbe ihr jüngerer Bruder Domenico die Werkstätte des Vaters und galt als neuer Meister.“²

Frauen waren lange Zeit von einer akademischen Ausbildung ausgeschlossen, und das Studium an Aktmodellen, „vom 16. bis 19. Jahrhundert eine wichti-

* Evelyn Potoschnig, Kunsthistorikerin, Klagenfurt am Wörthersee

1 Anne-Kathrin Herber, Frauen an deutschen Kunstakademien im 20. Jahrhundert, Dissertation, Heidelberg 2009, S. 23.

2 Whitney Chadwick, Frauen, Kunst und Gesellschaft, Bonn 2013, S. 19 ff.

ge Grundlage für eine Akademische Kunstausbildung³, wurde ihnen verwehrt. Als Malerin eine eigenständige Existenz aufzubauen, war nur vereinzelt möglich und wurde öffentlich nicht goutiert. Ein Beispiel dafür ist Angelika Kauffmann. Sie war eine erfolgreiche Malerin ihrer Zeit und Gründungsmitglied der British Royal Academy. „Das Gemälde ‚Die Mitglieder der königlichen Akademie‘ von Johann Zoffany aus den Jahren 1771/72 zeigt eine Gruppe von Malern rund um zwei männliche Modelle platziert. Die Malerinnen Angelika Kauffmann und Mary Moser, beide offizielle Mitglieder der Akademie, sind unauffällig an der Atelierwand als einzelne Porträtbilder in die Szene eingefügt. Sie werden nicht als Malerinnen im Malsalon gezeigt, sondern sind zu Objekten der Kunst geworden.“⁴ Es gibt im Bild keinen Hinweis darauf, dass die beiden Frauen Künstlerinnen waren.

Zudem spiegelte der Zeitgeist ein klares Abbild der gesellschaftlichen und politischen Rahmenbedingungen für Frauen wider. „Die Tätigkeit weiblicher Kunstschaffender wurde mit der Professionalisierung des Künstlerberufs abgewertet und man verortete die Fähigkeit einer Frau eher in den familiären Bereichen. Zudem war eine Frau bis zum Zeitpunkt einer gesetzlichen Gleichstellung juristisch unmündig und ökonomisch abhängig. Innerhalb der Familie herrschte eine klare Rollenteilung vor. Eine klassische Trennung der Tätigkeitsbereiche von Mann und Frau. Der Mann, zuständig für die Versorgung der Familie, ging einem Beruf nach, während die Frau ihre Ehefrau-, Mutter- und Hausfrauenpflichten zu erfüllen hatte.“⁵ Aufgrund dieser fest vorgegebenen Rolle der Frau beschränkte sich die künstlerische Ausbildung der Mädchen auf das Tanzen, Zeichnen, Sticken und Musizieren. Eine akademische Bildung der Frau erschien nicht erforderlich.

Im 19. Jahrhundert begannen die Reformbewegungen der Aufklärung und der industriellen Revolution auch die geschlechterkonstruierte Rolle der Frau kritisch zu hinterfragen. „Durch die Industrialisierung kam es zu einem Aufschwung des Kunstgewerbes, was für Frauen eher zugänglich war als die klassische bildende Kunst. Es ging hier um eine weniger angesehene Kunstgattung, um handwerkliches, mechanisches Arbeiten.“⁶ Auch zahlreiche private Initiativen von Künstlerinnen für Künstlerinnen entstanden in dieser Aufbruchzeit. „So schlossen sich zahlreiche Künstlerinnen zusammen, um die Ausbildungssituation der Frauen im Bereich der Kunst zu verbessern. In Eigeninitiative gründeten sie Ende des 19. Jahrhunderts eigenen Damenakademien, die Frauen ein Kunststudium ermöglichten, welches dem an der Kunstakademie ähnlich war.“⁷ In Österreich gründeten Rosa Mayreder und die Malerin Olga Prader 1897 eine eigene Kunstschule für Mädchen und Frauen.

3 Whitney Chadwick, S. 41.

4 Whitney Chadwick, S. 156.

5 Anne-Kathrin Herber, S. 24 ff.

6 Anne-Kathrin Herber, S. 45.

7 Anne-Kathrin Herber, S. 35.

Die feministischen Emanzipationsbestrebungen waren eng mit der Arbeiterbewegung verknüpft, die für die Rechte der Frauen und eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen eintrat. Die Positionen der feministischen Gruppen und die der Künstlerinnen hatten viele Berührungspunkte. Das gemeinsame Ziel war es, die gesellschaftliche Benachteiligung von Frauen zu beseitigen. Von der Einforderung des Wahlrechts und einer damit verbundenen Teilhabe an der politischen Macht über gleichwertige Ausbildungsmöglichkeiten für Frauen, das Recht auf ein eigenes Einkommen bis hin zu einem Aufbrechen des tradierten Rollenverständnisses.

Künstlerinnen wie Gabriele Münter (1877–1962), Sonia Delaunay (1885–1979), Sophie Taeube-Arp (1889–1943), Paula Modersohn-Becker (1876–1907) oder Georgia O’Keeffe (1887–1986) werden oft als Wegbegleiterinnen der Modernen Kunst genannt. Jedoch muss auch hier berücksichtigt werden, dass ihre Leistungen oftmals erst posthum durch die Kunstwissenschaft belegt wurden. Während ihrer Zeit als Künstlerinnen kam ihnen nur wenig Anerkennung zu. Die Etablierung von Künstlerinnen als eigenständige und gleichwertige Protagonistinnen in der Kunstwelt vollzog sich erst Mitte des 20. Jahrhunderts. Basis dafür waren die Gründung der ersten Republik Österreich und die Einführung des allgemeinen und gleichen (Frauen)Wahlrechts. Die Position der Frau wurde wesentlich gestärkt und ein Teil der Forderungen für eine Gleichbehandlung der Geschlechter erfüllt. Frauen wurden nun die gleichen Rechte wie den Männern gewährt. „Die traditionelle Rolle als Ehe- und Hausfrau wurde aufgeweicht und durch andere Lebensentwürfe getauscht. Die neue Frau zeigte sich selbstbewusst und emanzipiert. Für die weiblichen Künstschaaffenden war dies ein großer Schritt in Richtung Professionalisierung ihres Berufsstandes. Sie waren auf dem Kunstmarkt vertreten, ihre Werke wurden in Ausstellungen gezeigt und es gab spezielle Künstlerinnenausstellungen.“⁸

In den 30er-Jahren, in denen sich der Ständestaat in Österreich etablierte, kam es zu einem Rückschritt in der Gleichstellung der Frauen. Während der NS-Zeit wurde die Rolle Frau wieder auf ihre Aufgabe als Ehefrau und Mutter in einer stark patriarchalischen Familienordnung festgelegt. Die Kunst dieser Zeit wurde für Propagandazwecke missbraucht. Viele KünstlerInnen emigrierten in die USA.

„In den 40er- und 50er-Jahren war es für Frauen generell schwierig, sich auf dem Kunstmarkt durchzusetzen. Das Kunstgeschehen der fünfziger Jahre lebte von dem intensiven Kampf zwischen Tradition und Moderne. Junge KünstlerInnen strebten danach tradierte und normierte Kunstvorstellungen aufzubrechen.“⁹ Nach dem Zweiten Weltkrieg versuchten die Künstlerinnen in

⁸ Susanne Elpers, Anne-Rose Meyer (Hg.), Zwischenkriegszeit: Frauenleben 1918–1939, Berlin 2004, S. 33.

⁹ Ausstellungskatalog, Die 50er Jahre: Kunst und Kunstverständnis in Wien, Herausgeber für die Kulturabteilung der Stadt Wien (MA 7) Berthold Ecker, Wolfgang Hilger, Wien 2009, S. 9.

Österreich fernab des Realismus der NS-Zeit neue künstlerische Ausdrucksmittel zu entwickeln. In einer der ersten Ausstellungen des Kärntner Kunstvereins nach dem Zweiten Weltkrieg im Wappensaal des Landhauses in Klagenfurt war eine Kärntner Malerin mit vertreten. „Aufmerksamkeit erregte Maria Lassnig nicht alleine wegen ihrer offenkundigen Begabung, sondern weil sie einen männlichen Akt malte, das war das große Novum für Klagenfurt.“¹⁰

Die 68er-Bewegungen waren ein Katalysator für die Emanzipationsbestrebungen und die Veränderung der Stellung der Frau in der Gesellschaft. „Die Proteste gegen antidemokratische und autoritäre Strukturen, sowohl staatlich wie auch universitär und familiär, rund um das Jahr 1968, bildeten ein wichtiges Fundament. Die 68er-Proteste wurden in Österreich von StudentInnen getragen und fokussierten stark auf den Abbau von traditionellen und hierarchischen Strukturen an den Universitäten.“¹¹ Dieses Mal wurden auch die traditionelle Rollenverteilung von Mann und Frau und das Patriarchat insgesamt in Frage gestellt. Viele Künstlerinnen griffen diese gesellschaftspolitischen Aspekte in ihren Werken auf. „Die Themen, die im Focus standen, waren im Speziellen die Selbstbestimmung der Frau über ihren Körper, die Entkriminalisierung der Abtreibung, die Rollenverteilung der Geschlechter sowohl im öffentlichen Leben als auch in der Familie, Gewalt gegen Frauen, die Politisierung des Privaten oder die vergeschlechtliche Arbeitsteilung.“¹² Die neuen Medien der Fotografie, der Videokunst und der Performance wurden bevorzugt von Frauen als künstlerische Ausdrucksform gewählt. Es waren neue Techniken, die von männlichen Kollegen noch nicht sehr intensiv genutzt wurden und damit nicht vereinnahmt und frei von einer männlichen Tradition waren. Diese Mittel wurden gern genutzt, um den stereotypen Bildern von Frauen, die in männlicher Tradition standen, eigene Selbstentwürfe entgegenzusetzen.

Zu den wichtigsten österreichischen Künstlerinnen dieser Zeit zählt Valie Export (*1940). In ihren Arbeiten zeigt sie die Benachteiligung von Frauen sehr radikal auf. Eine ihrer bekanntesten Aktionen war das Tapp- und Tastkino. „Bei dieser Performance auf öffentlichen Plätzen trug Valie Export eine lockige Perücke, war geschminkt und ihre nackten Brüste waren in einem Kasten mit zwei Öffnungen vor ihrer Brust. Der restliche Oberkörper war mit einer Strickjacke bedeckt. Durch ein Megafon wurden Schaulustige zum Besuch eingeladen. Diese hatten zwölf Sekunden lang Zeit, beide Hände durch die Öffnungen zu strecken und die nackten Brüste der Künstlerin zu berühren.“¹³ Eine weitere radikale

10 Trude Polley, Kunst in Kriegs- und Krisenzeiten, in: Kärntner Landesgalerie (Hg.), Aufsätze, Selbstzeugnisse, Daten, Klagenfurt 1987, S. 75.

11 DOKU Graz Frauendokumentations- und Projektzentrum (Hg.), frauen.leben.vielfalt, Zeitzeuginnen- und Zukunftsarchiv, Graz 2008, S. 7.

12 Karin M. Schmidlechner, Protest in der Provinz. 1968 und die Folgen, in: Alfred Ableitinger/Marin Moll (Hg.) Licence to Detect. Festschrift für Siegfried Beer zum 65. Geburtstag, Graz 2013, S. 532.

13 Andrea Zell: Valie Export. Inszenierung von Schmerz: Selbstverletzung in den früheren Aktionen, Berlin 2000, S. 35f.

Aktion von Valie Export war „Aus der Mappe der Hundigkeit“, in der sie die ungleichen Geschlechterverhältnisse anprangerte. „Die Befreiung der Frau aus der Knechtschaft des Mannes wird hier spielerisch und provokativ bis zum Extrem getrieben, indem Valie Export ihren Partner Peter Weibel wie einen Hund an der Leine ausführt. Das Künstlerpaar inszeniert damit eine Aktion im öffentlichen Raum, die die Beziehung der Geschlechter als Herrschaftsspiel dokumentieren und entlarven will.“¹⁴

Maria Lassnig (1919-2014) ist eine weitere große Künstlerin, die in dieser Zeit ihren ganz eigenen künstlerischen Weg gegangen ist, der weniger radikal, aber durchaus feministisch zu sehen ist. Sie blieb in ihrer Malerei stets der Figur und dem Gegenstand verbunden. Seit den 60er-Jahren setzte sie sich in den „Body-Awareness-Bilder“ mit dem eigenen Körper und ihrer Gefühlswelt auseinander. „Der Körper ist bei ihr gleichermaßen privates Wahrnehmungsinstrument wie Forschungsgegenstand, aber kein sozialer Funktionsträger und keine gesellschaftliche Metapher. Ihre Arbeiten sind durchzogen von dem Wissen um die Fallstricke des Repräsentationssystems, von der männlich strukturierten Ordnung des Blickregimes. Sie reflektiert innerhalb des Mediums Bild die Problematik der Darstellung des weiblichen Körpers.“¹⁵

Kiki Kogelnik (1935-1997) ging in den 60er-Jahren nach Amerika und begann dort an ihren Serien Women's Lib(eration) zu arbeiten, in denen sie sich kritisch mit der Rolle der Frau in der Werbung auseinandersetzt. „Feministische Themen mit Ironie, Humor und cooler Pop-Ästhetik anzugehen, war einzigartig in Kogelniks Arbeit. Als Vorlage dienen der Künstlerin Frauenfiguren aus Modezeitschriften und von Werbeplakaten. Sie übernimmt die stereotypen Gesten und beraubt ihre Modelle jeglicher subjektiver Züge. Die Gesichter mit ihren kreisrunden Augen und fehlender Modellierung wirken wie Masken. Das Artifizielle der Modeästhetik wird bewusst betont. Kogelnik setzt uns „perfekt vorgekaute Frauenbilder“ vor. Die Frage der Austauschbarkeit und des Aufgehens der Individualität in einer vom Konsum geprägten Massengesellschaft wird dabei stark thematisiert.“¹⁶

Die Künstlerinnen dieser Zeit hinterfragten auf sehr unterschiedliche Art und Weise die vorgegebene Definition der Frauenrolle. Dabei setzten sie sich auf provozierende und ironische Weise mit den gesellschaftlichen Konstruktionen von Identität auseinander. Der weibliche Körper war dabei ein sehr häufig verwendetes Sujet in ihren künstlerischen Arbeiten. „Die ältere Generation mit den international anerkannten

14 Valie Export, „Aus der Mappe der Hundigkeit“ auf: medienkunstnetz.de.

15 Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (Hg.), Körper und Geschlecht: Studien, Oldenburg 2002, S. 139.

16 Ausstellungskatalog Kiki Kogelnik, Galerie Kovacek & Zetter GmbH, Wien 2015, S. 7.

Künstlerinnen Maria Lassnig, Kiki Kogelnik und Valie Export war noch intensiv in den Prozess der Frauenemanzipation involviert und hatte ihre Kunst von einem betont feministischen Standpunkt aus definiert.“¹⁷

Den Feministinnen gelang es, ein Bewusstsein für die Ungleichbehandlung der Frau in der Gesellschaft zu schaffen. „Seit Mitte der siebziger Jahre entstanden institutionalisierte Einrichtungen, die sich ausschließlich mit den Interessen der Frauen befassten. Es wurden Frauen- und Künstlerinnenprogramme entwickelt. Es entstanden FrauenKunstZeitschriften, Frauenbuchläden, Künstlerinnenarchive, Galerien für Künstlerinnen, Künstlerinnenstipendien und Künstlerinnenpreise. Es wurden Kunstausstellungen konzipiert, die sich nur mit Frauen befassten.“¹⁸ Diese neue Frauenbewegung spielte bei der Entwicklung der Gleichberechtigung und der Emanzipation der Frau eine wichtige Rolle. Frauen wurden nun intensiv gefördert.

Dennoch war eine faktische Gleichstellung zwischen Künstlerinnen und Künstlern in den 70er-Jahren noch nicht erreicht. „Die neue Frauenbewegung und die feministischen Anstrengungen im Bereich der bildenden Kunst haben viele positive Veränderungen zugunsten der Frauen gebracht. Aber nach wie vor herrschten noch traditionelle Rollenzuschreibungen vor, mit denen sich kunstschaaffende Frauen auseinandersetzen hatten.“¹⁹ Viele Künstlerinnen der damaligen Zeit hatten es als Frau am Kunstmarkt verhältnismäßig schwerer als ihre männlichen Kollegen und wurden seltener gefördert, ausgestellt und angekauft. Sie gewannen keine renommierten Kunstpreise oder Stipendien, sie waren nicht auf internationalen Ausstellungen vertreten oder wurden nicht zu wichtigen Wettbewerben eingeladen. Eine mangelnde Ausstellungspräsenz ist hierbei gleichzusetzen mit einem schwierigen Zugang zum Kunstmarkt. „Wer ausstellt, hat einen Katalog, wer einen Katalog hat, wird von der Fachwelt wahrgenommen, wer von der Fachwelt wahrgenommen wird, hat Chancen auf Würdigung durch einen Preis, wer einen Preis erhalten hat, bekommt bessere Ausstellungschancen, usw.“²⁰

In den 80er-Jahren begannen einige Künstlerinnen, sich mit der Politik der Kunstwelt zu beschäftigen und damit wie Kunst gesammelt, institutionalisiert und ausgestellt wird. „Die Guerilla Girls, eine Gruppe von Aktivistinnen, die ihre Aktionen anonym und unter großen Gorillamasken aus Gummi durchführen, begannen Plakate in SOHO in New York anzubringen. Die Plakate enthalten Statistiken, um

17 Ausstellungstext „ART.IST.INNEN“ Sammlung Essl 15. Mai bis 11. September 1998, aus: <http://www.essl.museum>.

18 Anne-Kathrin Herber, S. 187.

19 Anne-Kathrin Herber, S. 204.

20 Renate Petzinger (Hg.), Künstlerinnen stellen sich zur Diskussion, Dokumentation Kassel 1984, S. 56.

den Sexismus und Rassismus in Galerien und Kunstpublikationen anzuprangern.²¹ Exemplarisch sei hier auf eine Aktion auf der Kunst Biennale von Venedig im Jahre 1995 verwiesen, wo sie proklamierten, dass lediglich 9 % der KünstlerInnen der Biennale weiblich waren. Genau 10 Jahre später – 2005 – wurde die Biennale von Venedig erstmals von zwei Frauen kuratiert und 42 % der ausgestellten Künstlerinnen waren weiblich.

Frauen sind gegenwärtig in Museen und Galerien noch immer geringer vertreten als ihre männlichen Kollegen, jedoch beginnt sich dieses Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern im 21. Jahrhundert zu Gunsten der Künstlerinnen langsam auszugleichen. Die Studienbedingungen haben sich zugunsten der Studentinnen entwickelt und über 50 % der Studierenden in künstlerischen Fachrichtungen an den österreichischen Akademien sind Frauen. Die Kunststudentinnen sehen sich also gleichberechtigten Startchancen gegenüber. An den Universitäten gibt es seit den 90er-Jahren weibliche Professorinnen, Kunsthochschulen und Akademien werden von Frauen geleitet, und Frauen stehen auch an der Spitze von Museen und Galerien.

Die Emanzipation hat die alten Geschlechterrollen und Ressentiments langsam aufgelöst und schafft heute für Künstlerinnen ein Klima, in dem selbstbestimmte Entfaltung und Ausübung ihrer Profession möglich ist. Die jüngere Künstlerinnen-generation stellt ihre künstlerischen Positionen nun nicht mehr verstärkt unter einen Genderaspekt. Gesellschaftspolitisch relevante Aspekte wie Migration, Heimat, Globalisierung, Krieg, Entwurzelung, Nomadentum, Urbanität, Kapitalismus, Nationalismus oder Ethnizität sind aktuelle Fragestellungen, denen sich die jungen KünstlerInnen unabhängig einer Geschlechterdebatte stellen. Die dabei verwendeten Materialien und Techniken nehmen noch Bezug auf frühere Generationen feministischer Künstlerinnen, entfernen sich aber von den Bedeutungen, die diesen zugrunde lagen. Die Sujets der Künstlerinnen zeugen nur sekundär von einem feministischen Standpunkt und scheinen, wenn, an die persönlichen Erfahrungen der Protagonistinnen gebunden zu sein. Genannt seien hier die Kärntner Künstlerinnen Gudrun Kampl (*1964), Burgi Michenthaler (*1967), Ina Loitzl (*1972) oder Catrin Bolt (*1979). Kunst hat nun kein Geschlecht mehr und wird nach ihrer künstlerischen Qualität bemessen. Hier ist eine nachhaltige Veränderung im Kunstbetrieb zu beobachten. Ankäufe, Ausstellungspräsenzen oder Katalogproduktionen zeigen nun ein ausgewogenes Verhältnis zwischen Frauen und Männern.

21 Whitney Chadwick, S. 421.

Literatur

Whitney Chadwick, Frauen, Kunst und Gesellschaft, Bonn 2013.

DOKU Graz Frauendokumentations- und Projektzentrum (Hg.), frauen.leben.vielfalt, Zeitzeuginnen- und Zukunftsarchiv, Graz 2008.

Susanne Elpers, Anne-Rose Meyer (Hg.), Zwischenkriegszeit: Frauenleben 1918-1939, Berlin 2004.

Anne-Kathrin Herber, Frauen an deutschen Kunstakademien im 20. Jahrhundert, Dissertation, Heidelberg 2009.

Renate Petzinger (Hg.), Künstlerinnen stellen sich zur Diskussion, Dokumentation Kassel 1984.

Trude Polley, Kunst in Kriegs- und Krisenzeiten, in: Kärntner Landesgalerie (Hg.), Aufsätze, Selbstzeugnisse, Daten, Klagenfurt 1987.

Karin M. Schmidlechner, Protest in der Provinz. 1968 und die Folgen, in: Alfred Ableitinger/ Marin Moll (Hg.) Licence to Detect. Festschrift für Siegfried Beer zum 65. Geburtstag, Graz 2013.

Andrea Zell: Valie Export. Inszenierung von Schmerz: Selbstverletzung in den früheren Aktionen, Berlin 2000.

Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (Hg.), Körper und Geschlecht: Studien, Oldenburg 2002.

Ausstellungskatalog, Die 50er Jahre: Kunst und Kunstverständnis in Wien, Herausgeber für die Kulturabteilung der Stadt Wien (MA 7) Berthold Ecker, Wolfgang Hilger, Wien, 2009.

Ausstellungskatalog Kiki Kogelnik, Galerie Kovacek & Zetter GmbH, Wien 2015.

Ausstellungstext „ART.IST.INNEN“ Sammlung Essl 15. Mai bis 11. September 1998, aus: <http://www.essl.museum>, Mai 2016.

Valie Export, „Aus der Mappe der Hundigkeit“, aus: medienkunstnetz.de, Mai 2016.

Skupni projekti so najboljši način za rušenje predsodkov

Na južno Koroško sem kot mlad novinar mariborskega dnevnega časopisa Večer prvič prišel v drugi polovici 70-tih let in se znašel sredi najbolj turbulentnega obdobja odnosov med obema narodnima skupnostima. Napetost je bilo čutiti povsod in bolj kot sem se trudil razumeti, zakaj zgodovina že desetletja tako obremenjuje ta prostor, bolj mi je bilo jasno, da bo za premagovanje globokega medsebojnega nezaupanja potrebna več kot samo ena generacija. Gotovo takrat nisem dovolj dobro poznal koroške zgodovine, saj me sicer ne bi presenetilo, da se kot njene žrtve niso počutili samo koroški Slovenci, temveč tudi moji tedanji sogovorniki iz vrst nemško govoreče večine. To je bil čas, ko smo se v Sloveniji, tedaj še delu Jugoslavije, z zahtevami manjšine za uresničitev njihovih pravic iz 7. člena avstrijske državne pogodbe solidarizirali tudi s tem, da smo se protestno odpovedovali nakupom v Avstriji, kamor smo prav tedaj začeli množično hoditi po priboljške, ki jih je na naši strani meje primanjkovalo.

Slovenska javnost si je podoba o Koroški in nasploh o severni sosedu v preteklosti v veliki meri oblikovala prav pod vtisom njenega odnosa do slovenske manjšine, četudi je zgodovina naših odnosov veliko daljša. Nekaj stoletij življenja pod Habsburžani nam Slovincem ni prizaneslo z nesrečami, od turških vpadov, obračunov s kmečkimi punti in protireformacijo do številnih žrtev v nenehnih vojnah med tedanjimi evropskimi velesilami, ki so dosegle tragični vrhunec v prvi svetovni vojni s soško fronto in Doberdobom, »grobom slovenskih fantov«. Vendar nam je prineslo tudi terezijansko in jožefinsko dobo, ki je z uvedbo osnovnega šolstva v slovenščini omogočila oblikovanje ideje o obstoju posebnega slovenskega naroda. Novejšo zgodovino so zaznamovali razpad monarhije in plebiscit na Koroškem, dvig nacizma in zavesa, ki se je po njegovem porazu spustila med Avstrijo pod zavezniško upravo ter novo komunistično Jugoslavijo, razpad slednje, še prej pa stalne napetosti med državama zaradi manjšine in v začetku 90-tih let velika podpora Avstrije slovenski osamosvojitvi, katere 25-letnico letos praznujemo.

Danes je Avstrija ena od tistih držav, s katero imamo najbolj razvejane odnose na vseh ravneh. Je vodilni tuji investitor v Sloveniji in s tem zelo pomemben zaposlovalec ter naš tretji najpomembnejši zunanjetrgovinski partner, v zadnjem obdobju pa državi

* Milan Predan, generalni konzul Republike Slovenije, Celovec ob Vrbskem jezeru, Avstrija

na medčloveški ravni poleg manjšine še dodatno povezujejo številni Slovenci, ki so si v kriznih letih zaposlitev poiskali v Avstriji, zlasti na Štajerskem in Koroškem. Slednja je bila še do nedavnega za slovensko javnost sinonim za okolje, ki je do Slovencev neprijazno in do Slovenije nezaupljivo, kar je bil antipod pogledu večinske koroške javnosti na Slovenijo kot na »slovansko grožnjo z juga«. Vstop Slovenije v EU je bil nedvomno odločilni korak, ki je na obeh straneh začel topiti predsodke, odprl pot do dogovorov, kakršen je bil tisti o dvojezičnih krajevnih napisih v letu 2011, in na Koroško prinesel duh strpnosti med narodnima skupnostima, tako potreben za razvoj dežele in nujen za dobrososedsko sodelovanje. Koroška, kamor sem prvič prišel pred natanko štiridesetimi leti, in Koroška, kamor sem se kot generalni konzul vrnil lansko jesen, nista isti deželi.

O spremembi vzdušja med drugim govorijo rezultati lanskih lokalnih volitev, ki so koroškim Slovencem prinesle še drugega župana, štiri podžupane in rekordno število občinskih svetnikov, izvoljenih na listi edine politične stranke koroških Slovencev, Enotne liste. Za sožitje v deželi je pomembno, da so k uspehu prispevali tudi nemško govoreči kandidati na njenih listah, s čemer je stranka segla čez svojo tradicionalno volilno bazo in bila v večini dvojezičnih koroških občin za to nagrajena s povečanjem števila svetniških mandatov. Slovensko govorečih županov in svetnikov je še več, le da so bili izvoljeni na listah večinskih strank. Vse to se je lahko zgodilo, ker je v obeh narodnih skupnostih začel izginjati strah, da drug drugega ogrožata, velike zasluge za odločilni impulz, da je danes med njima precej več medsebojnega zaupanja kot nekoč, pa si lahko lasti aktualna deželna politika, usmerjena v prihodnost, ki je za vse ljudi na Koroškem skupna, ne pa v preteklost, ki je ta prostor vedno samo delila.

O spremembi vzdušja na Koroškem govorijo podatki o vpisu v dvojezične šole, ki se je tudi s tem šolskim letom vnovič povečal, predvsem pa povečano zanimanje nemško govorečih staršev, da se njihovi otroci naučijo tudi slovensko. Veseli me moja osebna izkušnja, da na različnih dogodkih k meni pristopajo nemško govoreči in se mi pohvalijo, da tudi oni znajo nekaj besed v mojem jeziku, kar je gotovo napredek glede na čase, ko so se nad slovenščino v najboljšem primeru zmrdovali.

Lepo je bilo med zadnjimi božičnimi prazniki videti na celovski mestni hiši veliko voščilo tudi v slovenskem jeziku, kar kaže, da se tudi v javnosti status slovenščine izboljšuje. Zadnja deželna proslava obletnice plebiscita, ki so jih v preteklosti koroški Slovenci vedno čakali s kepo v želodcu, četudi so bili tudi njihovi glasovi zaslužni, da je južna Koroška ostala v Avstriji, je bila vzorčni primer, kako jo je mogoče praznovati v duhu sožitja. Resda še vedno mine kakšna pomembna deželna prireditev brez slovenščine, kar pomeni, da dvojezičnost še vedno ni standard za celotno javno življenje v deželi, vendar je prijetno slišati, ko se predstavniki deželnih in lokalnih oblasti na javnih dogodkih trudijo spregovoriti vsaj nekaj besed tudi v jeziku svojih slovensko govorečih rojakov. Napovedana umestitev koroških Slovencev v deželno

ustavo pod tem nazivom bo še en korak proč od nekdanje nestrpnosti in konfliktov, ki so politikom prinašali kratkoročne koristi, deželi pa dolgoročno škodo.

Zakaj je šolstvo za manjšino tako pomembno

V teh mojih prvih mesecih na Koroškem sem iz vrst narodne skupnosti pogosto slišal, da je nemško govoreči večini danes lahko biti bolj velikodušen do slovenske manjšine, ker je cilj, slabitev slovenskega življa na Koroškem, tako že dosegla. Seveda je v tej ugotovitvi veliko resnice. V času plebiscita so koroški Slovenci predstavljali skoraj tretjino prebivalstva dežele, danes predstavljajo le še okoli štiri odstotke. Zgovoren je podatek iz neke raziskave, da leta 1990 ob vpisu v dvojezične šole nekaj manj kot 40 odstotkov otrok ni znalo slovensko, danes pa je takšnih že dve tretjini, kar pomeni, da se doma ta jezik vse manj uporablja. Včasih so se otroci koroških Slovencev morali ob vstopu v šolo učiti nemščine, danes se učijo slovenščine. Desetletja asimilacijskih in vseh drugih pritiskov na slovenstvo v teh krajih so pač storila svoje, vendar časa pač ni mogoče zavrteti nazaj, možno je le omiliti posledice, ohraniti tisto, kar je ostalo, in izkoristiti današnji povsem praktični interes staršev in otrok, da se poleg nemščine naučijo tudi slovenščine, ker bi jim v tem obmejnem prostoru lahko to koristilo v poklicni karieri.

Prav zaradi tega je vprašanje dvojezičnega šolstva in predšolske dvojezične vzgoje za koroške Slovence tako pomembno. Upravičeno so občutljivi na vsako spremembo in korak, ki bi lahko pomenila dodaten osip šolarjev, zainteresiranih za učenje obeh jezikov, in nižanje standardov dvojezične oskrbe v vrtcih, saj samo od tega, koliko vzgojiteljice obvladajo slovenščino in so jo usposobljene prenesti na najmlajše, odvisno, ali bodo otroci, v tej starosti zelo dovzetni za učenje jezika, vstopili v šolo vsaj z minimalnim predznanjem in odnosom do slovenščine. Pomembno bi bilo torej uvesti posebne izobraževalne programe, na osnovi katerih bi vzgojiteljice lahko pridobile tudi ustrezne formalne kvalifikacije za delo v dvojezičnih vrtcih, obenem pa jim ponuditi več pedagoških pripomočkov, navodil in usmeritev z deležne ravni. Glede na to, da je zadnje leto vrtca obvezno kot priprava na šolo, so tudi razumljiva pričakovanja narodne skupnosti, da bi na območju veljavnosti manjšinskega šolskega zakona imeli vsi otroci imeti možnost vpisa v dvojezične vrtce, ki je zdaj možen le tam, kjer obstajajo zasebni vrtci, in v tistih občinah, kjer so dvojezično vzgojo uvedli tudi v javnih vrtcih.

Eno od občutljivih vprašanj je tudi zapiranje malih vaških šol, utemeljeno s potrebo po racionalizaciji deželne šolske mreže. Za manjšino namreč ne more biti samo stvar izračunov, kolikšno število učencev je v neki majhni dvojezični šoli še ekonomsko vzdržno, kadar gre za šolo v okolju, v katerem se je slovenščina še ohranila kot vsakodnevni pogovorni jezik med vaščani, ne samo kot jezik te in one javne prireditve. Navsezadnje so okoli teh šol praviloma vrti celotno kulturno življenje

v kraju. Nekatere dosedanje izkušnje z zapiranjem malih dvojezičnih šol, denimo na Radišah/Radsberg, ki so jo zaprli s koncem prejšnjega šolskega leta, so tudi pokazale, da so nekateri starši svoje otroke raje prepisali v enojezično šolo, ker jim je bila ta bližje, kot pa v samo nekaj kilometrov bolj oddaljeno dvojezično šolo, kar pomeni, da je ta otrok najbrž za slovensko skupnost že izgubljen. Tudi na ta način izpuhteva dvojezičnost in se krči manjšina.

Pomemben korak naprej za ohranitev jezika bi nedvomno bila morebitna sprememba zakona o manjšinskem šolstvu za Koroško iz leta 1959, ki je namesto dotedanjega načela odjave uvedel načelo prijave k dvojezičnemu pouku, kar je zaradi asimilacijskih, socializacijskih in političnih pritiskov iz večinskega okolja sprožilo velik osip števila otrok, prijavljenih k pouku. Od teh posledic si dvojezično šolstvo na Koroškem še do danes ni opomoglo. Na Gradiščanskem za tamkajšnje narodne skupnosti ves čas velja drugačna, do manjšine (in tudi do večinskega naroda) veliko bolj poštena in prijazna ureditev, saj je prijava k dvojezičnemu pouku za vse otroke samodejna, seveda pa ima vsakdo pravico svojega otroka od pouka odjaviti, če ga ne želi. S takšnim pristopom bi se tudi na Koroškem število vpisov v dvojezične šole gotovo še povečalo, ob tem pa ne bi v ničemer prizadelo interese tistih, ki se pač poleg nemščine ne želijo učiti še slovenščine. Še več: s tem bi odpravili stanje, na katero so v nedavnem skupnem pismu zveznemu šolskemu ministrstvu opozorili politični predstavniki manjšine, da je slovenščina morda celo edini jezik na svetu, ki ga proti volji zakonitih zastopnikov otrok ni dovoljeno poučevati.

Dotadni argument za tovrstno spremembo manjšinskega šolskega zakona je prav nenehni porast števila vpisanih k dvojezičnemu pouku, saj se njihov delež približuje 50 odstotkom vseh vpisanih šolarjev. Še več: podatki za Koroško kažejo, da je bilo v šolskem letu 2015/16 zaradi upadanja rojstev v ljudske in nove srednje šole vpisanih 14 tisoč učencev manj kot pred 15 leti, hkrati pa se je vpis v Zvezno gimnazijo za Slovence, Dvojezično trgovsko akademijo in dvojezično Višjo šolo za gospodarske poklice povečal. Želja po učenju jezika neposrednega soseda očitno postaja eden od adutov, zaradi katerega vse več staršev daje dvojezičnim šolam prednost pred enojezičnimi. Ob tem je spodbudno tudi izboljšanje statusa slovenščine v novih srednjih šolah, ne samo s tem, da se povečuje število tedenskih ur, namenjenih pouku tega jezika kot izbirnega predmeta, temveč v večini šol slovenščina ni več na urniku zgodaj zjutraj, preden se je pouk začel za ostale, ali pozno popoldne, ko se je za ostale pouk končal. Gre za majhne, a gotovo ne samo za simbolne premike.

Ob vsem tem se zdi čas zrel za premislek tudi o nadaljnjem koraku, namreč o tem, da bi prijava k dvojezičnemu pouku veljala za vseh devet let obveznega šolanja, ne samo do konca ljudske šole, kot je v veljavi zdaj, kar v praksi pomeni, da se za mnoge otroke dvojezično šolanje konča po samo štirih letih, če se že ne odločijo

za nadaljevanje šolanja na Slovenski gimnaziji. Od tega bi lahko imeli korist vsi: ne samo pripadniki slovenske narodne skupnosti, temveč tudi nemško govoreča večina, saj to ne bi v ničemer poseglo v njene pravice svobodne izbire, v katerem jeziku želijo šolati svoje otroke, a bi razširilo tudi njene izbire. Predvsem pa se ne bi izgubil vložek dežele v dvojezično izobraževanje v ljudskih šolah, ki v sedanji ureditvi nemalokrat gre v nič, če po desetem letu starosti otrok prekine z učenjem slovenščine kot drugega deželnega jezika.

Do polovice poln, do polovice prazen kozarec

V zvezi z manjšinskim šolstvom ni mogoče mimo Slovenske glasbene šole na Koroškem, ki je za slovensko narodno skupnost vedno bila več kot samo šola, temveč je kot ena od najkakovostnejših tovrstnih ustanov v deželi zanjo predstavljala simbol pedagoške odličnosti, kovnice vrhunskih glasbenikov iz njenih vrst, varuha slovenskega jezika in kulture ter povezanosti z državo matičnega naroda, glede na to, da je na šoli od nekdaj poučevala vrsta vrhunskih glasbenih pedagogov iz Slovenije. Lanska vključitev šole v deželni sistem glasbenih šol ji je zagotovila trdnejšo prihodnost, ki je kot zasebna šola ni imela, in je pomenila uresničitev enega od pomembnih dogovorov ob podpisu Memoranduma o dvojezičnih krajevnih napisih pred petimi leti. Dejstvo, da je bil tik pred odločitvijo v deželnem zboru v maju 2015 spremenjen prvotni dogovor o tem, s koliko učitelji in učenci bo lahko šola vstopila v deželni sistem, in se je posledično to število še dodatno zmanjšalo ter ima danes šola za dobro polovico manj učencev kot v času, ko je bila še zasebna šola, je razumljivo skalilo zadovoljstvo s končnim rezultatom.

Šlo je pač za še en kompromis, kakršen je navsezadnje bil tudi dogovor o številu dvojezičnih tabel, ki bi si jih narodna skupnost želela veliko več, a je na koncu morala sprejeti logiko politike kot umetnosti možnega. Za nekoga je kozarec s polovico vode napol prazen, za drugega do polovice poln, oba pogleda sta legitimna, kar velja tudi za razlike v pogledih, kaj je Memorandum iz leta 2011 prinesel manjšini. Za del narodne skupnosti je v ospredju izboljšano vzdušje, ki ga je ustvaril, za druge ocena, da nekatere obljube avstrijske strani ob podpisu Memoranduma niso bile izpolnjene, denimo o reformi Zakona o narodnih skupnostih iz leta 1976, ali so bile uresničene polovično, kar naj bi veljalo prav za sistemsko rešitev za Slovensko glasbeno šolo.

V obeh trditvah je del resnice, manjšina pa potrebuje oba pristopa: dobre odnose z zveznimi in deželnimi oblastmi, odprtost do večinskega naroda, pripravljenost na dialog tudi s tistimi, s katerimi se ne strinja in ji niso naklonjeni, zmožnost izreči priznanje oblastem, ko te storijo korak v njen prid, ker zahvala ni isto kot ponižnost; hkrati pa na osnovi takšnega pristopa s toliko večjo moralno težo zahtevati uresničevanje svojih pravic. Če se vrnem k Slovenski glasbeni šoli: z

vključitvijo v deželni sistem financiranja je obstala, deluje in ima s tem možnost, da v naslednjih letih vendarle pridobi dodatne učne enote, ob tem pa upravičeno pričakuje, da bodo vse druge koroške glasbene šole z njo delile isto usodo zaostrenih finančnih razmer v deželi.

Navkljub bolečemu spoznanju, da je slovenščina kot temelj narodne identitete za mnoge pripadnike manjšine prenehala biti jezik, »v katerem sanjaš in šteješ«, kot je naravo materinega jezika slikovito opisal pokojni dr. France Vrbinc, se slovenska narodna skupnost v tej celotni zgodbi ne bi smela videti kot poraženka. Ohranitev slovenske kulture, jezika in narodne skupnosti ter ohranitev slovenstva nasploh predstavlja kar majhen čudež, vedoč, pod kakšnimi asimilacijskimi pritiski smo Slovenci, ne samo manjšina na Koroškem, v tem burnem delu Evrope živeli skozi vso svojo zgodovino.

V težkih okoliščinah je narodna skupnost obstala in tudi po zaslugi lastnega srednjega šolstva, predvsem Zvezne gimnazije za Slovence, ki v odstotkih izobrazila največ akademikov med maturanti, ustvarila svojo intelektualno elito ter z mrežo ustanov in uspešnimi posamezniki vseskozi dokazovala svojo trdoživost in ustvarjalni duh. Ima prednost dvojezičnosti, ki ji jo lahko večinski narod samo zavida; znati jezik soseda in še kakšnega za povrh postaja v tem tekmovalnem globaliziranem svetu neprecenljiv kapital, saj v njem ni več delitev na bolj ali manj vredne jezike – vrednost ima vsak, s katerim si lahko pridobiš prednost na trgu. Še zlasti je občudovanja vreden entuziazem številnih slovenskih kulturnih društev, ki statistično predstavljajo okoli 40 odstotkov vseh avtonomnih kulturnih pobud v Rožu, Podjuni in Zili ter so jedro celotnega kulturnega dogajanja na južnem Koroškem. Ob vsem tem pa je lahko za manjšino vir samozavesti in ji je lahko v zadoščenje, da si vse več ljudi na Koroškem želi dobrega sosledstva s Slovenijo in sožitja s Slovenci.

Tudi obuditev nekdanjega Kontaktnega komiteja Slovenija-Koroška, ki se je po nekaj letih premora leta 2014 znova sestel z novim imenom Skupni odbor Slovenija-Koroška in bo letos julija v Sloveniji zasedal tretjič, je odraz novega vzdušja med sosedoma. Ker se v tej obliki sestajata samostojna država in zgolj ena od zveznih dežel sosednje države (zasedanja skupnega odbora potekajo tudi med Slovenijo in Štajersko), bi lahko predvsem na slovenski strani to sprožilo pomisleke, ali je takšna raven sodelovanja primerna. Vendar je prevladalo prepričanje, da imata Slovenija in Koroška (isto velja za Štajersko) toliko skupnih interesov, da je vredno tovrstne pomisleke potisniti ob stran in se osredotočiti na tisto, kar ta obmejni prostor povezuje: gospodarstvo, turizem, kultura, skrb za zdravo okolje, promet, vzajemna pomoč pri naravnih nesrečah itd. V ozadju je bil še dodatni razlog za sodelovanje: skupni projekti zbližujejo ljudi, utrjujejo dobro vzdušje in s tem koristijo tudi slovenski narodni skupnosti, ne glede na to, ali je ta neposredno vključena v projekte, dogovorjene med posameznimi slovenskimi ministrstvi in

koroškimi deželnimi referati, ali ne. Skupni projekti so najboljši način za rušenje še zadnjih predsodkov, ki so predolgo obremenjevali odnose med obema narodnima skupnostima in bili ovira za dobro sosedstvo.

Učinki so otipljivi. Koroška podjetja so že od nekdaj bila močno prisotna na slovenskem trgu, v zadnjem obdobju pa se je sodelovanje obrnilo tudi v drugo smer, saj vse več slovenskih podjetij, predvsem majhnih, družinskih, prihaja na Koroško in tukaj išče nove poslovne priložnosti. To je neposredna posledica izboljšane vzdušja v deželi, kar pomeni, da bi vsako vračanje v čase, ki so bili veliko manj prijazni do Slovencev in Slovenije, lahko povzročilo merljivo gospodarsko škodo za obe strani.

Gemeinsame Projekte sind der beste Weg um Vorurteile abzubauen

Nach Südkärnten bin ich als junger Journalist der Tageszeitung „Večer“ aus Maribor zum ersten Mal in der zweiten Hälfte der 70er-Jahre gekommen und befand mich sogleich inmitten der turbulentesten Beziehungszeit der beiden Volksgruppen. Die Spannung war überall zu spüren, und je mehr ich versuchte zu verstehen, warum die Geschichte seit Jahrzehnten diesen Raum so stark belastet, desto mehr wurde mir klar, dass zur Überwindung des tiefen gegenseitigen Misstrauens mehr als nur eine Generationsperiode erforderlich sein wird. Sicherlich habe ich damals die Geschichte Kärntens nicht gut genug gekannt, denn sonst wäre ich über die Tatsache, dass nicht nur Kärntner Slowenen, sondern auch meine damaligen Gesprächspartner aus den Reihen der deutschsprachigen Mehrheit sich als Opfer gesehen haben, nicht so überrascht gewesen.

Das war eine Zeit, als wir uns in Slowenien, damals noch als Teil Jugoslawiens, mit den Forderungen der Minderheiten, ihre Rechte nach Artikel 7 des Österreichischen Staatsvertrages zu erreichen, solidarisiert haben, auch indem wir uns aus Protest geweigert haben, weiterhin in Österreich einzukaufen, wo wir gerade zu dieser Zeit angefangen haben uns massenhaft mit Konsumgüter, die damals auf unserer Seite der Grenze gefehlt haben, einzudecken.

Die slowenische Öffentlichkeit hat sich in der Vergangenheit ein Bild von Kärnten und dabei generell des nördlichen Nachbarn weitgehend unter dem Einfluss ihrer Haltung gegenüber der slowenischen Minderheit gebildet, wenngleich die Geschichte unserer Beziehungen viel weiter zurückgeht. Einige Jahrhunderte unter Herrschaft der Habsburger haben uns Slowenen nicht vor Katastrophen verschont, vor türkischen Invasionen, den Abrechnungen mit Bauernaufständen und der Gegenreformation bis hin zu unzähligen Opfern ständiger Kriege zwischen den damaligen europäischen Großmächten, welche ihren tragischen Höhepunkt im Ersten Weltkrieg an der Isonzo-Front und in Doberdob, „dem Grab slowenischer Söhne“, fanden. Aber genau diese Zeit brachte uns auch das theresianisch-josephinische Zeitalter, welches mit der Einführung der slowenischen Grundschule die Ideenformung über das Bestehen eines gesonderten slowenischen Volkes ermöglicht hat.

* Milan Predan, Generalkonsul der Republik Slowenien, Klagenfurt am Wörthersee, Österreich

Die jüngere Geschichte wurde geprägt vom Zerfall der Monarchie und der Volksabstimmung in Kärnten, dem Aufstieg des Nazismus und des – nach seiner Niederlage – gefallenen Vorhangs zwischen Österreich unter Verwaltung der Alliierten und dem neuen kommunistischen Jugoslawien, dem Zusammenbruch des letzteren und den schon davor anhaltenden Spannungen zwischen den beiden Ländern wegen der slowenischen Minderheit sowie zu Beginn der 90er-Jahre der großen Unterstützung Österreichs der Unabhängigkeit Sloweniens, deren 25-jähriges Bestehen wir in diesem Jahr feiern.

Heute ist Österreich eines jener Länder, mit dem wir die verzweigtesten Beziehungen auf allen Ebenen haben. Österreich ist der wichtigste Fremdinvestor in Slowenien und damit ein wichtiger Arbeitgeber und unser dritt wichtigster Handelspartner. In letzter Zeit verbinden die Länder auf zwischenmenschlicher Ebene, neben der slowenischen Minderheit, auch viele Slowenen, welche in der Krisenzeit Beschäftigung in Österreich gefunden haben, vor allem in der Steiermark und in Kärnten. Kärnten war bis vor Kurzem für die slowenische Öffentlichkeit ein Synonym für eine Umgebung, die den Slowenen unfreundlich und Slowenien misstrauisch gegenüber steht. Im Gegenzug sah die Mehrheit in der Kärntner Öffentlichkeit Slowenien als „slawische Bedrohung aus dem Süden“.

Der Beitritt Sloweniens zur EU war zweifellos ein entscheidender Schritt, der auf beiden Seiten die Vorurteile zum Schmelzen brachte, Wege für Vereinbarungen zuließ, wie jene betreffend die zweisprachigen Ortstafeln im Jahr 2011, der den Geist der Toleranz zwischen den beiden Volksgruppen nach Kärnten brachte, was für die Entwicklung des Landes unverzichtbar und für eine gute nachbarschaftliche Zusammenarbeit notwendig war. Das Kärnten, in welches ich das erste Mal vor genau 40 Jahre kam, und das Kärnten, wohin ich als Generalkonsul letzten Herbst wiederkehrte, ist nicht das gleiche Land.

Dass das Klima besser wurde, bestätigen unter anderem auch die Ergebnisse der vorjährigen Kommunalwahlen, mit der Wahl eines zweiten Bürgermeisters aus den Reihen der Kärntner Slowenen sowie auch von vier Vizebürgermeistern und der Rekordzahl an Gemeinderäten, gewählt auf der Liste der einzigen politischen Partei der Kärntner Slowenen, der „Enotna lista/Einheitsliste“. Für das Zusammenleben im Land ist von großer Bedeutung, dass zu diesem Erfolg auch die aufgestellten deutschsprachigen Kandidaten beigetragen haben, damit ist die Partei über ihre traditionellen Grenzen der Wählerbasis gegangen. Dieser Schritt wurde in den meisten zweisprachigen Kärntner Gemeinden mit einem Anstieg der Gemeinderäte belohnt. Slowenisch sprechende Bürgermeister und Gemeinderäte gibt es noch mehr, nur dass diese auf den Listen der etablierten Parteien gewählt wurden.

All dies konnte geschehen, weil auf Seiten der beiden Volksgruppen die Angst, einander zu bedrohen, geschmolzen ist. Das Verdienst dieses entscheidenden Impulses, dass heute zwischen den beiden Volksgruppen viel mehr an gegenseitigem Vertrauen herrscht als vorher, kann der aktuellen Landespolitik zugeschrieben werden, welche auf eine gemeinsame Zukunft der Kärntner Bevölkerung gerichtet ist – die den Lebensraum immer geteilt hat – und nicht in die Vergangenheit.

Für die bessere Stimmung in Kärnten sprechen die steigenden Schülerzahlen an zweisprachigen Schulen, die sich auch in diesem Schuljahr wiederum erhöht haben, vor allem aber das erhöhte Interesse der deutschsprachigen Eltern, ihren Kindern die Möglichkeit zu bieten, auch Slowenisch zu lernen. Meine persönliche Erfahrung, bei verschiedenen Veranstaltungen, wenn deutschsprachige Menschen an mich herantreten und stolz erklären, dass auch Sie einige Worte in meiner Sprache beherrschen, freut mich sehr, denn dies ist sicherlich ein Fortschritt gegenüber jenen Zeiten, als im besten Fall hinsichtlich der slowenischen Sprache Unmut geäußert wurde.

Es war schön, als zur Weihnachtszeit am Rathaus in Klagenfurt die guten Wünsche auch groß in Slowenisch zu lesen waren, was darauf hindeuten lässt, dass sich der Status der slowenischen Sprache auch in der Öffentlichkeit bessert. Die letzte Landesfeier anlässlich des Jahrestages der Volksabstimmung, welcher in der Vergangenheit von den Kärntner Slowenen immer mit Magenkrämpfen erwartet wurde, obwohl gerade ihre Stimmen viel zum Verbleib Südkärntens bei Österreich beigetragen haben, war ein Musterbeispiel dafür, wie es möglich ist, im Geiste des friedlichen Zusammenlebens zu feiern. Zwar vergeht noch immer die ein oder andere bedeutende Landesfeier ohne Slowenisch, was bedeutet, dass die Zweisprachigkeit noch immer nicht Standard für das gesamte öffentliche Leben ist, es ist aber immer angenehm zu hören, wenn Vertreter der Landes- und Lokalbehörden bei öffentlichen Veranstaltungen bemüht sind, zumindest einige Worte auch in der Sprache ihrer slowenischer Mitbürger zu sprechen. Die angekündigte Nennung der Kärntner Slowenen in der Landesverfassung unter diesem Titel wird ein weiterer Schritt weg von der früheren Intoleranz und den Konflikten sein, die Politikern kurzfristige Vorteile gebracht haben, dem Land aber langfristige Schäden zufügten.

Warum das Schulwesen für die Minderheit so wichtig ist

In diesen meinen ersten Monaten in Kärnten habe ich von Seiten der Volksgruppe oft gehört, dass es heute leicht für die deutschsprachige Mehrheit ist, gegenüber der slowenischen Minderheit großzügiger zu sein, da das Ziel, die slowenischen Bevölkerung in Kärnten zu schwächen, bereits erreicht wurde. Natürlich liegt in dieser Behauptung viel Wahrheit. Während der Volksabstimmung in Kärnten machte die Zahl der Slowenen fast ein Drittel der Bevölkerung des Landes aus, heute

sind es nur noch etwa vier Prozent. Die Daten aus einer Studie, dass im Jahr 1990 bei der Einschreibung in bilingualen Schulen weniger als 40 % der Kinder nicht Slowenisch konnten, während es heute bereits zwei Drittel sind, zeigen, dass zuhause die Slowenische Muttersprache immer weniger Verwendung findet. Früher haben Kinder der Kärntner Slowenen beim Eintritt in die Schule Deutsch lernen müssen, heute lernen sie Slowenisch.

Jahrzehnte der Assimilation und Druck auf das Slowenentum in dieser Region haben das Ihre dazu beigetragen. Die Zeit kann man nicht zurückdrehen, möglich ist es nur, die Folgen zu mildern, zu erhalten, was noch übrig ist, und das heutige überwiegend praktische Interesse der Eltern und Kinder, neben der deutschen auch die slowenische Sprache zu erlernen, weil einem ja in diesem Grenzraum dieses Können in der beruflichen Laufbahn weiterhelfen könnte, zu nützen.

Darum ist die Frage der zweisprachigen Erziehung und der zweisprachigen Vorschulerziehung für Kärntner Slowenen so wichtig. Zu Recht reagieren sie empfindlich auf jede Veränderung und jeden Schritt, welcher einen Rückgang der beiden Sprachen interessierten Schüler bedeutet und niedrigere Standards bei der zweisprachigen Betreuung in Kindergärten hervorrufen könnte. Es hängt von den Erzieherinnen, deren Slowenisch-Kenntnissen und der Fähigkeit, diese an die Jüngsten weiterzuvermitteln ab, ob die Kinder, in diesem Alter sehr empfänglich für das Lernen von Sprachen, zumindest mit einer geringen Vorkenntnis und dem Verständnis für die slowenische Sprache in die Schule kommen. Es wäre daher wichtig, spezielle Trainingsprogramme einzuführen, auf deren Grundlage die Lehrerinnen/Erzieherinnen eine formale Qualifikation, geeignet für die Arbeit in zweisprachigen Kindergärten, erhalten, und gleichzeitig pädagogische Hilfsmittel, Anweisungen und Richtlinien auf Landesebene anzubieten.

In Anbetracht der Tatsache, dass das letzte obligatorische Kindergartenjahr die Vorbereitung auf die Schule ist, ist auch die Erwartung der Volksgruppe, dass jedes Kind auf dem Gebiet des Minderheitenschulgesetzes die Möglichkeit haben sollte, einen zweisprachigen Kindergarten zu besuchen, was zur Zeit nur dort möglich ist, wo private Kindergärten vorhanden sind sowie in jenen Gemeinden, wo die zweisprachige Erziehung auch in öffentlichen Kindergärten eingeführt wurde, verständlich.

Ein sensibles Thema ist auch die Schließung kleiner Schulen im ländlichen Raum, gerechtfertigt auf Grund der Rationalisierungsnotwendigkeit des Landesschulnetzes. Für die Minderheit kann die Berechnung der für die wirtschaftliche Rentabilität einer kleinen zweisprachigen Schule erforderliche Schülerzahl, wo die slowenische Sprache im täglichen Leben unter den Dorfbewohnern als Umgangssprache und nicht nur als Sprache dieser oder jener Veranstaltung erhalten wurde, nicht

ausschlaggebend sein. Schließlich dreht sich in der Regel das gesamte kulturelle Leben dieser Orte um diese Schulen.

Einige bisherige Erfahrungen mit der Schließung kleiner zweisprachiger Schulen, wie zum Beispiel jene in Radsberg/Radiše, welche Ende des vorigen Schuljahres geschlossen wurde, haben auch gezeigt, dass einige Eltern ihre Kinder lieber in eine einsprachige Schule umgeschrieben haben, weil diese näher lag, als in die nur ein paar Kilometer weiter entfernte zweisprachige Schule. Was bedeutet, dass jedes dieser Kinder für die slowenische Gemeinschaft wahrscheinlich schon verloren ist. Auch auf diese Weise schwindet die Zweisprachigkeit und schrumpft die Minderheit.

Ein wichtiger Schritt nach vorn für die Erhaltung der Sprache wäre zweifellos eine eventuell mögliche Änderung des Minderheitenschulgesetzes für Kärnten aus dem Jahr 1959, welches anstelle des bis dahin geltenden Prinzips der Abmeldung das Prinzip der Anmeldung zum zweisprachigen Unterricht eingeführt hat, was aufgrund von Assimilations- und Sozialisationsgründen sowie politischen Gründen der Mehrheit, eine große Zahl von Abgängen der zum Unterricht gemeldeten Schüler in Gang gebracht hat. Von diesen Folgen hat sich das zweisprachige Schulwesen bis heute nicht erholt. Im Burgenland gilt für die dort lebenden Volksgruppen eine andere, der Minderheit (und auch der Mehrheitsbevölkerung) viel freundlichere Regelung, dort ist die Anmeldung zum zweisprachigen Unterricht für alle Kinder automatisch, wobei selbstverständlich jeder das Recht hat, sein Kind vom Unterricht abzumelden, wenn er diesen nicht wünscht.

Ein solcher Ansatz würde sicherlich auch in Kärnten die Zahl der Einschreibungen in den zweisprachigen Schulen erhöhen, während er in keiner Weise die Interessen derer, welche neben der deutschen Sprache die slowenische eben nicht erlernen möchten, verletzen würde. Noch mehr: Dadurch wäre der Zustand beseitigt, auf welchen gerade vor Kurzem in einem gemeinsamen Brief an das Bundesunterrichtsministerium die politischen Vertreter der Minderheit hingewiesen haben, und zwar dass Slowenisch vielleicht die einzige Sprache der Welt ist, die gegen den Willen der gesetzlichen Vertreter des Kindes nicht unterrichtet werden darf.

Ein zusätzliches Argument für eine solche Änderung des Minderheitenschulgesetzes wäre auch die ständig steigende Zahl der Anmeldungen zum zweisprachigen Unterricht, da sich der Anteil der Anmeldungen der 50 %-Marke aller schulpflichtigen Schüler nähert. Darüber hinaus ist aus den Daten für Kärnten ersichtlich, dass im Schuljahr 2015/16 aufgrund der rückläufigen Geburtenraten in Volksschulen sowie den neuen Mittelschulen 14.000 Schüler weniger als vor 15 Jahren eingeschult wurden, während die Einschreibungen im Bundesgymnasium/

Bundesrealgymnasium für Slowenen (BG/BRG für Slowenen), der zweisprachigen Bundeshandelsakademie sowie der Höheren Lehranstalt für wirtschaftliche Berufe St. Peter gestiegen sind.

Der Wunsch, die Sprache eines unmittelbaren Nachbarn zu erlernen, wird offensichtlich klar als Stärke gesehen, und darum geben immer mehr Eltern zweisprachigen Schulen gegenüber einsprachigen den Vorzug. Dabei ist die Verbesserung des Status der slowenischen Sprache an den Neuen Mittelschulen ermutigend, nicht nur weil man dieser Sprache als Wahlfach eine Erhöhung der Wochenstundenanzahl gewidmet hat, sondern auch wegen der Tatsache, dass der Sprachunterricht nicht mehr nur vor dem eigentlichen Beginn des Unterrichts bzw. nach allgemeinem Unterrichtsende am Stundenplan steht. Es ist eine kleine, aber sicherlich nicht nur symbolische Bewegung nach vorn.

Bei all dem wäre es an der Zeit, über den nächsten Schritt nachzudenken, und zwar, dass die Anmeldung zum zweisprachigen Unterricht für die gesamten neun Jahre der Pflichtschulzeit gilt, nicht nur bis zum Ende der Volksschule wie derzeit, denn das bedeutet in der Praxis, dass für viele Kinder die zweisprachige Ausbildung nach nur vier Jahren endet, wenn der weitere Bildungsweg nicht gerade am Slowenischen Gymnasium fortgesetzt wird. Davon könnten alle profitieren: nicht nur Angehörige der Volksgruppe, sondern auch die deutschsprachige Mehrheit, da dies in keiner Weise deren Recht auf freie Wahl, in welcher Sprache man die eigenen Kinder weiterbilden möchte, einschränken würde. Im Gegenteil, eine breitere Wahlmöglichkeit wäre auch für sie gegeben. Vor allem wäre der Beitrag des Landes zum zweisprachigen Unterricht an den Volksschulen nicht verloren, was aufgrund der aktuellen Gesetzgebung zurzeit nicht selten geschieht, wenn im Alter von 10 Jahren das Lernen von Slowenisch als zweite Landessprache unterbrochen wird.

Glas Wasser halb leer, halb voll

Die slowenische Musikschule in Kärnten ist für die Volksgruppe immer schon mehr als nur eine Schule gewesen. Als eine der besten Institutionen dieses Landes stellt sie ein Symbol für pädagogische Höchstleistungen dar, eine Schmiede für hochqualifizierte Musiker aus ihren Reihen, eine Hüterin der slowenischen Sprache und Kultur und als Verbindung mit dem Mutter-Staat, weil an der Schule seit jeher Top-Musikpädagogen aus Slowenien unterrichten haben. Durch die Eingliederung der Slowenischen Musikschule in das Musikschulwesen des Landes Kärnten im vergangenen Jahr wurde eine gesicherte Zukunft ermöglicht, welche als Privatschule nicht gegeben war. Gleichzeitig bedeutet die Eingliederung die Erfüllung eines der wichtigsten Abkommen bei der Unterzeichnung des Memorandums, betreffend die zweisprachigen Ortstafeln vor fünf Jahren.

Hinsichtlich der Tatsache, dass kurz vor der Entscheidung im Landtag im Mai 2015 die ursprüngliche Vereinbarung darüber, mit wie vielen Lehrern und Schülern die Schule in das Landessystem einsteigt, geändert und die Zahl nachfolgend noch einmal verringert wurde, sodass die Schule heute um die Hälfte weniger Schüler hat als in der Zeit als Privatschule, ist es verständlich, dass die Zufriedenheit über das Endresultat getrübt ist. Es war nun einmal ein weiterer Kompromiss, wie es schließlich bereits bei der Vereinbarung über die Zahl der zweisprachigen Ortstafeln einer gewesen ist, als sich die Volksgruppe auch mehr gewünscht hat, aber am Ende die Logik der Politik als Kunst des Möglichen akzeptieren musste. Wie ein halbes Glas Wasser für jemanden halb leer sein kann – für einen anderen dagegen halb voll ist, so sind beide Ansichten an sich legitim, was auch für die unterschiedliche Betrachtungsweise, was das Memorandum aus dem Jahr 2001 der Minderheit gebracht hat, gilt.

Für den einen Teil der ethnischen Gemeinschaften steht die daraus entstandene verbesserte Atmosphäre im Vordergrund, für den anderen Teil steht das Ergebnis, dass einige bei der Unterzeichnung des Memorandums gemachte Versprechungen der österreichischen Seite nicht erfüllt wurden, wie die Reform des Volksgruppengesetzes aus dem Jahr 1976, oder eben nur zur Hälfte realisiert wurden, was besonders im Fall der systemischen Lösung die Slowenische Musikschule betrifft.

In beiden Behauptungen liegt ein Teil der Wahrheit, die Minderheit bedarf jedoch beider Zugänge: eine gute Beziehung mit den Bundes- und Landesbehörden, Offenheit gegenüber der Mehrheit, die Bereitschaft einen Dialog auch mit jenen zu führen, mit denen man nicht gleicher Meinung ist und die der Minderheit gegenüber nicht wohlgesinnt sind, die Fähigkeit den Behörden Anerkennung auszusprechen, wenn diese Maßnahmen zu ihren Gunsten ergreifen; Dankbarkeit ist nicht gleichzusetzen mit Demut. Zugleich aber auf Grund eines solchen Zugangs mit größerem moralischen Gewicht die Erfüllung der eigenen Rechte zu verlangen.

Um zum Thema slowenische Musikschule zurückzukommen: Mit der Eingliederung in das Landessystem der Finanzierung wurde das Bestehen gesichert, es kann gearbeitet werden und die Möglichkeit, dass in den kommenden Jahren doch noch zusätzliche Lehreinheiten dazu gewonnen werden können, ist gegeben. Allerdings ist es gleichzeitig legitim zu erwarten, dass auch die anderen Kärntner Musikschulen das Schicksal der angespannten finanziellen Situation des Landes mittragen.

Trotz der schmerzhaften Erkenntnis, dass Slowenisch als Basis der Volksidentität für etliche Angehörige der Minderheit nicht mehr die Sprache „in der man träumt und zählt“ ist, wie die Natur der Muttersprache vom vor kurzer Zeit verstorbenen Dr. France Vrbinc bildhaft beschrieben, sollte sich die slowenische Volksgruppe in

dieser ganzen Geschichte nicht als Verlierer sehen. Die Erhaltung der slowenischen Kultur, der Sprache und Volksgruppe sowie der Erhalt der slowenischen Nation stellten im Allgemeinen ein kleines Wunder dar, wissend, unter welchem Assimilationsdruck wir Slowenen, und dass gilt nicht nur für die Minderheit in Kärnten, in diesem turbulenten Teil Europas im Laufe unserer Geschichte gelebt haben.

Unter schwierigen Umständen ist es der Volksgruppe gelungen, weiterzube- stehen; auch dank der eigenen Mittelschulen, insbesondere dem Bundes- und Bundesrealgymnasium für Slowenen, welches prozentuell gesehen die meis- ten Akademiker unter den Absolventen hervorgebracht hat, so seine eigene intellektuelle Elite geschaffen und mit einem Institutionsnetz sowie erfolgreichen Einzelpersonen durchgehend ihre Widerstandsfähigkeit und ihren kreativen Geist bewiesen hat. Die Volksgruppe hat den Vorteil der Zweisprachigkeit, wofür sie von der Mehrheitsbevölkerung nur beneidet werden kann. Die Sprache des Nachbarn und außerdem noch eine zusätzliche zu können, wird in dieser vom Wettbewerb beherrschten globalisierten Welt immer mehr zu einem unschätzbaren Kapital, weil in dieser Welt keine Teilung in mehr- oder minderwertige Sprachen existiert – jede, mit der ein Vorteil auf dem Markt erreicht werden kann, ist kostbar.

Besonders bewundernswert ist die Begeisterung vieler slowenischer Kulturver- eine, welche statistisch gesehen etwa 40 % aller autonomen Kulturinitiativen im Rosental/Rož, Jauntal/Podjuna und Gailtal/Zila ausmachen und der Kern des gesamten kulturellen Geschehens in Südkärnten sind. Neben all dem kann dies für die Minderheit eine Quelle des Selbstbewusstseins und eine Genugtuung sein, dass sich mehr und mehr Menschen in Kärnten gute nachbarschaftliche Beziehungen mit Slowenien und ein Miteinander mit den Slowenen wünschen.

Auch die Wiederbelebung des ehemaligen Kontaktkomitees Slowenien– Kärnten, welches nach einigen Jahren Pause im Jahr 2014 unter dem neuen Namen Gemeinsames Komitee Kärnten–Slowenien die Zusammenarbeit wieder aufgenommen hat und heuer im Juli in Slowenien das dritten Mal getagt hat, spiegelt die neue Atmosphäre zwischen den Nachbarn wider. Ein Treffen in dieser Form zwischen einem unabhängigen Staat und nur einem der Bundesländer des Nachbastaates (Sitzungen eines gemeinsamen Komitees finden auch zwischen Slowenien und der Steiermark statt) könnte in erster Linie auf slowenischer Seite Bedenken hervorrufen, ob ein solches Niveau der Zusammenarbeit angemessen ist. Allerdings ergab die vorherrschende Überzeugung, dass Slowenien und Kärnten (das selbe gilt für die Steiermark) so viele gemeinsame Interessen haben, dass es wert ist, solche Bedenken beiseite zu schieben und sich darauf zu konzentrieren, was diesen Grenzraum verbindet: die Wirtschaft, der Tourismus, die Kultur, die Sorge um eine gesunde Umwelt.

Im Hintergrund gab es einen weiteren Grund für die Zusammenarbeit: Gemeinsame Projekte bringen Menschen zusammen, fördern eine gute Atmosphäre und kommen dadurch auch der slowenischen Volksgruppe zugute, unabhängig davon, ob sie an den Projekten, welche zwischen den einzelnen slowenischen Ministerien und den Kärntner Landesreferaten vereinbart wurden, direkt beteiligt ist oder nicht. Gemeinsame Projekte sind der beste Weg, noch die letzten Vorurteile abzubauen, welche zu lange die Beziehungen zwischen beiden Volksgruppen belastet haben und ein Hindernis für eine funktionierende gute Nachbarschaft waren.

Die Auswirkungen sind spürbar. Kärntner Unternehmen waren schon immer stark auf dem slowenischen Markt präsent, in den letzten Jahren aber hat sich die Zusammenarbeit auch in die andere Richtung orientiert, mehr und mehr slowenische Unternehmen, vor allem kleine Familienunternehmen, kommen nach Kärnten, um hier nach neuen Geschäftsmöglichkeiten zu suchen. Dies ist eine direkte Folge des verbesserten Klimas im Land, was bedeutet, dass eine Rückkehr in die weniger freundliche Zeit gegenüber Slowenen und Slowenien zu messbaren wirtschaftlichen Verlusten für beide Seiten führen könnte.

„Sie sagten sich Helles und Dunkles“: Paul Celan und Ingeborg Bachmann als Liebespaar

Am 17. Mai 1948 berichtet die junge Wiener Studentin Ingeborg Bachmann ihren Eltern nach Klagenfurt von einem Besuch beim surrealistischen Maler Edgar Jené, „wo es sehr nett war“ und wo sie „den bekannten Lyriker Paul Celan etwas ins Auge fasste“¹. Obschon das Attribut „bekannt“ hier von der Wahrheit recht weit entfernt sein musste, da Celan damals nur ein Anfänger war, dessen erster Gedichtband „Der Sand aus den Urnen“ noch in einem kleinen Wiener Verlag der Publikation harrete, zeugt dieses gezielte Interesse für seine Person von einem instinktiven Sympathiegefühl, das schon damals im geheimsten Winkel ihres Herzens nistete. Nach einigen Tagen landet dann in Klagenfurt ein neuer Brief, wo die erste beiläufige Bemerkung konkretisiert und entwickelt wird: „Heute hat sich noch etwas ereignet. Der surrealistische Lyriker Paul Celan [...], der sehr faszinierend ist, hat sich herrlicher Weise in mich verliebt, und das gibt mir bei meiner öden Arbeiterei doch etwas Würze. [...] Mein Zimmer ist momentan ein Mohnfeld, da er mich mit dieser Blumensorte zu überschütten beliebt.“² In einem Monat etwa, am 25. Juni 1948 (an diesem Tag feiert sie ihren 22. Geburtstag), teilt sie nun voller Stolz mit, wie reichlich sie von ihrem neuen, um sechs entscheidende Jahre älteren Freund beschenkt wurde: „Von Paul Celan zwei prächtige Bände moderne franz. Malerei mit den letzten Werken von Matisse und Cézanne, ein Band Chesterton (ein berühmter engl. Dichter), Blumen, Zigaretten, ein Gedicht, das mir gehören soll, ein Bild, das ich Euch in den Ferien zeigen kann. (Er fährt morgen nach Paris). Ich war daher gestern, am Geburtstagvorabend noch sehr festlich mit ihm aus, Abendessen und ein wenig Wein trinken.“³

So idyllisch begann die Liebesbeziehung von zwei der wichtigsten Protagonisten der deutschsprachigen Nachkriegsdichtung. Diese Idylle aber täuscht, denn man kann sich kaum größere Differenzen zwischen zwei Menschen vorstellen, als jene, die hier vorlagen: er, der Sohn jüdischer, in einem deutschen Arbeitslager ermordeter Eltern aus Czernowitz, und sie, die Tochter eines Kärntner Volksschul-

* Univ.-Prof. Dr. Petro Rychlo, Pädagoge, Literaturwissenschaftler, Übersetzer, Professor am Lehrstuhl für Weltliteratur und Literaturtheorie an der Czernowitzer Jurij-Fedkovych-Universität

1 Herzzeit. Ingeborg Bachmann – Paul Celan. Der Briefwechsel. Mit den Briefwechseln zwischen Paul Celan und Max Frisch sowie Ingeborg Bachmann und Gisèle Celan-Lestrange. Herausgegeben und kommentiert von Bertrand Badiou, Hans Höller, Andrea Stoll und Barbara Wiedemann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2008, S. 251.

2 Herzzeit, S. 251.

3 Herzzeit, S. 251.

lehrers, der bereits 1932 der nationalsozialistischen Bewegung beigetreten ist. Das waren nicht nur unüberbrückbare Gegensätze, das waren ja abgrundtief getrennte Welten. Desto spannender wirkt dieses einmalige Wagnis junger Leute, sich über die ungünstige Konstellation politischer, nationaler und religiöser Verhältnisse zu erheben und all dem die Liebe als das höchste ethische Gesetz der menschlichen Existenz gegenüberzustellen.

Dass Paul Celan und Ingeborg Bachmann in den ersten Nachkriegsjahren in Wien sich getroffen haben und zu einem Liebespaar wurden, war seit langem bekannt. Doch ihr Briefwechsel, der Genaueres über diese Beziehung sagen konnte, war viele Jahre hindurch gesperrt: Celans Briefe im Bachmann-Nachlass der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, Bachmanns Briefe im Celan-Nachlass des Deutschen Literaturarchivs Marbach. Es fehlte nicht an Versuchen, den Zugang zu dieser Beziehung aufgrund der im Werk beider Dichter hinterlassenen Spuren aufzufinden.⁴ So entdeckte man schon früh klare Korrespondenzen zwischen einzelnen Gedichten von Celan und Bachmann (Celans „Corona“ und Bachmanns „Dunkles zu sagen“; Celans „Kristall“ sowie „Todesfuge“ und Bachmanns „Früher Mittag“; Celans „Erinnerung an Frankreich“ und Bachmanns Gedichte „Paris“ und „Hotel de la Paix“; Bachmanns „Große Landschaft bei Wien“ und Celans „Bahndämme, Wegränder, Ödplätze, Schutt“ usw.). Das wohl krassste Beispiel intertextueller Beziehungen beider Dichter stellt bekanntlich Bachmanns Roman „Malina“ dar – „eine einzige Anspielung“ auf Celans Gedichte⁵, wie Bachmann selbst es einmal formulierte –, insbesondere die nachträglich integrierte „Legende der Prinzessin von Kagran“ mit vielen Celan-Zitaten, hauptsächlich aus dem Band „Mohn und Gedächtnis“. Auch poetologische Parallelen, welche „die Verarbeitung des Traumas des Nationalsozialismus im Lichte von Sprachkritik und Sprachutopie“⁶ aufzeigen, lassen sich leicht erkennen, so in Bachmanns „Frankfurter Vorlesungen“, wo sie sich mehrmals explizit auf Celans Werk beruft oder in ihrer Erzählung „Undine geht“, die eine codierte Antwort auf Celans Büchnerpreis-Rede „Meridian“ ist⁷.

-
- 4 Zu den frühen Versuchen dieser Art gehören folgende literaturwissenschaftliche Arbeiten: Sigrid Weigel. „Sie sagten sich Helles und Dunkles“. Ingeborg Bachmanns literarischer Dialog mit Paul Celan. In: *Text + Kritik* (1995), S. 123-135; Wolfgang Emmerich. *Begegnung und Verfehlung. Paul Celan – Ingeborg Bachmann*. In: *Sinn und Form* 48 (1996), S. 278-294; Ingeborg Bachmann und Paul Celan. *Poetische Korrespondenzen. Vierzehn Beiträge*. Hrsg. von Bernhard Böschenstein und Sigrid Weigel. – Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1997; Otto Pöggeler. *Celan und Ingeborg Bachmann*. In: *Celan-Jahrbuch* 7 (1997/1998), S. 225-235; Sigrid Weigel. *Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses*. – Wien: Paul Zsolnay Verlag 1999; Joachim Eberhard. „Es gibt für mich keine Zitate“: Intertextualität im dichterischen Werk Ingeborg Bachmann. Tübingen: Niemeyer 2002; *Bachmann-Handbuch: Leben – Werk – Wirkung*. Hrsg. von Monika Albrecht und Dirk Göttsche. Stuttgart; Weimar: Metzler, 2002; „Im Geheimnis der Begegnung“. Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Hrsg. von Dieter Burdorf. Iserlohn: Institut für Kirche und Gesellschaft 2003.
- 5 Christine Koschel. „Malina ist eine einzige Anspielung auf Gedichte“. In: *Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Poetische Korrespondenzen*, S. 17.
- 6 *Celan-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*/Hrsg. von Markus May, Peter Goßens u. Jürgen Lehmann. Stuttgart; Weimar: Metzler 2008, S. 319.
- 7 Dagmar Kann-Coopman. *Undine verlässt den Meridian. Ingeborg Bachmann gegenüber Paul Celans Büchnerpreisrede*. In: *Ingeborg Bachmann und Paul Celan. Poetische Korrespondenzen*, S. 250-259.

Sigrid Weigel bietet in ihrer Monographie über Ingeborg Bachmann eine ausführliche synoptische Übersicht von einzelnen Zitaten und Paraphrasen aus Celans Werk, die dann in den Gedichten Bachmanns umgeformt auftauchen.⁸

Zu den fünf Gedichten, die Celan zur Zeit seines Wienaufenthalts in der ersten Hälfte des Jahres 1948 geschrieben hat, gehört auch das Gedicht mit dem lateinischen Titel „Corona“ (Kranz, Krone), das offenbar eine Reflexion auf die erfüllte Liebe der beiden darstellt, wenngleich sein Inhalt viel tiefer und reicher ist. Hier werden die Liebe **und** das Totengedächtnis thematisiert, in einer vielschichtigen Verquickung:

CORONA

Aus der Hand frisst der Herbst mir sein Blatt: wir sind Freunde.
Wir schälen die Zeit aus den Nüssen und lehren sie gehen:
die Zeit kehrt zurück in die Schale.

Im Spiegel ist Sonntag,
im Traum wird geschlafen,
der Mund redet wahr.

Mein Aug steigt hinab zum Geschlecht der Geliebten:
wir sehen uns an,
wir sagen uns Dunkles,
wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis,
wir schlafen wie Wein in den Muscheln,
wie das Meer im Blutstrahl des Mondes.

Wir stehen umschlungen im Fenster, sie sehen uns zu von der Straße:
es ist Zeit, dass man weiß!
Es ist Zeit, dass der Stein sich zu blühen bequemt,
dass der Unrast ein Herz schlägt.
es ist Zeit, dass es Zeit wird.

Es ist Zeit.⁹

⁸ Sigrid Weigel. Ingeborg Bachmann. Hinterlassenschaften unter Wahrung des Briefgeheimnisses, S. 420-424.

⁹ Paul Celan. Die Gedichte. Kommentierte Gesamtausgabe in einem Band. Herausgegeben und kommentiert von Barbara Wiedemann. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2003, S. 39.

Das Gedicht besitzt mehrere ganz explizite erotische Elemente, die zugleich, wie viele Celan-Forscher hervorheben, zu Holocaust-Problematik und Totengedächtnis weiterführen („wir lieben einander wie Mohn und Gedächtnis“), doch man darf auch nicht seinen realen biographischen Hintergrund, der sich auf diese Liebesbegegnung bezieht, und der hier offensichtlich präsent ist, ganz ausblenden – er wird ja von einigen Briefstellen ausdrücklich unterstützt.¹⁰ Andererseits hat Barbara Wiedemann durchaus Recht, wenn sie meint: „In ‚Corona‘ sind beide Lesearten [Erotik und Totengedächtnis – PR.] im Text fest verankert. Hierscheint der – freilich extreme – Versuch gemacht, ein Liebesgedicht, nach ‚Auschwitz‘ zu schreiben. Ob dieser Versuch unter dem Eindruck einer aktuellen Liebeserfahrung – und welcher – gemacht wurde, ist für das Gedicht selbst kaum wichtig, sondern bestenfalls für einen voyeuristischen Umgang mit Literatur.“¹¹ Es sei nebenbei bemerkt, dass auch Rilkes Gedicht „Herbsttag“ („Herr: Es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß“) hier mitklingt, während das Motiv der Vergänglichkeit und Unumkehrbarkeit der Zeit, welches das Rilkesche Gedicht durchzieht, von Celan ganz anders interpretiert wird.

Solche Beispiele lassen sich vermehren, und sie sind in der Forschung bereits ausführlich beschrieben. Doch erst die Erscheinung des Briefwechsels zwischen beiden Dichtern, für die sich die Nachkommen von Celan und Bachmann in Anbetracht seiner enormen literaturgeschichtlichen Bedeutung im Jahre 2008 – also fünfzehn Jahre früher als vorgesehen – entschieden haben, ermöglicht den neuen Blick auf diese Beziehungen. Man spricht in diesem Zusammenhang von einem „Meilenstein der Literaturgeschichte“, man zählt diese Liebesbeziehung zu „den dramatischsten und folgereichsten Begebenheiten der deutschen Literatur nach 1945“¹².

Den Auftakt der schriftlichen Korrespondenz bildet Celans Gedicht „In Ägypten“, das er am 24. Juni 1948 der Geliebten zu ihrem 22. Geburtstag in einen Matisse-Bildband niederschreibt und mit der Widmung „Für Ingeborg“ versieht. Es ist ein Liebesgedicht, das in Form des biblischen Dekalogs neun Gebote der Liebe zu einer Fremden im Gedenken an die ermordeten jüdischen Frauen deklariert:

10 Herzzeit, S. 11, 22.

11 Barbara Wiedemann. Paul Celan und Ingeborg Bachmann: Ein Dialog? In Liebesgedichten? In: „Im Geheimnis der Begegnung“, S. 27.

12 Marko Pajević. Die Korrespondenz Ingeborg Bachmann/Paul Celan – „exemplarisch“? Der „lebensschriftliche“ Anspruch der Dichtung. In: Weimarer Beiträge. Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturwissenschaften, 56. Jg., 4/2010, S. 519.

In Ägypten

Für Ingeborg

Du sollst zum Aug der Fremden sagen: Sei das Wasser!
Du sollst, die du im Wasser weißt, im Aug der Fremden suchen.
Du sollst sie rufen aus dem Wasser: Ruth! Noemi! Mirjam!
Du sollst sie schmücken, wenn du bei der Fremden liegst.
Du sollst sie schmücken mit dem Wolkenhaar der Fremden.
Du sollst zu Ruth, zu Mirjam und Noemi sagen:
Seht, ich schlaf bei ihr!
Du sollst die Fremde neben dir am schönsten schmücken.
Du sollst sie schmücken mit dem Schmerz um Ruth, um Mirjam und Noemi.
Du sollst zur Fremden sagen:
Sieh, ich schlief bei ihnen!

Auch hier sind erotische, historische und religiöse Aspekte eng miteinander verbunden. „Liebe ist in dem Szenario der Wiener Nachkriegszeit nur möglich, wenn der erotische Rausch zur Erinnerung an die Toten wird“¹³ – meint der italienische Germanist Luigi Reitani. Die Liebschaft mit einer Fremden, also einer Nichtjüdin, wird durch die Namen der jüdischen Frauen, die alttestamentarische Konnotationen hervorrufen, zugleich ins Mythische und Symbolische überführt.

Aber nach der Abreise Celans nach Paris entfernen sich beide nicht nur geographisch. Erst zu Weihnachten, also nach einem halben Jahr, schreibt Bachmann an Celan, während sie ihm verspricht, auf ein paar Tage nach Paris zu kommen und dabei etwas unsicher fragt, ob er sie auch sehen wolle – „eine Stunde oder zwei“.¹⁴ Vielleicht gab es dazwischen noch andere Briefe, die nicht erhalten blieben, oder Telefongespräche, von denen wir nichts wissen. Allerdings klingt diese Frage etwas befremdlich, wenn man an die zusammen verbrachten glücklichen Wochen in Wien denkt. Eine Distanzierung der Verliebten ist offensichtlich, vor allem von Celans Seite, wenn man z. B. jene Tatsache in Betracht zieht, dass Bachmann nicht einmal vom Erscheinen seines Gedichtbandes „Der Sand aus den Urnen“ weiß. Sie empfindet es als schmerzlich und schreibt: „Im Herbst haben mir Freunde Deine Gedichte geschenkt. Das war ein trauriger Augenblick, weil sie von Fremden kamen und ohne ein Wort von Dir.“¹⁵ Wie viele Liebenden, entwickeln sie sich eine geheime Sprache, welche nur sie beiden verstehen. So habe Celan einen Doppelgänger, einen „Bruder“, der ihr

13 Luigi Reitani. Annäherung und Widerstand. Paul Celans Spuren in der Lyrik Ingeborg Bachmanns. In: „Im Geheimnis der Begegnung“, S. 90.

14 Herzzeit, S. 8.

15 Herzzeit, S. 9.

einmal in ihr Medaillon ein Blatt eingeschlossen hat, das sie nun verloren habe, was er ihr jetzt übel nimmt.

In den ersten Monaten nach der Trennung schreibt Celan selten, er beschränkt sich vorwiegend auf Luftpostkarten, die nur einige wenige Zeilen enthalten. Sie zeigt sich aber nicht geschlagen, spinnt weiter ihren gemeinsamen Liebesmythos und findet für ihn in ihren Briefen die schönsten Worte: „Für mich bist Du aus Indien oder einem noch fernerem, dunklen, braunen Land, für mich bist Du Wüste und Meer und alles, was Geheimnis ist [...] ich sollte ein Schloss für uns haben und Dich zu mir holen, damit Du mein verwunschener Herr drin sein kannst, wir werden viele Teppiche drin haben und Musik, und die Liebe erfinden.“¹⁶ Man sehnt sich nacheinander, man erwägt die Perspektive einer neuen Begegnung in Paris.

Doch zur versprochenen Zeit im August 1949 kommt Bachmann nicht – vermutlich weil sie mit Pflichten überhäuft ist oder aus finanziellen Gründen. Celan ist gekränkt darüber und schreibt zum ersten Mal nach der Trennung ganz innig: „Weißt Du, Ingeborg, warum ich Dir während des letzten Jahres so selten schrieb? Nicht allein, weil ich mich in ein furchtbares Schweigen gedrängt hatte, aus dem ich nicht wieder freikam; sondern auch deshalb, weil ich nicht wusste, was Du über jene kurzen Wochen in Wien denkst. Was konnte ich aus Deinen ersten, flüchtig hingeworfenen Zeilen schließen, Ingeborg? Vielleicht täusche ich mich, vielleicht ist es so, dass wir einander gerade da ausweichen, wo wir einander so gerne begegnen möchten, vielleicht liegt die Schuld an uns beiden. Nur sage ich mir manchmal, dass mein Schweigen vielleicht verständlicher ist als das Deine, weil das Dunkel, das es mir auferlegt, älter ist. [...] Wie weit oder wie nah bist Du, Ingeborg? Sag es mir, damit ich weiß, ob Du die Augen schließt, wenn ich Dich jetzt küsse.“¹⁷

Vielleicht will man zu dieser Zeit noch nichts endgültig festlegen, beiderseits, man reserviert sich einen Spielraum für die Zukunft. „Weißt Du noch, wie verzweifelt Du immer ein bisschen über meine Offenheit in manchen Dingen warst? Ich weiß nicht, was Du jetzt wissen willst und was nicht, aber Du wirst Dir ja denken können, dass die Zeit seit Dir für mich nicht ohne Beziehungen zu den Männern vergangen ist“¹⁸ – schreibt sie ihm im kecken Ton einer selbstbewussten Frau, die in ihrer Wahl durchaus frei sein kann. Dabei fügt sie aber hinzu, dass nichts zur festen Bindung geworden ist und dass die Wiener Monate auch weiterhin in ihrer Erinnerung als die „schönste“ Liebe bleiben.

Aber ein ganzes Jahr sollte verstreichen, bis sich beide endlich in Paris wieder treffen: Vom 14. Oktober und bis Mitte Dezember 1950 hält sich Bachmann in

16 Herzzzeit, S. 11.

17 Herzzzeit, S. 13.

18 Herzzzeit, S. 15.

der französischen Hauptstadt auf, nachdem sie im Frühjahr mit der Promotion ihrer Dissertation über die kritische Aufnahme der Existentialphilosophie Martin Heideggers fertig geworden ist. In diesen zwei Monaten sind sie vermutlich viel zusammen. Doch dieses Wiedersehen sowie ein erneutes im Februar/März 1951 bestätigen nur die Unmöglichkeit eines Zusammenlebens. Aus einem Brief Bachmanns an Hans Weigel geht hervor, dass dieses Szenario „strindbergisch“ ausfällt und beide sich „aus unbekanntem, dämonischen Gründen [...] die Luft zum Atmen wegnehmen.“¹⁹ Die Liebesbeziehung erlebt eine erneute Krise, und auch diesmal trägt Celan Schuld dafür, vor allem mit seinem Solipsismus, seiner Rationalität, die der Glühe ihrer Gefühle nicht gewachsen sind: „Ich sehne mich so, so sehr nach Dir und ich bin manchmal fast krank davon und wünsche mir nur, Dich wiederzusehen, irgendwo, aber nicht irgendwann, sondern bald. Aber wenn ich mir vorzustellen versuche, wie und was Du mir darauf antworten könntest, wird es sehr dunkel, es stellen sich die alten Missverständnisse ein, die ich so gerne wegräumen möchte“²⁰ – schreibt sie ihm bald nach ihrem zweiten Aufenthalt in Paris.

Inzwischen ändern sich auch manche äußeren Umstände des Lebens von beiden Briefpartnern: Im Frühjahr 1951 bekommt Bachmann eine Arbeitsstelle bei der Amerikanischen Besatzungsbehörde, seit Herbst ist sie im Sender Rot-Weiß-Rot als Script-Writer und später als Redakteurin angestellt. Anfang November 1951 findet die erste Begegnung Celans mit seiner späteren Frau Gisèle de Lestrangue statt. Zu dem Moment versteht Bachmann schon, dass ihre Liebesbeziehungen keine weitere Perspektive mehr haben, sie will aber doch die Hoffnung nicht aufgeben, sie will den Geliebten endgültig nicht verlieren. „Lieber Paul“ – schreibt sie ihm am 10. November 1951 – „ich weiss, dass Du mich heute nicht mehr liebst, dass Du nicht mehr daran denkst, mich zu Dir zu nehmen – und doch kann ich nicht anders, als noch zu hoffen, als zu arbeiten, mit der Hoffnung für ein gemeinsames Leben mit Dir einen Boden zu bereiten, der uns eine gewisse finanzielle Sicherheit bietet, der es uns, da oder dort möglich macht, neu anzufangen.“²¹ Sie sorgt für seine Lesungen und Publikationen seiner Gedichte in Österreich, initiiert seine Einladung zur Jahrestagung der Gruppe 47, sie möchte wieder einmal zu ihm nach Paris kommen. Celan schweigt monatelang, im Februar erreicht sie dann seine Antwort – trocken und hart: „Was ich mich zu sagen entschieße, ist dies: Lass uns nicht mehr von Dingen sprechen, die unwiederbringlich sind, Inge – sie bewirken nur, dass die Wunde wieder aufbricht, sie beschwören bei mir Zorn und Unmut herauf, sie scheuchen das Vergangene auf [...] Nein, lass uns nicht mehr am Unwiederbringlichen herumrätseln, Ingeborg. Und bitte komm nicht meinetwegen nach Paris! Wir würden einander nur wehtun, Du mir und ich Dir – was hätte das für einen Sinn, sag? Wir wissen genug voneinander, um uns bewusst

19 Zit. nach: Hans Höller. Ingeborg Bachmann. Hamburg: Reinbek 1999, S. 64.

20 Herzzeit, S. 23-24.

21 Herzzeit, S. 38.

zu machen, dass nur die Freundschaft zwischen uns möglich bleibt. Das Andere ist unrettbar verloren.“²²

Man kann sich schon denken, dass solch ein Brief Celan nicht leicht fiel. Aber wie schmerzlich mussten diese Worte Ingeborg Bachmann getroffen haben! Das war ein Schlag, der sie beinahe an den Rand des Selbstmordes stellt, und ihre Antwort zeugt von der tiefsten seelischen Erschütterung: „Als ich gestern Deinen Brief, wieder und wieder, las, war mir sehr elend zumute, alles scheint mir sinnlos und vergeblich, mein Bemühen, mein Leben, meine Arbeit [...] Meine Situation wird immer gespenstischer. Ich habe alles auf eine Karte gesetzt, und ich habe verloren. Was mit mir weiter geschieht, hat wenig Interesse für mich.“²³

Dies war der Tiefpunkt der Beziehungen, die jetzt für immer loszureißen scheinen, hätte Ingeborg Bachmann nicht so viel Takt, Geduld und Liebe aufgezeigt, trotzdem. Zwischen Februar 1952 und Oktober 1957, also fünfeinhalb Jahre lang, ist die Korrespondenz so gut wie einseitig: Auf all ihre zahlreichen Briefe kommt keine einzige Antwort mehr, abgesehen von der kurzen Widmung im Band „Mohn und Gedächtnis“ (März 1953). Einen spürbaren Misston bringt in ihre Beziehungen die Tagung der Gruppe 47, die von 23. bis 25. Mai 1952 in Niendorf stattfindet (dort wurde übrigens das einzige gemeinsame Foto gemacht) und die für Celan mit einem Desaster endet, da er seine „Todesfuge“ zu pathetisch rezitiert und von den Mitgliedern der Gruppe ausgelacht wird. Für Bachmann dagegen bedeutet diese Tagung einen Triumph. Zwar liest sie ihre Gedichte mit einer so leisen Stimme, dass „ein Autor mit einem volltönenden Organ ihre Gedichte noch einmal vorträgt, da niemand sie verstanden hat. Auf ihr Zimmer gebracht, fiel sie in Ohnmacht.“²⁴ Celan legte später die Schuld für seinen Misserfolg völlig auf Bachmann, wenngleich sie alles tat, um ihm dort überall beizustehen. Am 23. Dezember 1952 heiratete er Gisèle de Lestrange, was zu einer Entfremdung in ihrer Beziehung führte. Um diese Zeit etwa begegnet Bachmann dem Komponisten Hans Werner Henze, mit dem sie ab 1953 zeitweise zusammenlebt, und so schließt sich die erste Phase dieser schwierigen Liebesgeschichte ab. Ihr künstlerisches Ergebnis waren Bachmanns Gedichtbände „Die gestundete Zeit“ (1953) und „Die Anrufung des Großen Bären“ (1956) – „eine Fortführung der Liebe mit anderen Mitteln“²⁵, wie Marko Pajević es nennt. Von der Unmöglichkeit, gravierende Unterschiede in Herkunft, Geschlecht und Charakter zu überwinden, zeugt auch Bachmanns Gedicht „Bruderschaft“, das das Thema totaler Kommunikationsstörung der Liebenden-Gemeinschaft aus dem höchst pessimistischen Standpunkt deutet:

22 Herzzeit, S. 43.

23 Herzzeit, S. 43.

24 Gerda Marko, *Schreibende Paare. Liebe, Freundschaft, Konkurrenz*. Zürich, Düsseldorf: Artemis&Winkler 1995, S. 126.

25 Marko Pajević, *Die Korrespondenz Bachmann/Celan – exemplarisch?*, S. 527.

BRUDERSCHAFT

Alles ist Wundenschlagen,
und keiner hat keinem verziehn.
Verletzt wie du und verletzend,
lebte ich auf dich hin.

Die reine, die Geistberührung,
um jede Berührung vermehrt,
wir erfahren sie alternd,
ins kälteste Schweigen gekehrt.²⁶

Erst Jahre später, im Oktober 1957, bei einer Tagung in Wuppertal, nehmen Celan und Bachmann ihre Liebesbeziehung wieder auf. Alles beginnt plötzlich und unabsichtlich, diesmal entflammt Celan, in den nächsten Tagen übergibt er seiner Geliebten mehrere handschriftliche Gedichte mit der Aufforderung „Lies, Ingeborg, lies“ und der Widmung „Für Dich, Ingeborg, für Dich“. Nach der Tagung treffen sich beide in Köln, wo er in einem Hotel in der Straße Am Hof untergebracht ist (die Straße liegt in der Nähe von Dom und Rheinufer und führt vom erzbischöflichen Palast (Hof) zum Rathausplatz). Celans Gedicht „Köln, Am Hof“, das kurz darauf entsteht, ist ein poetisches Zeugnis dieser wieder entflammten Leidenschaft, ihre verschlüsselte Sublimation. Die Straßenbezeichnung „Am Hof“ wird später für beide zu einer Art Codewort:

KÖLN, AM HOF

Herzzeit, es stehn
die Geträumten für
die Mitternachtsziffer.

Einiges sprach in die Stille, einiges schwieg,
einiges ging seiner Wege.
Verbannt und Verloren
waren daheim.

.....
Ihr Dome.

Ihr Dome ungesehn,
ihr Wasser unbelauscht,
ihr Uhren tief in uns.²⁷

Bei Bachmann löst Celans Eruption der Gefühle Unruhe und Angst aus, da er ja bereits verheiratet ist und ein Kind hat. Davon, welch ungeheuer schwierige

²⁶ Ingeborg Bachmann. Sämtliche Gedichte. München, Zürich: Piper 2002, S. 160.

²⁷ Celan. Die Gedichte, S. 104.

psychologische Entscheidung den beiden damals bevorstand, zeugen zwei neu gefundene Briefe Celans an Bachmann vom 16. und 17. Oktober 1957, die erst vor kurzem auf dem Dachboden des Hauses der Familie Bachmann entdeckt wurden.²⁸ Sie markieren den schmerzlichen Punkt des Scheideweges, auf dem sich beide damals befanden, und sollten für Ingeborg Bachmann so beunruhigend gewesen sein, dass sie diese Briefe von dem Hauptkorpus ihres Briefwechsels mit Celan ausgesondert und tief in einer Mappe zwischen ihren Schulheften und einigen Zeitungsausschnitten versteckt hatte. In ihrer Offenheit und Intimität sind sie erschütternde Zeugnisse für die Ausweglosigkeit dieser Liebe. Noch nie hat sich Celan so leidenschaftlich über seine Gefühle geäußert: „Du bist überall in meinen Gedichten, Ingeborg, auch da, wo Du nicht zu sein schienst. Ich habe Dich oft verleugnet, Ingeborg, öfter, als ich mir eingestehen kann, aber ich weiß: in meinem Herzen habe ich Dich mit mir herumgetragen, so wie Du wirklich bist, und immer mußten die Gedichte dorthin, wo Du gegenwärtig warst.“²⁹ Er berichtet in diesen Briefen, dass er seiner Frau Gisèle „alles“ gestanden hat („Sie weint, sie kann es nicht fassen“) und erwägt, ob er seine Familie verlassen und zu ihr ziehen soll – „für immer oder nur für eine Weile (und auch diese Weile ist ein Immer)“, und zitiert eine Zeile aus Petrarca's „I Trionfi“, die Bachmann als Motto ihrem Zyklus „Lieder auf der Flucht“ aus dem Gedichtband „Anrufung des großen Bären“ vorangestellt hat: „Dura legge d'Amor!“. Und er teilt ihr mit, dass Gisèle „alles hinnehmen will“³⁰. Obwohl diese zwei Briefe an der Beziehungsgeschichte der beiden im Grunde wenig ändern, setzen sie jedoch tiefere Akzente in Celans seelischer Verfassung während des existenziellen Dilemmas, vor dem er stand.

Nachdem aber Celan seine Frau in diese langjährige Liebesbeziehung einweicht, ergreift Ingeborg Bachmann zuerst eine richtige Panik. Als sie sich ein wenig beherrscht, bittet sie ihn, Gisèle keinesfalls zu verlassen: „Wenn ich an sie und das Kind denken muss – und ich werde immer daran denken müssen – werde ich Dich nicht umarmen können. [...] Du hast mir gesagt, Du seist auf immer versöhnt mit mir, das vergesse ich Dir nie. Muß ich jetzt denken, daß ich Dich wieder unglücklich mache, wieder die Zerstörung bringe, für sie und Dich, Dich und mich? Daß man so verdammt sein sollte, kann ich nicht begreifen“³¹ – schreibt sie. Besonders tief beeindruckt ist sie von Gisèles Hinnahme und Verstehen, genauso wie Gisèle, ihrerseits, von Bachmanns Geduld und Leiden an dieser Liebe, was eine Grundlage für ihre gegenseitige Sympathie schafft: Bachmann will Celans Frau persönlich kennen lernen, Gisèle bittet ihren Mann, Bachmanns Gedichte ihr zukommen zu lassen. Die Tagebuchnotizen, welche sie um diese Zeit einträgt, bestürzen: „Gestern habe ich bis in die späte Nacht Ingeborgs Gedichte gelesen.

28 Iris Radisch. „Der letzte Kuß, vorgestern nacht“. In: Die Zeit, Nr. 19, vom 28. April 2016, S. 45-46.

29 Paul Celan an Ingeborg Bachmann. – In: Die Zeit, Nr. 19, vom 28. April 2016, S. 45.

30 Paul Celan an Ingeborg Bachmann, S. 45.

31 Herzzeit, S. 62-63.

Sie haben mich erschüttert. Ich mußte weinen. Welch schreckliches Schicksal. Sie hat Dich so geliebt. Wie konntest Du so grausam zu ihr sein. Jetzt bin ich ihr näher, ich akzeptiere, daß Du sie wieder siehst, ich bleibe ruhig.“³²

„Herzzeit“ bedeutet für Celan vor allem ein erneutes Liebesfieber. Er wird nicht müde, seine Geliebte mit Briefen zu überschütten (manchmal sind es zwei am Tag), neue Gedichte und Übersetzungen ihr zu schicken, er übernimmt zusammen mit ihr die Sichtung des deutschsprachigen Teils der von der Prinzessin Caetani herausgegebenen internationalen Zeitschrift „Botteghe Oscure“, widmet ihr ganze Garben von seinen handschriftlichen Texten. Jetzt sind sie oft zusammen – bei Lesungen oder Tagungen. „Gisèle weiß, daß ich zu Dir fahren will, sie ist so tapfer!“³³ – berichtet er ihr. „Daß wir unsere Herzen damals zu Tode hetzen mußten, mit soviel Geringfügigem, Ingeborg! Wem haben wir gehorcht, sag, wem?“³⁴ – fragt er rhetorisch. Während ihres gemeinsamen Aufenthalts in München zwischen 7. und 9. Dezember 1957 überreicht er ihr eine Widmung für ein Konvolut von 21 Gedichten aus „Sprachgitter“ und Widmungen für 23 Gedichte in „Mohn und Gedächtnis“, die er mit Abürzungen „f. D.“ sowie „u. f. D.“ („für Dich“, „und für Dich“) versieht. Und immer wieder bittet er sie um neue Treffen – in Köln, Hamburg, Tübingen, München oder anderswo: „Denk doch darüber nach, ob wir uns nicht irgendwo auf halbem Wege treffen sollten. Es gäbe ja Würzburg, Frankfurt, Heidelberg etc. oder Freiburg im Breisgau, Basel, Straßburg.“³⁵ Er findet jetzt für sie die zärtlichsten Worte, ruft die schönsten Erinnerungen herbei, beteuert ihr immer wieder seine Liebe: „Du weißt auch: Du warst, als ich Dir begegnete, beides für mich: das Sinnliche und das Geistige. Das kann nie auseinandertreten, Ingeborg. Denk an ‚In Ägypten‘. Sooft ichs lese, seh ich Dich in dieses Gedicht treten: Du bist der Lebensgrund, auch deshalb, weil Du die Rechtfertigung meines Sprechens bist und bleibst.“³⁶ – schreibt er im Brief vom 31. Oktober 1957. Und am nächsten Tag: „Ist ‚Köln, Am Hof‘ nicht ein schönes Gedicht? Höllerer, dem ichs neulich für die ‚Akzente‘ gab (durfte ich das?) meinte, es sei eines meiner schönsten. Durch Dich, Ingeborg, durch Dich. Wäre es je gekommen, wenn Du nicht von den ‚Geträumten‘ gesprochen hättest. Ein Wort von Dir – und ich kann leben.“³⁷

Bei all dieser verbalen Exaltierung, welche die Verliebten einander entgegenbringen, geht es hier eigentlich um eine ungleiche Beziehung, besonders in Bezug auf das poetische Schaffen des Anderen. Wollte man hier die Bruder- und Schwes-

32 Paul Celan/Gisèle Celan-Lestrange. Briefwechsel. Mit einer Auswahl von Briefen Paul Celans an seinen Sohn Eric. Aus dem Französischen von Eugen Helmlé. Hg. u. kommentiert von Bertrand Badiou in Verbindung mit Eric Celan. Anmerkungen übersetzt und für die deutsche Ausgabe eingerichtet von Barbara Wiedemann. Zweiter Band: Kommentar. Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag, 2001, S. 100.

33 Herzzeit, S. 67.

34 Herzzeit, S. 72.

35 Herzzeit, S. 85.

36 Herzzeit, S. 64.

37 Herzzeit, S. 65.

tersymbolik noch einmal bemühen, so zeigt Celan gegenüber Bachmann einen ausgesprochen starken Komplex des älteren Bruders, der für die Angelegenheiten seiner jüngeren „Schwester“ kein Auge und kein Ohr hat, da er immer nur mit sich selbst beschäftigt ist. Während Bachmann jedes Gedicht von ihm als eine Offenbarung hinnimmt, liest er ihre Gedichte nur oberflächlich und scheint von ihnen kaum beeindruckt zu sein. Auch wenn er in einem Brief vom 9.12.1957 ausführlich beschreibt, wie tief ihn die Faszination einer unbekanntes Frau im Zugabteil von ihren Gedichten gerührt hat³⁸, ist es keine ästhetische, sondern nur emotionelle Einschätzung. Der ihm von Bachmann geschenkte Band „Die gestundete Zeit“ ruft bei ihm zwar eine lebhaftes Reaktion hervor („Ingeborg, Ingeborg. Ich bin so erfüllt von Dir. Und weiß auch endlich, wie Deine Gedichte sind“³⁹), im Grunde genommen ist es aber nur eine leere Floskel. Während sich Bachmann für ihn immer wieder einsetzt, seine Gedichte als Botschaften betrachtet und sich dann mit ihnen im eigenen Werk viel auseinandersetzt, beachtet er ihr Schaffen und ihre Lebensprobleme überhaupt nicht.

Die letzte Phase dieser Beziehung spielt sich Ende der 1950er-, Anfang der 1960er-Jahre ab und ist durch neue Umstände im Leben der beiden verursacht, die den Charakter der Verhältnisse wesentlich verändern. Im Herbst 1958 trifft Ingeborg Bachmann in München den Schweizer Schriftsteller Max Frisch und entschließt sich mit ihm zusammenzuleben. Celan akzeptiert zwar diese Entscheidung, doch in seinem Innern sollte er sich dadurch verletzt und umgangen fühlen. Für Bachmann war es ein Versuch, ein wenig Schutz und Geborgenheit für sich zu sichern, die sie all diese Jahre so vermisste. Sie macht sich über die Art und Weise dieser neuen Liaison keine Illusionen, während sie an Celan schreibt: „Wir wissen es doch, – daß es für uns fast unmöglich [ist], mit einem anderen Menschen zu leben. Aber da wir es wissen, uns nicht täuschen und nicht zu täuschen versuchen, kann doch etwas Gutes entstehen...“⁴⁰ Inzwischen nimmt Celan eine Deutsch-Lektor-Stelle bei der Ecole Normal an, was ihn etwas mehr an die Realität des Pariser Lebens binden soll. Seitdem kommt es eigentlich nicht mehr zu richtigen Zusammenkünften, wenngleich der Briefwechsel noch relativ rege aufrechterhalten wird.

Die entscheidende Zäsur in dieser Beziehung bilden dann zunehmende Angriffe gegen Celan in der deutschen Presse, die er als antisemitisch empfindet, insbesondere die berüchtigte „Goll-Affäre“, bei der er von Claire Goll, der Witwe des dadaistisch-surrealistischen Dichters Iwan Goll, des Plagiats am Werk ihres Mannes bezichtigt wird. Jetzt schieben sich Probleme der innigen Beziehungen auf die zweite Ebene, da Celan geradezu manisch nur die Entwicklung dieser

38 Herzzzeit, S. 127-128.

39 Herzzzeit, S. 128-129.

40 Herzzzeit, S. 135.

Affäre verfolgt, die ihn zutiefst traumatisiert und in verstärkte Depressionen treibt. Bachmann macht alles Mögliche, um ihn davon abzuwenden, aber der Prozess der Erbitterung gegen die Welt, ja sogar gegen die nächsten Freunde, die, nach seinem Empfinden, in dieser Situation ihm nicht genug beistehen, ist nicht mehr anzuhalten. Nach dem Erscheinen in der Berliner Zeitung „Der Tagesspiegel“ (vom 11. Oktober 1959) einer Rezension von Günter Blöcker zu seinem Band „Sprachgitter“, in der seinen Gedichten jeder Wirklichkeitsbezug abgesprochen wird („kontrapunktische Exerzitien auf dem Notenpapier“ – heißt es dort), sendet er ihr einen Brief, der dann diese grausamen Worte enthält: „So schwer es mir auch fällt, Ingeborg – und es fällt mir schwer –, ich muss Dich jetzt bitten, mir nicht zu schreiben, mich nicht anzurufen, mir keine Bücher zu schicken; nicht jetzt, nicht in den nächsten Monaten – lange nicht. Die gleiche Bitte richte ich, über Dich, auch an Max Frisch. Und, bitte, versetzt mich nicht in die Lage, Euch Eure Briefe zurückzuschicken!“⁴¹ Aber bereits nach fünf Tagen hält er diesen von ihm selbst initiierten Schweigezustand nicht aus und bricht ihn, worauf Bachmann sofort mit „Paul, gottlob. Atmen ist wieder möglich“ und „Das darf nicht sein, daß Du und ich einander noch einmal verfehlen, – es würde mich vernichten“⁴² reagiert.

Doch auch ihre Geduld ist nicht grenzenlos. Nach weiteren Missverständnissen und Exzessen mit Vorwürfen mangelnder Unterstützung, die vermutlich bei einem erneuten persönlichen Treffen oder nur telefonisch ausgetragen wurden, muss sie schreiben: „Lieber Paul, nach allem, was geschehen ist, glaube ich, daß es für uns kein Weiter mehr gibt. Es ist mir nicht mehr möglich.“⁴³

Der weitere Briefaustausch sowie gelegentliche Treffen zwischen den beiden Partnern haben seitdem nur einen formalen Charakter – es handelt sich da um das Diskutieren einzelner Facetten der Goll-Affäre, bei der Bachmann immer noch bemüht ist, ihn zu unterstützen („Entgegnung“ auf die Plagiatsvorwürfe, die sie zusammen mit Klaus Demus und Marie Luise Kaschnitz unterzeichnet), um den Zürcher Besuch von Nelly Sachs, die beide ja gut kennen und hoch schätzen, um gegenseitige Bücherwidmungen etc., aber es mangelt dabei schon an Herzlichkeit und Vertrautheit, die Begegnungen finden gewöhnlich in der Anwesenheit von Dritten statt (Max Frisch, Gisèle). Man versäumt später, auch zu Geburts- und Feiertagen einander zu gratulieren, man reflektiert nicht einmal den Erhalt der Literaturpreise... In den sechziger Jahren wird der seelische Zustand Celans immer bedrohlicher, es häufen sich Aufenthalte in den psychiatrischen Kliniken, da Depressionen sich in immer kürzeren Abständen wiederholen. Auch bei Bachmann löst die Trennung von Frisch (1962) ernste psychische Probleme aus. Doch sie erweist sich widerstandsfähiger und in einem ihrer letzten Briefe an

41 Herzzzeit, S. 127-128.

42 Herzzzeit, S. 128-129.

43 Herzzzeit, S. 135.

Celan vom 27. September 1961, den sie nicht mehr abgesandt hat, diagnostiziert sie schonungslos seine geistige Situation: „Ich glaube wirklich, dass das größere Unglück in Dir selbst ist. Das Erbärmliche, das von außen kommt [...] ist zwar vergiftend, aber es ist zu überstehen, es muss zu überstehen sein [...] Du willst ein Opfer sein, aber es liegt an Dir, es nicht zu sein [...] Du sanktionierst es [...] Du gehst darauf ein. Das nehme ich Dir übel. Du gehst darauf ein und gibst ihm dadurch den Weg frei.“⁴⁴

Auch vom Celanschen „Bild des Anderen“ ist sie nun tief enttäuscht, wenn sie in demselben mehrseitigen Brief, den sie vielleicht als Beichte und Worttherapie für sich selbst verstand, folgende Gedanken ins Ungewisse vorausschickt: „Und ich frage mich eben, wer bin ich für Dich, wer nach soviel Jahren? Ein Phantom, oder eine Wirklichkeit, die einem Phantom nicht mehr entspricht. Denn für mich ist viel geschehen und ich möchte der sein, der ich bin, heute, und nimmst Du mich heute wahr?“⁴⁵ Es ist aber klar, dass Celan sie nicht mehr wahrnehmen konnte, und all diese Fragen nur an sich selbst gerichtet waren, da sie bereits in verschiedenen Sprachen redeten.

Es kommen in diesen Jahren bis zu Celans Freitod in der Seine (Ende April 1970) noch zwei Briefe von ihm, die unbeantwortet bleiben. Die Nachricht von seinem Tod erreicht Ingeborg Bachmann in Rom, wo sie seit Herbst 1966 lebt. Im Jahre 1971 erscheint ihr Roman „Malina“ mit der in das erste Kapitel eingefügten Legende „Die Geheimnisse der Prinzessin von Kagran“, wo das Bild eines „in einen langen, schwarzen Mantel gehüllten“ Fremden auftaucht, dessen Volk „älter als alle Völker der Welt“ ist. Es fällt nicht schwer, in diesem Bild Celan zu erkennen, umso mehr als hier mehrere Reminiszenzen aus seiner frühen Lyrik in Form direkter Zitate oder Umschreibungen vorkommen. Im zweiten Kapitel des Romans findet sich dann eine Passage, die noch einmal an die oben erwähnte Legende anknüpft und als symbolische Bilanz dieser „exemplarischen“ Liebesbeziehung gelten kann: „Kann ich Sie sprechen, einen Augenblick?, fragt der Herr, ich muss Ihnen eine Nachricht überbringen. Ich frage: Wem, wem haben Sie eine Nachricht zu geben? Er sagt: Nur der Prinzessin von Kagran. Ich fahre ihn an: Sprechen Sie diesen Namen nicht aus, niemals. Sagen Sie mir nichts! Aber er zeigt mir ein vertrocknetes Blatt, und da weiß ich, daß er wahr gesprochen hat. Mein Leben ist zu Ende, denn er ist auf dem Transport im Fluss ertrunken, er war mein Leben. Ich habe ihn mehr geliebt als mein Leben.“⁴⁶

Sie hat ihn nur um dreieinhalb Jahre überlebt und fand ihren Tod in einem Element, das mit dem Wasser unvereinbar ist: im Feuer.

44 Herzzzeit, S. 153-155.

45 Herzzzeit, S. 153-154.

46 Ingeborg Bachmann. Malina. Roman. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1979, S. 203-204.

Ukraine - nicht mehr eine Terra incognita

Vor drei Jahren noch – im Jahre 2013 – hat Dr. Erhard Busek, Ex-Vizekanzler und Osteuropa-Experte, in seinem Beitrag „Wo liegt Uschgorod?“ im von der Botschaft der Republik Österreich in der Ukraine verlegten Buch „Österreichisch-Ukrainische Begegnungen“ gemeint: „In vielen Diskussionen und Referaten verweise ich darauf, dass wir noch immer ein gestörtes Verhältnis zu dem ‚anderen‘ Teil von Europa haben, was sich primitiverweise in einer völligen Fehleinschätzung von Distanzen widerspiegelt“. Damals hatten wir viele Beispiele dafür, dass das Wissen über die Ukraine sowie deren Geschichte und Kultur in Österreich begrenzt war. Das Bild der Ukraine wurde vor allem – nicht selten sogar ausschließlich – mit dem Kronland Galizien verbunden.

Bekanntlich lassen sich „weiße Flecken“ im Wissen von historischen Tatbeständen, kulturellem Erbe und Moderne instrumentalisieren und werden somit zu Ressourcen des Einflusses. Kultur als wesentliches Element der Außenbeziehungen und Teil der Europäischen Kulturagenda ist deswegen schon seit vielen Jahren eines der wichtigsten strategischen Ziele der EU-Kommission. Die Ukraine hat die Bedeutung dieser nützlichen „soft power“ erst vor kurzem erkannt. Die Ereignisse der letzten zwei Jahre haben bestätigt, wie die Gesellschaft durch falsche Bilder und Vorstellungen sensibilisiert und polarisiert werden kann. In der Situation gehören Wissens- und Emotionstransfer sowie Kulturdiplomatie zu den besten Lösungen. Ukrainische Kulturdiplomatie wird durch unterschiedliche staatliche und öffentliche Initiativen ausgeführt.

Der Mangel an Kenntnissen in Österreich über die ukrainische Euromaidan-Bewegung hat die Botschaft dazu bewegt, im Februar und März 2015 eine Reihe von Veranstaltungen aus Anlass des Jahrestages der Ereignisse durchzuführen und zu unterstützen: einen Informationsabend für Freunde der Ukraine mit einem Vortrag von Demonstrationsteilnehmern und Präsentation der auf Deutsch und Englisch verlegten Bücher über die Revolution der Würde, die Fotoausstellung „Euromaidan: The Way to Freedom“ und eine Vorschau des Dokumentarfilms von Christian Seidel „Die himmlischen Hundert“.

Synergie-Effekte bekommt die ukrainische Kulturdiplomatie durch die Teilnahme an zahlreichen österreichischen und internationalen Kooperationsprojekten, unter-

* Oleksandra Saienko, Organisatorin der Ukrainischen Kulturtage, Wien, Österreich

stützt durch die Botschaft von Kultur- und Kunstveranstaltungen der ukrainischen Diaspora in Österreich.

Als ständiger Gast der EUNIC (European Union National Institutes for Culture) Austria war die Ukraine (vertreten durch die Gesellschaft der Ukrainischen Jugend in Österreich) im Jahre 2015 einer der 20 Teilnehmer des Festivals „Der Tag des Kaffees“ in Kooperation mit dem Kaffeehäuserverband und somit ein Mitveranstalter der literarischen Abende in Wiener Kaffeehäusern. Lesungen der nationalen Literatur fanden an fünf Abenden statt, jeweils in zwei Kaffeehäusern und mit zwei Länderpaaren. Der bekannte Schauspieler Philipp Kaplan las Lyrik aus Polen und der Ukraine.

Das Theaterfestival „Magie der Sprache“, ein Spiegel des aktuellen Europäischen Theaterschaffens, präsentierte Werke aus neun Ländern. Das ukrainische Stück „Der große Kellerraum“ stellte eine zeitgenössische Interpretation eines beinahe 160 Jahre alten Gedichtes dar, einer allegorischen Darstellung der ukrainischen Geschichte, die immer noch höchst aktuell ist.

Die Präsenz des ukrainischen Programms in Kooperationsprojekten ist schon eine Tradition geworden. Ein weiteres Beispiel dafür war die Teilnahme ukrainischer Künstler am Festival „Die Besten aus dem Osten“, ein Kooperationsprojekt von Volkstheater und dem österreichischen Außenministerium, eine vom Volkstheater-Direktor Michael Schottenberg 2007 ins Leben gerufene literarische und theatrale Erkundungstour im Jahre 2015. Durch das vielseitige Programm wurde die ungeheure kulturelle Vielfalt der Ukraine thematisiert. Das Kiew Nationaltheater mit den „Maidan-Tagebüchern“ der Autorin Natalya Vorozhbit unter der Regie von Andriy May stand im Mittelpunkt. Die Aufführung fand in ukrainischer Sprache mit deutschen Übertiteln statt. Beide Künstler waren im Februar 2014 auf dem Maidan, dem Platz der Unabhängigkeit in Kiew, um gegen den ukrainischen Präsidenten Viktor Janukowitsch und seine Allianz mit dem russischen Präsidenten Vladimir Putin zu protestieren. Sie sprachen dort mit unterschiedlichsten Menschen, deren Stimmen in ihrem Theaterprojekt „Maidan-Tagebücher“ vereint wurden. Das Stück hatte im Dezember 2014 in Kiew Premiere und wurde bereits als Gastspiel ins Thalia Theater Hamburg sowie in einer reduzierten Version ins Berliner Maxim Gorki Theater eingeladen.

Der Eröffnungsabend wurde durch die seit 2011 in Wien lebenden Autorin und Journalistin Tanja Maljartschuk bereichert, die aus ihren Werken las. Im Rahmen der Veranstaltung wurden auch aktuelle Arbeiten des Kiewer Fotokünstlers Sasha Kurmaz ausgestellt. Der Literaturwissenschaftler und Psychoanalytiker Jurko Prochasko, ein wichtiger kultureller Vermittler, der sich aktiv für die Einbindung der Ukraine in Europa einsetzt, reflektierte in seinem Vortrag über die aktuelle politische Lage in der Ukraine.

Mit „Hohe Auflösung“ von Dmytro Ternovyi folgte in einer szenischen Lesung das Siegerstück des Wettbewerbs „Über Grenzen sprechen“ (Einführung Christian Papke), das sich mit Politik, Familie und illegaler Einwanderung auseinandersetzte. Der Text verbindet dokumentarische Dichte mit einer komischen Handlung, die mitten ins Herz trifft. Für die Einrichtung zeichnete Josefine Knauschner verantwortlich, der Text wurde von Jan Sabo und jungen SchauspielstudentInnen der Musik und Kunstuniversität Wien (ehemals Konservatorium Wien) interpretiert.

Und Elvin Rzaiev vom Meyerhold Centre Kherson setzte sich in seiner Solo-Performance „Ato Anti-Terrorist Operation“ mit den Folgen des Maidans auseinander.

Im Rahmen der Ukrainischen Kinotage wurden im November 2015 in der Wiener Urania die bekannten Filme „Brüder“ von Victoria Trofimenko, „Der Stamm“ von Myroslav Slaboshpytskiy, „Gamer“ von Oleg Sentsov und „Trompeter“ von Anatolij Mateshko vorgeführt.

Wegen der politischen Turbulenzen wächst das Interesse an der Ukraine weltweit und auch in Österreich. Dadurch wird die moderne ukrainische Literatur im deutschsprachigen Raum zunehmend populärer, und immer mehr Titel erscheinen jährlich in österreichischen Verlagen.

Ein Zeugnis davon sind Präsentationen der ukrainischen AutorInnen, die im November 2015 im Rahmen der internationalen Messe BuchWien stattfanden. Die Bücher von Andrej Kurkow werden seit Jahren vom Innsbrucker Haymon Verlag herausgegeben. Im Moment ist er wahrscheinlich der bekannteste zeitgenössische ukrainische Schriftsteller im Ausland. Seine Werke wurden in 36 Sprachen – darunter Chinesisch und Arabisch – übersetzt.

Der in Charkiw lebende Serhij Zhadan ist einer der populärsten und meist übersetzten ukrainischen Autoren. Seine Lesungen und Buchpräsentationen finden mehrmals im Jahr in Österreich statt. 2006 wurde er mit dem Hubert-Burda-Preis für junge osteuropäische Lyrik ausgezeichnet. Laut der Rangliste des deutschen Rundfunks SWR hat die deutsche Übersetzung des Buches „Hymne der demokratischen Jugend“ im Jahr 2009 den ersten Platz unter den empfohlenen Büchern aus nicht deutschsprachigen Ländern bekommen. Im Jahr 2014 wurde Zhadan für seinen Roman „Die Erfindung des Jazz im Donbass“ (Originaltitel „Woroschilowgrad“, der sowjetische Name von Luhansk) mit dem „Brücke Berlin Literatur- und Übersetzerpreis“ ausgezeichnet. Im gleichen Jahr wurde der Roman vom ukrainischen Dienst der BBC zum besten ukrainischen Buch des Jahrzehnts gewählt (von den 10 „besten Büchern des Jahres“ 2005–2014). 2015 wurde Zhadan mit

dem begehrten Breslauer Angelus-Preis, der mitteleuropäischen Autoren verliehen wird, für seinen Roman „Mesopotamien“ geehrt.

Eine weitere wichtige intellektuelle Stimme der Ukraine ist Jurij Andruchowytsh. Seine Werke sind international übersetzt und verlegt. Er wurde mit vielen internationalen Preisen ausgezeichnet, darunter 2001 mit dem Herder-Preis der Alfred Toepfer Stiftung. 2005 erhielt Andruchowytsh den Sonderpreis zum Erich-Maria-Remarque-Friedenspreis der Stadt Osnabrück. 2006 bekam er den Leipziger Buchpreis zur Europäischen Verständigung.

Die wichtigste weibliche Stimme der zeitgenössischen ukrainischen Literatur ist die von Oksana Sabuzhko. Ihre Werke haben internationale Anerkennung gefunden, besonders in Zentral- und Osteuropa. Ihre Gedichte wurden in 16 Sprachen übersetzt. Weitere ins Deutsche übersetzte Autoren sind Maria Matios, Ljubko Deresch und Taras Prochasko, auch Sofia Andruchowytsh (die Tochter des bekannten Schriftstellers Jurij Andruchowytsh) und Natalka Sniadanko. Noch zwei ukrainische Schriftstellerinnen – Tanja Maljartschuk und Marjana Gaponenko – leben in Österreich und schreiben auf Deutsch.

Das wachsende Interesse für die Ukraine findet seinen Ausdruck in der steigenden Nachfrage nach nationalen Kulturveranstaltungen. Das Hauptereignis ukrainischer Kunst und Kultur im Jahre 2015 waren die Ukrainischen Kulturtage in Wien – das zehn Tage lang dauernde Festival, das vom Verein „Zentrum für Ukrainische Initiativen“ veranstaltet und von der Botschaft der Ukraine sowie der Stadt Wien unterstützt wurde. Das reiche, unterschiedliche Zielgruppen ansprechende Programm hat großes Interesse beim Wiener Publikum geweckt. Insgesamt wurden über 10 Veranstaltungen mit der Teilnahme von ca. 40 Künstlern in einigen Sälen in zentralen Stadtbezirken durchgeführt: modernes multimediales Theater, ein Opernkonzert, Konzerte für klassische und Volksmusik, Ausstellung für moderne Kunst, Lesungen, Diskussionen und Workshops für Kinder.

Die Transformation der ukrainischen Gesellschaft ist ein komplizierter Prozess der Erwerbung von neuen Zügen und Eigenschaften, die den Anforderungen der Zeit entsprechen. Es geschehen Veränderungen der Mentalität, lebensnotwendiger Bedürfnisse, Verhaltensmuster und Lebensansprüche und es entstehen neue Werte.

Die moderne ukrainische Kunst stellt ein lebendiges Experiment mit einem unkonventionellen, innovativen Charakter dar. Künstler analysieren, schildern und verändern auf eigene Art das, was um uns herum geschieht. Sie leiten uns von der Einfachheit der Wahrnehmung ab, stellen Fragen und zwingen darüber nachzudenken, was geschieht, was geschehen ist, was mit uns weiter sein wird.

Durch die Kulturvermittlung hat die Ukraine die Möglichkeit, sich selbst umzugestalten, das Spezifische der nationalen Kultur zu verkörpern und ein neues nationales Image auf internationaler Ebene zu schaffen. Im Sinne des Slogans der ersten Ukrainischen Kulturtage in Wien stellt sich die Ukraine authentisch, aktuell, faszinierend dar und rückt immer näher an Österreich und ganz Europa heran.

Kärnten lokal – Afrika global Fünf Stationen¹

Afrika – das ist sehr weit weg. Oder doch nicht? Haben Sie schon einmal daran gedacht, dass Jahrhunderte von Kontakten, Zusammenarbeit und Auseinandersetzung mit Afrika auch in Österreich ihre Spuren hinterlassen haben? Denkmäler und Museen, Architektur und Kunst legen Zeugnis dafür ab. Eine Anregung, auch in Kärnten Expeditionen zu starten. In die Vergangenheit und in die Gegenwart.²

Eberndorf im Jauntal, ehemalige Propsteikirche.

In einer prächtigen Kapelle im südlichen Seitenschiff ist Christoph von Ungnad, ein führender Vertreter des Kärntner Adels und enger Bundesgenosse Kaiser Friedrichs III., begraben. Zu Beginn seiner Karriere hätte er sich wohl nicht träumen lassen, in einem Aufsatz über Kärntner Afrikabeziehungen Erwähnung zu finden. Aber so schnell kann's geh'n ...

1452 war Christoph nach einer Reise durch das von muslimischen Afrikanern beherrschte Königreich Granada in Lissabon eingetroffen, wo gerade eine Gesandtschaft für den zukünftigen Kaiser um die Hand von Prinzessin Eleonore anhielt. Nach erzielter Einigung fanden Festlichkeiten statt, u. a. ein Turnier, bei dem auf Seiten des portugiesischen Königs zwölf Ritter in den Ring stiegen, „auff der andern seiten des Königs Bruder / Phormandus (oder Ferdinandus) genannt / auch zwölff Stecher / unnd in der mitten der Stecher ward hinzugeführt ein grawsamer Elefant / von ungewöhnlicher gestalt / und grosser hohe / welcher auff seinem Rücken ein Thurn getragen / darauff Posauner unnd Trommeter / auch allerhand Spielleut / gesessen seind. Oben in den Thurn waren nackende Moren / die sprungen und frolocketen / In der mitte des Thurns / war ein wol gewapneter Mann / mit Schilden umbhangen.“³

Christoph Ungnad hatte auf der Seite des Königs gefochten. Als Anerkennung seiner Tapferkeit schenkte ihm der Herzog von Sevilla den jungen „ethiops“ (Schwarzen)

* Univ.-Prof. Walter Sauer, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Leiter des SADOCC (Dokumentations- und Kooperationszentrum Südliches Afrika in Wien, Österreich

1 Gewidmet einem unvergessenen Freund, dem 2012 vorzeitig verstorbenen Entwicklungsaktivisten Walther Schütz.

2 Alle erwähnten Beispiele stammen aus: Walter Sauer, Expeditionen ins afrikanische Österreich. Ein Reisekalender (Wien 2014, ISBN 978-3-85476-451-9).

3 Hieronymus Megiser, Annalium Carinthiae Pars Secunda: Das ist Ander Theil der Chronicken des löblichen Ertzherzogthumbs Kaendten (Leipzig 1612, Faksimile Klagenfurt 1981, S. 1103

namens Peroblanco, der sich ebenfalls hervorgetan hatte – ob unter den „nackenden Moren“ in der Elefantenburg oder unter den Kämpfern, ist ungewiss.

Erstmals war damit ein afrikanischer Sklave in den Besitz eines österreichischen Aristokraten gekommen – viele weitere sollten folgen. Zwar wissen wir nicht sicher, ob der Herr von Ungnad sein „Geschenk“ mit nach Hause nahm. Aber es ist durchaus möglich, dass Peroblanco seine weiteren Tage in Kärnten verbracht hat, vielleicht auf der Burg Sonnegg, dem Hauptsitz der Ungnad im Jauntal.

Auch wenn man im frühneuzeitlichen Kärnten Menschen afrikanischer Herkunft nur vereinzelt begegnete – dass afrikanische Sklaven millionenfach nach Amerika verschifft wurden, um auf Plantagen schwerste Arbeit zu leisten, war jedenfalls bekannt. Ein Indiz liefert uns ein Kunstwerk in der Kirche von St. Georgen am Längsee – einzigartig in ganz Österreich. Der Dreifaltigkeitsaltar zeigt das Kreuz Christi auf einer Weltkugel, um die herum sich die Schlange der Sünde windet. Eine gute Gelegenheit für einen Globus! Allerdings zeigt uns der unbekannte Künstler eine eigenartige Geographie: Europa ist mit Nordafrika direkt verbunden (es fehlt das Mittelmeer), und Afrika scheint in zwei fast getrennte Kontinente zerfallen. Die westliche Hälfte ist mit „Sklavenküste“ überschrieben – die östliche wird als Gebiet der „Hottentotten“ und „Kaffern“ bezeichnet.

Ich glaube nicht, dass Auftraggeber und Künstler die Geographie schlecht beherrschten; um 1700 war der Küstenverlauf Afrikas bereits einigermaßen bekannt. Der Globus in St. Georgen zeigt uns vielmehr eine thematische Karte: Der westliche Halbkontinent (Westafrika und Westeuropa) symbolisiert die in die atlantische (Sklaven-)Ökonomie integrierten Regionen, der östliche (Ostafrika) die von Europa noch relativ unbeeinflussten und kaum bekannten Gebiete. Wollten die unbekanntenen Urheber des Kunstwerks den Gläubigen ins Bewusstsein rücken, dass der beginnende Wirtschaftsaufschwung Europas auch auf der Ausbeutung afrikanischer Sklaven beruhte?

St. Andrä im Lavanttal.

„Gehet in das Haus Eurer Mutter“, heißt es über dem Eingangstor zur Wallfahrtskirche Maria Loreto, was aber nicht dazugesagt wird: Diese Mutter ist – schwarz. Schon 1647 hatte der damalige Bischof eine „Casa Santa“ errichten lassen, also eine Kopie des angeblichen Wohnhauses der Jungfrau Maria, das angeblich von Engeln aus Nazareth ins italienische Loreto gebracht worden war. Über St. Andrä wurde die Verehrung der „Schwarzen Madonna“ in Kärnten populär.

„Schwarze Madonnen“ finden sich über ganz Europa verstreut, vom katalanischen Montserrat über das bretonische Guingamp, Einsiedeln in der Schweiz,

Altötting in Bayern bis ins polnische Tschenschow. Manche ForscherInnen sehen in der dunklen Hautfarbe einen Hinweis auf Marias orientalische Herkunft (laut Lukasevangelium gehörten Maria, Josef und Jesus ja zur römischen Provinz Syrien [!]) oder leiten sie von der ägyptischen Göttin Isis ab, die oft als schwarz und mit Kind auf dem Arm dargestellt wurde – eine gerade für Kärnten, wo die Isis in antiker Zeit stark verehrt wurde, interessante Hypothese.

Wichtiger ist etwas anderes: Je stärker sich Europa in den Handel mit afrikanischen Sklaven involvierte und Kolonialgebiete in Amerika sowie Süd- und Ostasien (in Afrika erst ansatzweise) eroberte, desto eher verschlechterte sich das Image dunkelhäutiger Menschen. Schwarze Heilige, wie sie seit dem Mittelalter verehrt wurden, waren nun ein Problem, etwa die Königin von Saba, der heilige Mauritius und selbst Balthasar von den Drei Königen. Und natürlich die „Schwarze Madonnen“, deren Hautfarbe man im 18. und 19. Jahrhundert nicht selten weiß zu übermalen versuchte.⁴ Der moderne Rassismus entstand, und wie Wissenschaft und Politik waren auch Kunst und Religion dagegen nicht gefeit.

So lassen sich Fragen an heute kaum vermeiden. Wird die dunkle Hautfarbe überhaupt gesehen – oder eher verdrängt? Verehrt man die Black Madonna trotz oder wegen ihres schwarzen Teints? Symbolisiert sie afrikanische Weisheit oder Hexerei? Und wie wirkt sich das, wenn überhaupt, auf den Umgang mit schwarzen Menschen im Alltag aus? Erinnert das Motiv noch an den gemeinsamen Ursprung der Menschheit in Afrika und könnte somit zur Integration von afrikanischen MigrantInnen motivieren?

Millstatt, ehemalige Stiftskirche.

Überlebensgroß, streng und vergoldet blicken die Heiligen von den Konsolen, unter ihnen Franciscus Xaverius, der einen jungen Schwarzen tauft (um 1650). Etwa fünfzig Jahre vorher war die Herrschaft mit ihren zahlreichen Leibeigenen in Kärnten und der Steiermark den Jesuiten übergeben worden; diese sorgten für die Rekatholisierung. Für ihre „Mission im Inneren“ fungierte die „Mission im Äußeren“ als Referenz: Wenn sich selbst die Wilden in Übersee dem wahren Glauben unterwarfen, dann doch wohl auch die alpenländischen Bauern, so die Botschaft. Das in jesuitischen Territorien verbreitete Sujet der „Mohrentaufe“ verankerte das Image eines primitiven, demütig vor dem weißen Missionar knienden afrikanischen Kindes. Sich „der armen Neger in ihrer Hilfslosigkeit und Versunkenheit und in den Gräueln des Sklavenhandels, die sie umgeben, [zu] erbarmen“, wurde zum Credo der Missionsbewegung, die Mitte des 19. Jahrhunderts auch in Österreich Wurzeln

⁴ Monique Scheer, *From Majesty to Mystery: Change in the Meanings of Black Madonnas from the Sixteenth to Nineteenth Centuries*. In: *American Historical Review* 107 (2002) S. 1412-1440.

schlug. Aus der Tradition des Gefangenenfreikaufs im Osmanischen Reich wurden Techniken der Spendenwerbung übernommen, das Motiv des „Kindes“ erwies sich für die Afrika zugedichtete Hilfslosigkeit und Abhängigkeit als geeignete Chiffre. Kinderpatenschaften und Sammlungen prägten nicht nur das Erscheinungsbild der Mission, sondern wurden im 20. Jahrhundert auch zum Gemeingut säkularer Kampagnen.

Selbst wenn die problematischsten Sujets der Spendenwerbung (etwa die Hungerkinder mit den aufgeblähten Bäuchen und Fliegen rund um die Augen) mittlerweile keine Verwendung mehr finden – die starke mediale Fokussierung auf Katastrophen konserviert Afrikas Image als das eines hilfsabhängigen Kontinents. „Hilfe“ im gängigen Verständnis ist allerdings nicht „Solidarität“: Sie blendet die Ursachen der vorhandenen Probleme aus (etwa die Benachteiligung Afrikas durch das globale und europäische Handels- und Investitionsregime) und setzt auf das Allheilmittel privater Spenden; das staatliche Budget hingegen ist bei Entwicklungszusammenarbeit schändlich unterdotiert. Was – von Ausnahmen abgesehen – fehlt, sind Bewusstsein und Mobilisierung für eine Änderung der weltwirtschaftlichen Strukturen. Unser Mainstream-Entwicklungsdiskurs fördert nicht das emanzipatorische Engagement der Betroffenen, sondern perpetuiert die Abhängigkeit der „Empfängerländer“ im Süden von den „Geberländern“ im Norden.

Hüttenberg, Heinrich Harrer-Museum.

1992/93 wurde das Museum in der ehemaligen Volksschule eröffnet – zu Ehren des im Ort geborenen Bergsteigers und Reisenden (1912–2006). Harrer war erstmals 1939 mit der Deutschen Himalaya-Gesellschaft nach Asien gekommen. Die Suche nach „arischen“ Wurzeln war ein Schwerpunkt der nationalsozialistischen „Auslandskulturpolitik“, und Tibet war dabei besonders wichtig. Durch seine Freundschaft mit dem 14. Dalai Lama wurde Harrer weltbekannt.

Weniger ist geläufig, dass er auch mehrere Reisen nach Afrika unternahm: 1957 zum Ruwenzori-Gebirge, damals noch Teil von Belgisch-Kongo, 1971 in den Sudan, 1977 wieder zum Ruwenzori sowie nach Uganda und Kenia. 1979 veröffentlichte er ein Buch „Geheimnis Afrika“, dessen Auswahl an Fotos, Anekdoten und Gedanken der kolonialen Sehnsucht nach dem „Unberührten“ verpflichtet ist – es ging ihm um Natur, Tiere und nackte Menschen. Mit seiner Ansicht, Afrikas Grundproblem bestehe im Vordringen der „Zivilisation“, schließt sich Harrer einer weitverbreiteten Kritik am modernen Massentourismus an. Da er AfrikanerInnen vor allem als marginalisierte ethnische Minderheiten zeigt und die „modernen“ Facetten des Kontinents – bekleidete Menschen, marktbezogene Wirtschaft, Urbanisierung, Verkehr, kulturelle Innovation, Staat und Politik – ausblendet, bleibt er letztlich einer kolonialistischen Optik verhaftet.

Damit war Harrer in Österreich nicht der Einzige. Eine ganze Reihe von Reiseschriftstellern, Jägern sowie angeblichen oder wirklichen Experten, die meisten von ihnen deutschnational ausgerichtet, verfestigten durch ihre Bücher und Filme das Image eines primitiven Afrika: Ernst A. Zwilling z. B., Alfred Weidholz oder Herbert Tichy, um nur einige zu nennen. Vor allem Tiere standen dabei im Vordergrund („Safari-Perspektive“) oder Abenteuer weißer Jäger (meist ging es nur um Männer), Schwarze kamen nur als Wilderer oder Träger vor. Ich erinnere mich an eine Landkarte im Schulbuch, in der groß „STEINZEIT“ quer über Zentralafrika stand.

Ausnahmen bildeten Südafrika, das von ihm völkerrechtswidrig beherrschte Südwestafrika (heute Namibia) und Südrhodesien (heute Zimbabwe) einerseits sowie die portugiesischen Kolonien Angola und Moçambique andererseits – Territorien, die man dauerhaft unter europäischer Herrschaft zu stehen glaubte (was ein Irrtum war). Hier ging es darum, die zivilisatorischen Leistungen der europäischen Führungsschichten darzustellen, auch wenn diese – wie im Fall der Apartheidpolitik Südafrikas – auf extremer rassistischer Diskriminierung beruhten. Diese politisch-propagandistische Optik fiel in Kärnten auf besonders fruchtbaren Boden. „Studienreisen“ führten prominente RepräsentantInnen aller Landtagsparteien in den Süden Afrikas – 1975 z. B. eine fünfzigköpfige Delegation des Kärntner Gemeindebundes –, und die Publizistik verband die Vorurteile der Kolonialzeit mit pro-Apartheid-Propaganda. „Misswirtschaft und totale Unfähigkeit im abstrakten Denken haben unter der wehenden Fahne der Unabhängigkeit aus reichen Überschussländern Armenhäuser des Elends gemacht... In dieser Anklage wird der Wahnsinn offenbar, der mit der Todesformel ‚Ein Mann, eine Stimme‘ ... auch noch die Maiskammer Südafrika vernichten will“, so die „Volkszeitung“ am 28. Jänner 1982. In dasselbe Horn stieß der in Villach lebende, in Kärnten seinerzeit populäre Abenteuerjournalist Fritz Sitte, der von der südafrikanischen Besatzungsverwaltung Namibias insgesamt drei Mal zu voll finanzierten „Studienreisen“ eingeladen wurde.

Klagenfurt, Nelson Mandela-Brücke.

Sicher, sie liegt ein wenig abgelegen und ist auch kein repräsentatives Bauwerk, aber immerhin, es gibt sie! Klagenfurt war die erste Stadt Österreichs, die Nelson Rolihlahla Mandela, dem Ende 2013 verstorbenen südafrikanischen Friedensnobelpreisträger und Freiheitskämpfer, eine Verkehrsfläche widmete. Nach einem entsprechenden Beschluss des Gemeinderats wurde die zuvor namenlose Glanbrücke am 3. September 2014 als „Nelson-Mandela-Brücke“ eröffnet. Das ist nicht nur bemerkenswert angesichts der oben erwähnten fragwürdigen Südafrikatradition. Vielmehr hat dadurch auch das „andere Kärnten“, haben die developmentspolitischen AktivistInnen einen Bezugspunkt im öffentlichen Raum erhalten.

Entwicklungszusammenarbeit war in den 1960er/70er Jahren auch in Kärnten zum Thema geworden, bald auch entwicklungspolitische Bildung. Wie überall spielte die Missionstradition eine wichtige Rolle. Schon um 1970 fanden in Villach und Klagenfurt erste Veranstaltungen zu Afrika statt, die UNESCO übernahm den Ehrenschutz für eine Aktion „Wir und die Dritte Welt“, in deren Rahmen 1977 eine Broschüre für SchülerInnen, „Kamerun – Kärnten“, veröffentlicht wurde. Als zentrale Persönlichkeiten traten in diesen Jahren der langjährige evangelische Kamerun-Missionar Karl-Heinz Rathke und Schwester Andreas Weißbacher vom katholischen Missionskloster Wernberg hervor. Engagierte LehrerInnen beteiligten sich am Schulprojekt der UNESCO, Dritte Welt-Läden entstanden in Spittal, Klagenfurt und Villach, die aktive Kärntner Zweigstelle des Österreichischen Informationsdienstes für Entwicklungspolitik wurde gegründet und an der Universität fanden jährlich „Entwicklungspolitische Wochen“ statt. Bald wurde Apartheid in Südafrika (und was man dagegen tun konnte) zu einem der Themen, nicht zuletzt 1983 in einer Auseinandersetzung mit Edmund van Trotsenburg, Professor für Unterrichtswissenschaft und Hochschuldidaktik, der sich zugunsten der rassistischen „Bantuerziehung“ exponierte.

Und heute? „Entwicklungszusammenarbeit“ ist als Politikfeld etabliert (unter Verantwortung des Landeshauptmanns), nach Befassung des Entwicklungspolitischen Beirats werden NGO- und kirchliche Projekte u. a. in Afrika gefördert, wenn auch mit spärlichen Mitteln: in Tanzania, Angola, Uganda, Madagaskar oder Südafrika. Die Fachhochschule Kärnten ist bei Sozialarbeit oder Architektur in Kooperationen mit Namibia, Uganda, Tanzania oder Südafrika involviert. Beim Musikforum Viktring gastierte 2014 Musik aus Zimbabwe. Kaum mehr aktiv sind jedoch die seinerzeit beliebten Partnerschaften zwischen Gebietskörperschaften – 1989 der Stadt Villach mit Chanchungo/Guinea-Bissau, 1992 des Landes Kärnten mit der damaligen südafrikanischen Provinz Transvaal (Mpumalanga). Auch der gesellschaftskritische Schwung so mancher Organisation hat, wie auch sonst in Österreich, nachgelassen; Spendensammeln tritt vielfach wieder an die Stelle von politischer Arbeit.

Gleichzeitig nehmen die Herausforderungen aber nicht ab: Die krisenbedingte Migration aus Afrika dauert an (kein Wunder, wurden doch ihre Ursachen nicht beseitigt), in der Diskussion darüber dominieren lokale Ängste, und im Mainstream der öffentlichen Meinung setzen sich österreich- und europaweit die Klischees der Kolonialzeit fort: Afrika als Katastrophenkontinent, als hilfsbedürftig, als Tierparadies. Möge die Nelson Mandela-Brücke in Klagenfurt auch diesbezüglich als Mahnmal fungieren!

Ingeborg Bachmann – Das neunzigste Jahr

„Ich habe meine Jugend in Kärnten verbracht, im Süden, an der Grenze, in einem Tal, das zwei Namen hat – einen deutschen und einen slowenischen.“ Das notiert die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann in ihrem Text „Biographisches“¹.

Entstanden ist dieser Text zwischen Mai und September 1952. Veröffentlicht wurde er im Hörfunk, und zwar vom Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR) aus dem nur wenige Jahre später die beiden selbständigen Rundfunkanstalten NDR und WDR hervorgegangen sind. Auffällig an diesem Text sind gleich mehrere Dinge. Anfang der fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts war es in diesem Bundesland noch keineswegs Common Sense, wie es Ingeborg Bachmann ganz selbstverständlich tat, darauf hinzuweisen, dass jenes Tal, aus dem man kommt, zwei Namen hat. Die Dichterin verweist mit ihrer Formulierung auf das Gailtal, aus dem der Vater stammte. Ingeborg Bachmann war nicht nur in dieser Beziehung richtungsweisend. Und es ist kein Zufall, dass 2011, also 59 Jahre nach der Ausstrahlung von „Biographisches“, die Kärntner Slowenin Maja Haderlap mit einem Auszug aus ihrem im gleichen Jahr im Wallstein Verlag erschienenen Roman „Engel des Vergessens“ bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur in Klagenfurt einen nach Ingeborg Bachmann benannten Preis gewonnen hat. Doch der Reihe nach. Haderlap thematisiert in ihrem Buch eines der größten Tabuthemen, das es in Kärnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs gegeben hat, die Rolle jener Kärntner mit slowenischer Muttersprache, die sich während des Zweiten Weltkriegs den Partisanen anschlossen, um Widerstand gegen das Naziregime zu leisten. Der Erfolg, welcher dem Roman „Engel des Vergessens“ beschieden war, zeugt davon, wie wirkmächtig Literatur, zumal im Namen von Ingeborg Bachmann, sein kann. Der Autor und zeitweilige Juror bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur Paul Jandl berichtete in der deutschen Tageszeitung „Die Welt“ Ende November 2011 davon, dass allein in der Klagenfurter Buchhandlung Heyn seit der Verleihung des Bachmann-Preises an Maja Haderlap 2.800 Exemplare des Romans „Engel des Vergessens“ verkauft worden seien.² Jandl gab seinem Beitrag den Titel „Katharsis in Kärnten“ und deutete damit an, dass man den Erfolg von Maja Haderlap auch als ein Vorzeichen dafür verstehen konnte, dass in den Jahren darauf Bewegung in das Miteinander von slowenischsprachigen und deutschsprachigen Kärntnerinnen

* Dr. Heimo Strempl, Leiter des Robert Musil Literaturmuseums Klagenfurt in Klagenfurt am Wörthersee, Österreich

1 Vgl. Ingeborg BACHMANN: Werke. Piper, 2010, Bd. 4.

2 Paul JANDL: Katharsis in Kärnten. In: Die Welt, 23. November 2011.

und Kärnten kommen werde, zu einem besseren Verständnis. Nein, der Erfolg von Maja Haderlap ist kein Zufall. „Ich grenz noch an ein Wort und an ein andres Land“, heißt es in Ingeborg Bachmanns berühmt gewordenen Gedicht „Böhmen liegt am Meer“³. Es ist 1964 entstanden. Ingeborg Bachmann hat es, gemeinsam mit drei anderen Gedichten, im Jahr 1968 im Heft 15 der Zeitschrift „Kursbuch“ veröffentlicht.⁴ An ein Wort zu grenzen und an ein andres Land, das hat in Ingeborg Bachmanns Formulierung noch eine utopische Dimension. Im Kärnten der Gegenwart ist es selbstverständlicher geworden.

Dass Literatur wirkmächtig geblieben ist, hat sehr stark mit ihrer medialen Vermittlung zu tun. Ich komme noch einmal zurück auf die Ausstrahlung von Ingeborg Bachmanns Text „Biographisches“ durch den Nordwestdeutschen Rundfunk (NWDR). Die Schriftstellerin Bachmann arbeitete Anfang der fünfziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts in Wien für das Medium Radio, welches für sie noch sehr wichtig werden sollte. Von 1951 bis zum Sommer 1953, als sie nach Italien übersiedelte, war Bachmann im „Script Department“ des US-amerikanischen Besatzungssenders Rot-Weiß-Rot tätig und gestaltete als Autorin „Die Radiofamilie“, eine österreichische Radio-Seifenoper, mit. Die Sendung wurde bis 1960 ausgestrahlt. Die Funktions- und Wirkungsweise des Mediums war ihr also vertraut. Und schließlich: In den Redaktionsräumen des Senders Rot-Weiß-Rot in der Wiener Seidengasse liest der Schriftsteller Hans Werner Richter, die Zentralfigur der Gruppe 47, Gedichte von Ingeborg Bachmann und lädt die Autorin daraufhin ein, ihre Texte bei der Gruppe 47 vorzutragen. Dieser Gruppe werden die Teilnehmerinnen und Teilnehmer an den von Richter organisierten deutschsprachigen Schriftstellertreffen, die von 1947 bis 1967 stattfanden, zugerechnet. Einer von ihnen war der in Kärnten lebende Schriftsteller und Journalist Humbert Fink. Zehn Jahre nach der Auflösung der Gruppe entwickelte er, gemeinsam mit Ernst Willner, dem damaligen Landesintendanten des ORF in Kärnten, die Idee eines Wettbewerbs im Namen von Ingeborg Bachmann nach dem Vorbild der Diskussionen der Gruppe 47. Humbert Fink verfügte nicht zuletzt deshalb über entsprechende Kontakte, weil er vor allem als Autor und als Vortragender Sendereihen für den ORF gestaltete, unter anderem die „Kulturpolitischen Perspektiven“. Fink war aber auch beispielsweise für den Bayerischen Rundfunk und für verschiedene deutschsprachige Tageszeitungen tätig. So gelang es ihm unter anderem Marcel Reich-Ranicki, den damaligen Feuilletonchef der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, für das gemeinsame Unternehmen, welches 2016 bereits zum 40. Mal durchgeführt wurde, zu gewinnen. Zeit, um Bilanz zu ziehen? Nein, Zeit, um zu zeigen, wie aktuell das Werk der namensgebenden Autorin nach wie vor ist.

3 Ingeborg BACHMANN: Letzte, unveröffentlichte Gedichte, Entwürfe und Fassungen. Hans Höller (Hrsg.). Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1998, S. 117.

4 Kursbuch 1968. Hefte 11-15. Hans Magnus Enzensberger (Hrsg.). Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2008.

„Grenzt hier ein Wort an mich, so laß ich's grenzen“, heißt es in dem Gedicht „Böhmen liegt am Meer“ weiter. Es sind der Worte, an denen man die angesprochene Aktualität des Werks von Ingeborg Bachmann ablesen kann, sogar sehr viele. Ab dem Jahr 2016 werden noch zahlreiche dazu kommen. Genau einen Tag vor dem 90. Geburtstag von Ingeborg Bachmann sind im Piper Verlag die ersten Titel auch in digitaler Form erschienen. Piper macht den Auftakt mit den ersten beiden Lyrikbänden „Die gestundete Zeit“ und „Anrufung des großen Bären“, die in den Jahren 1953 bzw. 1956 erstmals veröffentlicht worden sind. Dazu kommen dann noch die „Frankfurter Vorlesungen“ und das Hörspiel „Der gute Gott von Manhattan“ (1957). Ziel sei es, so der Piper Verlag in einer Aussendung, sämtliche Werke digital zugänglich zu machen.

Hans Höller, der bis zu seiner Pensionierung als ordentlicher Professor für Neuere Deutsche Literatur am Institut für Germanistik der Universität Salzburg tätig war, fungiert gemeinsam mit Irene Fußl, die seit 2013 Mitarbeiterin des Literaturarchivs Salzburg ist, als Gesamtherausgeber der neuen Salzburger Bachmann-Edition, die im Suhrkamp- und Piper-Verlag erscheinen wird. Die ersten Bände sind für November 2016 geplant. Sie werden zunächst im Suhrkamp-Verlag und später als Taschenbücher bei Piper erscheinen. Anfang Oktober erscheint ein von Hans Höller und Arturo Larcati veröffentlichtes Buch unter dem Titel „Ingeborg Bachmanns Winterreise nach Prag. Die Geschichte von ‚Böhmen liegt am Meer‘ (Piper-Verlag).

Auch in Bachmanns Geburtsstadt Klagenfurt wurde die Gelegenheit genutzt, dem bereits bestehenden Bachmann-Bild Neues hinzuzufügen. Am Abend des neunzigsten Geburtstags von Ingeborg Bachmann, am 25. Juni 2016, wurde im Robert-Musil-Literatur-Museum eine Ausstellung mit Fotos, die ihr Bruder Dr. Heinz Bachmann 1962 in Rom angefertigt hat, eröffnet. In Anwesenheit von Bachmanns Schwester Isolde Moser. Die SchauspielerIn Isabella Jeschke verkörperte bei der Eröffnung der Ausstellung „Ingeborg - Wie ich sie in Rom sah“ die Figur der Schriftstellerin I. B. und eröffnete einen berührenden Dialog mit Heinz Bachmann. Die Ausstellung begleitet das Publikum durch das Bachmann-Jahr 2016. Der besondere Reiz dieser Fotos liegt darin, dass sie die Autorin so, wie sie sich einem professionellen Fotografen gegenüber ganz sicher nicht „geöffnet“ hätte, zeigen. Die Schriftstellerin Ingeborg Bachmann und ihr Bruder, der Geophysiker Dr. Heinz Bachmann, standen einander sehr nahe. Auch wenn es in ihrem Erwachsenenleben zwischen den Kontakten immer wieder größere Abstände gegeben hat. Das kann man nicht nur Bachmanns Erzählung „Drei Wege zum See“ aus dem Jahr 1972 entnehmen, in der sich Bruder Heinz als „in vagen Umrissen“ dargestellt sieht. Man sei sich manchmal zuhause in Kärnten begegnet und manchmal auch in Bachmanns Lebensstadt Rom. Dort hat Heinz Bachmann im Jahr 1962, von der Schwester dazu animiert, eine umfangreiche Porträtserie der Schriftstellerin fotografiert. Diese Serie wurde damals dem Piper-Verlag befristet zur weiteren Verfügung übergeben.

Die Fotorechte selbst liegen bis heute bei Dr. Bachmann. In der Dokumentation von Ingeborg Bachmanns Leben nimmt diese Serie seither einen bedeutenden Rang ein. Die Serie ist umfangreicher als das bisher bekannt war. Aus insgesamt sechzig Fotos wurden zwanzig sehr markante ausgewählt. Weitere Fotos hat Dr. Heinz Bachmann für die Präsentation in Vitrinen zur Verfügung gestellt. Die Initiative zu der Ausstellung geht auf den in Wien lebenden Pädagogen und Psychologen Dr. Walter Pobaschnig zurück.

Der Klagenfurter Künstler Brandy Brandstätter hat mit einer Installation im Robert-Musil-Literatur-Museum einerseits ein neues Bild der Schriftstellerin geschaffen und andererseits für das Publikum einen weiten Raum für Interpretationen geschaffen. Dies insofern, als Brandstätter das markante, 3 Meter breite und 3,5 Meter hohe Porträt der Künstlerin aus zahlreichen Einzelteilen zusammensetzt. Das „Trägermaterial“ für die, in schwarzer Farbe gehaltene, Abbildung sind weiße Stelen, die auf einem Holzuntergrund montiert sind. Das gibt der Installation mit 1,5 Metern nicht nur eine räumliche „Tiefe“. Die Betrachter haben dadurch auch die Möglichkeit, das Abbild der Schriftstellerin Ingeborg Bachmann aus ganz unterschiedlichen Perspektiven zu betrachten. „Man geht, sowie man eine Zeitlang an einem Ort ist, in zu vielen Gestalten, Gerüchtgestalten, um und hat immer weniger Recht, sich auf sich selbst zu berufen“, hält der Erzähler in Ingeborg Bachmanns Erzählung „Das dreißigste Jahr“ fest. Gerade was Bachmann betrifft, gibt es ja nicht wenige „Gerüchtgestalten“, in denen die international renommierte Dichterin erscheint. Die Arbeit von Brandy Brandstätter ist in dieser Hinsicht ein Versuch, diesen Gestalten – im neunzigsten Jahr – entgegenzuwirken, im Sinne der Dichterin ein ganz präzises Bild zu entwerfen und gleichzeitig einen Freiraum zu schaffen, in dem sich jede und jeder sein und ihre eigenes Bachmann-Bild zusammensetzen kann.

Kärnten 2020 – eine Herausforderung für unsere Erinnerungskultur – Friedensregion Alpen-Adria

Gedächtnispolitische und erinnerungskulturelle Phänomene sind deshalb von Interesse, „weil politisches Handeln auch bedeutet, Repräsentationen der sozialen Welt zu kreieren und verbindlich durchzusetzen. Soziale und politische Veränderungen werden von Auseinandersetzungen über Geschichtsnarrative und deren öffentliche Inszenierung begleitet (vgl. Kapitany 1999: 159; Göhler 2002: 32). Repräsentation des Gedächtnisses und Rituale des Erinnerns fungieren nicht nur als Medien der Kommunikation im öffentlichen Raum, sie sind immer auch Zeichenträger politischer Macht. Die Auswahl, was und die Form, wie etwas erinnert wird (Burke 1991: 291ff.), dient vorrangig der Deutung gegenwärtiger politischer Ordnung. Debatten über adäquate Formen des Erinnerns sind Deutungskonkurrenzen vor dem Hintergrund politischer Machtkonstellationen (Uhl 2006: 30), politische Akte (Bunzl 1998: 15f) und haben immer eine Funktion (vgl. Knigge 2005:20)“¹.

„Das 20. Jahrhundert war ein Jahrhundert zweier fürchterlicher Weltkriege, mit dem Holocaust als Höhepunkt bisher nicht gekannter Menschenverachtung und industrieller Menschenvernichtung, ein Jahrhundert totalitärer und fundamentalistischer Ideologien, kurz ein ‚Zeitalter der Extreme‘ (Eric Hobsbawm). Diese Wunden sind heute – nach dem Ende des kalten Krieges – vernarbt, aber noch keineswegs geheilt.“

So schrieben wir² in unserer ersten „Gemeinsamen Erklärung“ zum 100. Jahrestag des Beginns des Ersten Weltkrieges. In dieser ersten Erklärung gaben wir unserer Dialoggruppe ein Ziel: „1914–2014: Von den Kriegen zur Friedensregion Alpen-Adria“. Zum 70. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkrieges müssen wir feststellen, dass die historischen Traumata aus der jüngeren Vergangenheit noch tiefer verwurzelt sind als jene aus der Zeit des Ersten Weltkrieges. In unserer zweiten Erklärung wollen wir uns deshalb über den Weg zur Friedensregion

* Dr. Marjan Sturm, Obmann des Zentralverbandes slowenischer Organisationen/presednik Zveze slovenskih organizacij na Koroškem und Mitglied der Kärntner Konsensgruppe/Koroška konsenzna skupina

1 Karin Liebhart, Divergierende Erinnerungskulturen und gedächtnispolitische Konflikte als Faktoren im europäischen Integrationsprozess: Das Beispiel der Baltischen Staaten Estland und Lettland, S. 119. In: Utta Isop, Viktorija Ratkovič, Werner Wintersteiner (Hg), Spielregeln der Gewalt, Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Friedens- und Geschlechterforschung. Transcript Verlag Bielefeld 2009.

2 Kärnten/Slowenische Dialoggruppe, an der verschiedene zivilgesellschaftliche Gruppe wie etwa die Kärntner Konsensgruppe, der Klub der Kärntner Slowenen aus Maribor und Ljubljana, die Alpen-Adria Universität Klagenfurt, das Herbert Kellman Institut, die Universität Graz und verschiedene Privatpersonen, mitwirken. Veröffentlicht im Kärntner Jahrbuch 2014.

3 Entwurf der Erklärung, die im Herbst 2016 endredigiert und veröffentlicht werden wird.

Alpen-Adria verständigen: die Überwindung historischer Traumata durch einen grenzüberschreitenden Dialog über Wahrheit und Versöhnung.³

Auch Österreich und Slowenien sind von sehr unterschiedlichen Erinnerungskulturen geprägt. Der Erfahrungshorizont der Menschen beider Länder in Bezug auf Zweiten Weltkrieg, Faschismus, Antifaschismus, Sozialismus, Nationalsozialismus, Totalitarismus und Kommunismus divergiert hier stark. Aber auch Konflikte und Auffassungsunterschiede innerhalb der jeweiligen Länder spielen eine große Rolle. Diese Widersprüche werden anhand der Frage virulent, wer als Opfer betrachtet wird, um welche Toten getrauert wird und wie Gedenkveranstaltungen begangen werden sollen. Lange Zeit herrschte die Tendenz vor, diese Divergenzen als gegeben hinzunehmen und nicht als Problem der bilateralen Beziehungen zu betrachten.⁴ Vielmehr bedienten sich nach dem Zweiten Weltkrieg beide Seiten einer zwar ideologisch unterschiedlichen, aber sozialpsychologisch vergleichbaren Geschichtspolitik, die durch die Instrumentalisierung der historischen Traumata charakterisiert war. Jede Seite tabuisierte die dunklen Flecken der eigenen Vergangenheit durch den Verweis auf die dunklen Flecken der anderen Seite. Für kritische Geschichtsaufarbeitung sowie Empathie für die andere Seite oder gar historische Versöhnungspolitik gab es in beiden Ländern nur wenig Platz. Zugleich neigte man dazu, die Divergenzen herunterzuspielen, wenn man sich ihrer gerade nicht politisch bedienen wollte. Die Bemühungen um gute nachbarschaftliche Beziehungen schienen erfolgsversprechender, wenn man darauf verzichtete, ungelöste Konflikte und heikle Fragen der Vergangenheit aufzugreifen. Die Normalisierung der Beziehungen Österreichs mit Jugoslawien und die Politik guter Nachbarschaft waren deshalb nicht von Maßnahmen einer systematischen historischen Versöhnungspolitik begleitet wie die deutsch-französische oder die deutsch-polnische Aussöhnung. So sah man etwa auch keinen Anlass, in der Alpen-Adria-Region nach dem deutsch-französischen oder deutsch-polnischen Vorbild ein Jugendwerk zu gründen.⁵

Zwei Beispiele einer komplexen Erinnerungspolitik:

1. „Sie starben im Glauben an ihre Heimat“

Vor wenigen Jahren initiierten Dr. Josef Feldner und Dr. Marjan Sturm am Völkermarkter Stadtfriedhof an einer Grabstätte, wo 16 Soldaten aus dem Ersten Weltkrieg begraben liegen (12 slowenische Kämpfer um die „Nordgrenze“ und 4 Abwehrkämpfer) eine Gedenkveranstaltung unter dem Titel „Sie starben im Glauben an ihre Heimat“. Ein Jahr später wurde der Titel erweitert und zwar:

4 Siehe auch: Kärnten liegt am Meer, Konfliktgeschichten über Trauma, Macht und Identität. Hg. Wolfgang Petritsch, Wilfried Graf, Gudrun Kramer.

5 Ebenda.

„Sie starben im Glauben an ihre Heimat, weil die Politik nicht im Stande war eine friedliche Lösung zu finden“.

Damit wurde zum ersten Mal beiden Seiten zugestanden, subjektiv recht gehabt zu haben. Damit einher ging eine Vermenschlichung ehemaliger Gegner und mit dem Hinweis, dass die Politik keine friedliche Lösung gefunden hat, wurde darauf hingewiesen, dass bei jedem Konflikt immer auch darauf geachtet werden muss, eine friedliche Lösung anzustreben. Stünde der Satz „Sie starben im Glauben an ihre Heimat“ ohne den oben erwähnten Zusatz, würde er auf eine Rechtfertigung kriegserischer Handlungen beider Seiten hinauslaufen.

An der Gedenkveranstaltung nahmen neben Vertretern der Kärntner Konsensgruppe auch Vertreter der Traditionsverbände aus Slowenien und zwar Vertreter der beiden Klubs der Kärntner Slowenen aus Maribor und Ljubljana (Nachfahren jener Kärntner Slowenen, die nach der Volksabstimmung 1920 Kärnten verlassen haben oder verlassen mussten), (noch) nicht aber der Vereinigung ehemaliger Kämpfer um die Nordgrenze, die sogenannten Majsterkämpfer, teil.

Die Erinnerung an die Volksabstimmung 1920 in Kärnten ist in Slowenien ebenso kompliziert wie in Kärnten. Erst vor wenigen Jahren hat die Republik Slowenien drei neue Feiertage eingeführt: 1. zur Erinnerung an den Anschluss des Küstengebietes an das slowenische Muttervolk nach 1945; 2. zur Erinnerung an den Anschluss des Übermurgebietes an das slowenische Muttervolk nach 1945 und 3. in Erinnerung an General Majster, dem große Verdienste für den Erhalt der Untersteiermark nach 1918 bei Slowenien zugeschrieben werden.

Slowenien vollzieht jetzt einen ähnlichen Prozess, wie Kärnten und Österreich nach 1920 bzw. 1945, nämlich die Homogenisierung der Bevölkerung entlang ethnisch-völkischer Kriterien. Das macht die Erinnerungskultur so kompliziert, aber auch so spannend.

2. Leše – ein Ort einer möglichen Versöhnung?

Das nationalsozialistische Regime hat in unseren Breitengraden viele Verbrechen begangen. Ja, man kann durchaus von Verbrechen der ethnischen Säuberung an den Slowenen sprechen. Gegen Ende des Zweiten Weltkrieges kam es in Slowenien zu schweren Rache- und Vergeltungsmaßnahmen, die nicht erklärt und gerechtfertigt werden können. Dies fand aber nicht nur in Slowenien statt. Keith Love hat in seinem monumentalen Werk „Der wilde Kontinent“⁶ auf diese Dimensionen in ganz Europa hingewiesen.⁷

6 Keith Love, Der Wilde Kontinent, Europa in den Jahren der Anarchie 1943–1950. Klett-Cotta 2015.

7 Ebenso lesenswert zu diesem Thema: Martin Pollack, Kontaminierte Landschaften, Residenz-Verlag 2014.

Ich werde seit einigen Jahren zur Gedenkveranstaltung in Leše (Slowenien) eingeladen, wo von ca. 200 von Partisanen Verschleppten Kärntnern 100 Personen Racheaktionen zum Opfer gefallen sind und dort im Wald verscharrt wurden. Ich möchte meine Rede, die ich heuer gehalten habe, hier wiedergeben:

„Ich möchte Ihnen heute eine kleine – für mich sehr bewegende – Geschichte erzählen. Vor drei Wochen war ich in Dresden und habe mir die wieder errichtete Frauenkirche angesehen. Sie wissen, dass Dresden im Februar 1945 von der britischen Luftwaffe bombardiert wurde, dabei wichtige Gebäude, darunter auch die Frauenkirche, zerstört und dem Erdboden gleichgemacht worden sind. An zwei Tagen starben über 30.000 Menschen, nicht Soldaten, sondern vor allem Zivilisten.

Die Bombardierung der Zivilbevölkerung wurde im II. Weltkrieg zu einem hervorstechenden Merkmal imperialistischer Kriegsführung. Als Reaktion auf den Bombenterror der Nazis setzten auch die US-amerikanischen und britischen Militärs in immer stärkerem Ausmaß auf dieses Vorgehen. Zwei traurige Höhepunkte stellten die Zerstörung Magdeburgs und Dresdens 1945 dar. Trotz des gewaltigen Kräfteinsatzes hatte der anglo-amerikanische Bombenkrieg keine kriegsentscheidende Wirkung.

Bei der Führung durch die Frauenkirche wurde mir erklärt, wie der Wiederaufbau vonstatten gegangen ist. 100 Millionen Euro wurden weltweit an freiwilligen Spenden gesammelt, und 80 Millionen Euro kamen von der öffentlichen Hand.

Die Symbolik des Wiederaufbaues war für mich sehr beeindruckend. Das Kreuz auf der Kirche spendete ein Künstler aus England, also aus jenem Land von wo die Bomber kamen und Dresden bombardierten. Aber nicht nur das, der Vater des Künstlers war Pilot eines britischen Bombers. Das „Nagelkreuz“ auf dem Altar im Inneren der Frauenkirche spendete Coventry, jene Stadt in England, die von den deutschen Bombern im November 1940 bombardiert wurde. Dabei fanden über 1.200 Zivilisten den Tod. Eine künstlerisch gestaltete Vase für die Frauenkirche spendeten polnische Widerstandskämpfer, die im Zweiten Weltkrieg hier gegen die Nazis gekämpft haben und viele Opfer zu beklagen hatten.

Bei der Wiedereröffnung der Frauenkirche waren hohe Repräsentanten des englischen Königshauses ebenso anwesend, wie die polnischen Widerstandskämpfer und viele andere.

Bei der Führung durch die Kirche wurde immer wieder die Friedens- und Versöhnungssymbolik hervorgehoben. Es wurde nichts unter den Teppich gekehrt, weder der verbrecherische Charakter des nationalsozialistischen Regimes, noch die Racheaktionen am Ende des Zweiten Weltkrieges. Es geht nicht um Aufrechnung, sondern um das Annehmen der Geschichte in all ihrer Komplexität und Widersprüchlichkeit mit der Zielsetzung, Frieden und Versöhnung zu fördern.

Das, glaube ich, ist das Wesen einer Erinnerungspolitik, die tatsächlich die Menschen zusammenführt und versöhnt, vor allem aber, die die Lehren aus der Geschichte zieht, dass nämlich Opfer auch Täter werden können und umgekehrt.

Meine sehr geehrten Damen und Herren,

wir gedenken heute hier in Leše an das Schicksal der Verschleppten, die auch Opfer von unkontrollierter Rache geworden sind. Ich habe in den letzten Jahren viel gelernt. Aus einer Opferfamilie kommend, habe ich das Schicksal der hier Begrabenen und Ermordeten allzu leichtfertig ignoriert. Erst im Zuge des Konsens- und Dialogprozesses habe ich gelernt, mich auch in die andere Seite hineinzudenken und damit ein viel komplexeres Geschichtsbild zu entwickeln. Ich bin heute überzeugt davon, dass nur so eine wirkliche Versöhnung möglich ist, und dass gerade darin das Wesen einer aufrichtigen Erinnerungsarbeit begründet liegt.

In diesem Sinne verneige ich mich vor den Opfern der Rachepolitik und ziehe daraus den Schluss, dass wir mit solchen Veranstaltungen auch ein wenig dazu beitragen, den Geist der Toleranz, des gegenseitigen Respekts zu verstärken und somit resistenter zu werden gegenüber Intoleranz und antidemokratischer Agitation“ (Sturm 2016).

Damit keine Zweifel aufkommen: Die militärische Niederlage des nationalsozialistischen Regimes war die Voraussetzung für den Frieden. Dazu haben auch die Alliierten, ebenso aber auch die Partisanen und Widerstandskämpfer beigetragen. Das ist aber nur ein Teil der Wahrheit. Ein anderer Teil der Wahrheit besteht darin, dass nach 1945 politische Eliten zweier Erzfeinde, nämlich Frankreich und Deutschland, einen völlig neuen Weg der Versöhnung gegangen sind. Dieser Weg von Schumann, Monet, Adenauer, De Gaulle u.a. war dann die Voraussetzung für den europäischen Integrationsprozess, aus dem die Europäische Union hervorgegangen ist.

Das heißt, ohne Versöhnung gibt es keine friedliche Entwicklung, und Versöhnung basiert auf Dialog. Nur wer zum Dialog bereit ist, wer bereit ist, sich mit dem anderen ehrlich auseinanderzusetzen, hat die Chance Veränderungen herbeizuführen. Und wer Veränderung will, muss sich auch selbst verändern.

Wir leben in einer Zeit der Konfrontation und Polarisierung. Von Amerika über den Nahen Osten, Afrika, Europa bis Österreich. Flüchtlingswellen sind sichtbarer Ausdruck dieser großen weltweiten Krise. Es scheint, dass dabei die Kräfte des Dialoges auf verlorenem Posten stehen und die Kräfte der Konfrontation im Vormarsch sind.

Aber unsere Geschichte ist auch voll von Menschen, die der Zeit vorangegangen sind. Schuman, Monet und Adenauer habe ich schon erwähnt. Nelson Mandela, De Clerk und Bischof Desmond Tutu – alle aus Südafrika – haben bewiesen, dass man Systemumbrüche auch unblutig vollziehen und als Lernprozess nachträglich interpretieren kann.

Und Irene Harand (1900-1975) hat mit ihrem Buch „Sein Kampf - Antwort an Hitler“, erschienen im Jahre 1935, bewiesen, dass Menschlichkeit, Zivilcourage und Mut in schwierigsten Zeiten von großer Bedeutung sind. Unermüdlich kämpfte sie gegen den Naziterror. Sie schrieb:

„... Mein Kampf ist gegen jeden Hass gerichtet, egal, ob er uns von rechts oder links serviert wird, es ist eine geschickte Vergiftung im Interesse der braunen und der roten Bolschewisten, wenn wir immer wieder zu hören bekommen: ‚Entweder Hakenkreuz oder Hammer und Sichel.‘ Weder die Pest noch die Cholera bringt einem kränkenden Menschen die Heilung, sondern das Dritte, nämlich eine gesunde Lebensführung, frische Luft und anständiges Essen ...“ „... ich muss arbeiten, arbeiten – damit diesen Frieden dieses Glück alle genießen ... und mir meines gönnen⁸.

Europa ist nicht weit weg, sondern hier. Europa bin ich, Europa bist du. Europa ist, wenn wir alle verantwortungsvoll und dialogbereit aufeinander zugehen, miteinander diskutieren, ja auch streiten, aber nicht im antagonistischen, sondern im agonistischen, konstruktiven Sinn, im kleinen und im größeren Raum. Daher sollten wir an einer Friedensregion Alpen-Adria bauen. Diese hat alle Facetten der Geschichte im fiktiven Rucksack. Machen wir aus einem Nachteil einen Vorteil für alle Menschen und vertiefen wir die Arbeit an einer Friedensregion Alpen-Adria als Vorzeigemodell für Europa.

⁸ Vgl. Irene Harand, Sein Kampf, Antworten an Hitler, Wien 1935.

Verfolgung und Widerstand – Die Zeit des Nationalsozialismus in Kärnten

Neonazismus unter Jugendlichen heute – und was man dagegen tun kann

Kärnten eignet sich gut für die Betrachtung von Widerstand und Verfolgung in der Zeit des Nationalsozialismus wegen der heftigen Gegensätze, die in den Jahren von 1938 und 1945 im Lande bestanden. Zudem war Kärnten in den 1930er-Jahren ein fruchtbarer Boden für den Nationalsozialismus, weit mehr Menschen als im übrigen Österreich sympathisierten mit der NS-Ideologie. So war es nicht überraschend, dass der „Anschluss“ an das Dritte Reich im März 1938 reibungslos vor sich ging. Dennoch fühlte sich die NS-Führung in dem neuen Gau nicht sicher. Bereits wenige Stunden nach dem Ende Österreichs wurden hunderte Polizisten nach Kärnten entsandt, um tatsächliche oder potentielle Regimegegner festzunehmen. Für viele war das Konzentrationslager Dachau die erste Station auf einem jahrelangen Leidensweg.

Sogleich nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten erfolgte die „Säuberung“ der Verwaltung von missliebigen Personen. Die verbliebenen Beamten mussten den „Ariernachweis“ beibringen, wenn sie ihre Posten behalten wollten. Gnadenlos ging der Volksgerichtshof, der unter dem Vorsitz seines berüchtigten Präsidenten Roland Freisler in Klagenfurt tagte, mit den Angeklagten um. Im Dezember 1944 wurden acht Gegner des NS-Regimes dem Schafott überantwortet. Geringe Vergehen wurden oft mit dem Todesurteil geahndet. Manchmal genügte das Abhören sogenannter „Feindsender“ oder das Erzählen regimekritischer Witze für eine Anklage.

Die Angehörigen der kleinen jüdischen Gemeinde in Kärnten wurden bald Opfer der nationalsozialistischen Rassenpolitik. Nach der „Reichskristallnacht“ im November 1938 erfolgte der Abtransport aller männlichen Juden in die Konzentrationslager. Die Bankkonten der jüdischen Familien wurden aufgelöst, deren Unternehmen „arisiert“ – wie es im NS-Jargon hieß. Die meisten der noch vorhandenen jüdischen Mitbürger drängten die NS-Machthaber zur Auswan-

* Univ.-Doz. Dr. Hellwig Valentin, Historiker, Klagenfurt am Wörthersee, Österreich

derung. Bis 1943 war die Deportation der in Kärnten lebenden Roma und Sinti abgeschlossen. Nur wenige überlebten. Hunderte behinderte Kärntnerinnen und Kärntner wurden Opfer der NS-„Euthanasie“, die Opferzahlen schwanken zwischen etwa 800 und 1.500.

Ehemalige Sozialdemokraten, Christlichsoziale und Kommunisten wurden bei der geringsten „Auffälligkeit“ arretiert. Nach dem missglückten Attentat auf Adolf Hitler vom 20. Juli 1944 wanderten politisch Verdächtige massenhaft in die KZs. Viele erlebten die Befreiung der Lager nicht mehr. Ein weiteres Feindbild des NS-Regimes waren die Kirchen. Viele katholische Priester wurden versetzt oder verhaftet, eine Reihe von ihnen starb im KZ. Kirchliche Einrichtungen verfielen der Beschlagnahme. Der evangelischen Kirche, die dem NS-Regime zunächst Sympathien entgegengebracht hatte, erging es nicht besser. Manche Zeugen Jehovas gingen eher in den Tod, als ihren Glauben aufzugeben.

„Macht dieses Land deutsch!“

Die Rechte der Kärntner Slowenen wurden rasch abgebaut. Die wenigen zweisprachigen Ortstafeln verschwanden, ein Jahr nach dem „Anschluss“ gab es keinen slowenischen Schulunterricht mehr. Führende Vertreter der Slowenen kamen in Haft oder wurden mit „Gauverweis“ bestraft. Der SS-Führer Heinrich Himmler gab die Parole aus: „Macht dieses Land deutsch!“ Seine Gefolgsleute in Kärnten begannen darauf im April 1942 mit der Aussiedlung der Slowenen. Zunächst war an die Abschiebung der gesamten slowenischen Volksgruppe – etwa 50.000 Personen – in die von der Deutschen Wehrmacht eroberten Ostgebiete gedacht. Nach dem Abtransport von etwa 1.000 Volksgruppenangehörigen in Zwischenlager nach Deutschland wurde die Aktion auf die Zeit nach dem „Endsieg“ verschoben – nicht aus humanitären, sondern aus kriegswirtschaftlichen Überlegungen, zumal die Deutsche Wehrmacht die Transportkapazitäten für die Kriegführung beansprucht hatte. Bauernfamilien aus Südtirol und dem Kanaltal übernahmen die Höfe der ausgesiedelten Slowenen.

Die Slowenenaussiedlung hatte zudem eine Stärkung der Partisanenbewegung zur Folge. Wehrmachtssoldaten aus dem Kreis der Volksgruppe, deren Familien deportiert worden waren, kehrten aus dem Urlaub nicht an die Front zurück. Sie gingen – wie es hieß – „in den Wald“ – zu den Partisanen. Bereits im April 1942 begannen die Kampfhandlungen, die in den folgenden Monaten an Heftigkeit zunahm. Das NS-Regime reagierte mit harten Maßnahmen. Bei einem „Volksgerichtsprozess“ in Klagenfurt im April 1943 wurden 13 Kärntner Slowenen zum Tode verurteilt und später hingerichtet. Rund 15.000 Mann musste das NS-Regime in Südkärnten einsetzen, um die Partisanen in Schach zu halten. Diese Truppen fehlten an anderen Stellen des Kriegsgeschehens.

Der Partisanenkampf hatte militärische, politisch-ideologische und territoriale Zielsetzungen, über deren Gewichtung unterschiedliche Einschätzungen existieren. Jedenfalls waren die Partisanenaktionen in Kärnten der einzige kontinuierliche, organisierte und bewaffnete Widerstand gegen das NS-Regime auf dem Boden des heutigen Österreich. Das sollte sich die österreichische Politik nach 1945 zunutze machen. Denn die Alliierten hatten in ihrer Moskauer Deklaration von 1943 einen eigenen Beitrag zur Befreiung vom Nationalsozialismus als Bedingung für die Wiederherstellung eines freien und unabhängigen Österreich verlangt. Die österreichische Seite konnte bei den Staatsvertragsverhandlungen auf den Partisanenkampf in Südkärnten als einen Beitrag dieser Art verweisen.

Nach dem derzeitigen Stand der Forschung wurden rund 3.100 namentlich bekannte Kärntnerinnen und Kärntner Opfer der NS-Unterdrückung. Zählt man die sowjetischen Kriegsgefangenen hinzu, die in Lagern in Oberkärnten starben, so erhöht sich diese Zahl um einige Tausend. Noch weit größer war die Anzahl der Landesbewohner, die dem Bombenkrieg zum Opfer fielen oder an den Kriegsfrenten als Soldaten der Deutschen Wehrmacht starben. Dazu kamen die materiellen Zerstörungen auf Grund der alliierten Luftangriffe, die ab Anfang 1944 die städtischen Zentren Kärntens in Schutt und Asche legten. Nicht übersehen sollte man die psychischen Belastungen, an denen die Überlebenden nach den Jahren der Verfolgung, der Angst und des Misstrauens zu leiden hatten.

Auffallend war die ausgeprägte Allfeindschaft der Nationalsozialisten. Wer immer aus politischen, rassischen, religiösen und anderen Gründen nicht den Vorstellungen der Machthaber entsprach, verfiel der Verfolgung bis hin zur physischen Eliminierung. Selbst Parteigänger waren davor nicht gefeit, wenn sie von der vorgegebenen Linie abwichen. Dazu kam die geradezu industrielle Zerstörung von Millionen Menschenleben in den KZs, im Besonderen in den sogenannten Vernichtungslagern. Dies und anderes mehr macht die Zeit der NS-Herrschaft einzigartig und unvergleichbar.

Mutige Einzelkämpfer

Sieht man vom Partisanenkampf ab, so wagten in Kärnten nur wenige Menschen, sich dem übermächtigen NS-Regime entgegenzustellen. Im Vordergrund stand der Einzelwiderstand, der viel Mut erforderte. Viele bezahlten ihre Haltung mit dem Leben. Spitzelwesen und Denunziantentum waren weit verbreitet und belasteten das Vertrauen zwischen den Menschen bis hinein in die Familien. Im Laufe der Zeit entstanden in Kärnten einige Widerstandsgruppen. Ehemalige Angehörige der früheren demokratischen Parteien bauten im Laufe der Zeit ein Netz von Vertrauensleuten auf. Gegen Ende des Krieges gelang es, Kontakte zu den heranrückenden britischen und jugoslawischen Truppen aufzunehmen.

Durch gezielte Informationen wurde erreicht, dass britische Verbände vor den jugoslawischen Truppen in Klagenfurt einrückten, was für die weitere Entwicklung von Bedeutung sein sollte.

Mit einem bewaffneten Angriff auf die Gestapo-Zentrale in der Klagenfurter Burg machten die Kärntner Widerständler auf sich aufmerksam. Tapfere Vertreter der „alten“ Parteien, die aus dem Untergrund aufgetaucht waren, drängten Anfang Mai 1945 die NS-Führung in Kärnten dazu, die Macht in ihre Hände zu übergeben. Noch vor dem Eintreffen der Sieger war die Schreckenszeit des Nationalsozialismus in Kärnten zu Ende. Die Art und Weise des „friedlichen“ Übergangs vom NS-Regime zu demokratischen Verhältnissen macht Kärnten zu einem „Sonderfall“ unter den österreichischen Bundesländern. Auf einem materiellen, geistigen und moralischen Trümmerfeld ohnegleichen begann nun der Wiederaufbau – belastet durch eine Vergangenheit, die nicht vergehen sollte.

Die Zeit des Nationalsozialismus war ein so gewaltiger Zivilisationsbruch in der Geschichte der Menschheit, dass es unvorstellbar erscheint, etwas Derartiges könnte sich in dieser oder ähnlicher Form wiederholen. Bekanntlich hat in Anlehnung an ein Wort von Ingeborg Bachmann die Geschichte viele Lehrer, aber keine Schüler. Tatsächlich kann man immer wieder beobachten, dass die Menschen nicht bereit sind, aus der Geschichte zu lernen. Wie sonst hätte 20 Jahre nach dem Ende des Ersten Weltkrieges ein neuer, noch verheerenderer Weltenbrand mit zum Teil den gleichen Kriegsgegnern entstehen können?

Oder denken wir aktuell an die Terrormilizen im Nahen Osten: Das brutale Vorgehen gegen ganze Bevölkerungsgruppen, die tiefe Menschenverachtung und die bizarre Verherrlichung des Todes erinnern fatal an den Nationalsozialismus und andere faschistische Bewegungen. Selbst die Art und Weise des militärischen Vorgehens ähnelt der Blitzkriegstaktik der Deutschen Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg. Wenn es eine Lehre aus der Geschichte gibt, dann die, dass das, was einmal passiert ist, immer wieder geschehen kann – sowohl im Guten wie im Schlechten.

Man muss sich darüber im Klaren sein: Das was heute geschieht, ist im Grunde nichts anderes als die aufgewärmte Vergangenheit. Und aus dem Heute ergibt sich das Morgen. So entsteht ein ständiges Wechselspiel aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das gilt nicht nur für die großen gesellschaftlichen Bereiche, für Politik, Wirtschaft und Kultur, sondern für jeden Einzelnen. Wenn man sich die historischen Abläufe vor Augen hält, kann man das Verhalten der Menschen von heute besser verstehen und auch das eigene Handeln reflektieren. Darin liegt der besondere Nutzen der Geschichte, und deshalb ist es wichtig und notwendig, sich mit der Vergangenheit zu beschäftigen. Ein Mensch, der die Geschichte kennt, steht

gefestigter in der Welt und ist eher immun gegenüber Verführungen als jemand, der die geschichtlichen Vorgänge ignoriert.

Aber wie gesagt: Die Geschichte ist keine pädagogische Anstalt und man darf sich von ihr nicht Wunderdinge erwarten. Im fortgeschritteneren Alter ändern die Menschen erfahrungsgemäß ihre Grundeinstellungen kaum. Freilich sind Erweiterungen möglich, manche Kanten lassen sich abschleifen, aber viel mehr geht nicht – zu sehr ist jeder Mensch von seiner eigenen Geschichte, im Besonderen von seinen jugendlichen Prägungen bestimmt. Und gerade hier gilt es anzusetzen: bei der uns anvertrauten Jugend.

Analysiert man die Motive rechtsradikaler und faschistoider Jugendlicher, so fällt auf, dass Langeweile, mangelnde Bindungsfähigkeit, geringes Selbstwertgefühl sowie fehlende Werte und Lebensinhalte eine große Rolle spielen. Diese Defizite sind vielfach auf negative Kindheits- und Jugenderfahrungen zurückzuführen: auf einen Mangel an Fürsorge und zu wenig Wertschätzung und Respekt seitens der Erwachsenenwelt. Diese jungen Menschen fühlen sich nicht ernst genommen und werden oft auch nicht ernst genommen. Mit dem Anschluss an eine „verschworene“ Gemeinschaft sollen diese Bedrückungen abreagiert werden – durch übertriebenes Imponiergehabe bis hin zu Gewaltaktionen.

Der bekannte Psychoanalytiker Arno Gruen hat darauf verwiesen, dass der Rechtsaktivist in dem von ihm geschaffenen Feindbild jenen Teil seiner Persönlichkeit bekämpft, den er in sich selbst nicht akzeptiert und abstoßen will. So gesehen wären neonazistische Tendenzen mehr eine Sache für Psychotherapeuten als für Politiker und Verfassungsschützer. Therapeutische Methoden würden indessen nicht ausreichen. Es gilt, das Problem bei seiner Wurzel zu packen. Gruen empfiehlt, sich mehr „den Bedürfnissen der Menschen, ihrer existentiellen Not und ihrem Anspruch auf Würde“ zu widmen. Und er fordert: „Wir müssen dafür sorgen, dass unsere Kinder so aufwachsen, dass ein inneres Opfersein gar nicht erst entsteht.“

Gefordert wäre somit eine Politik, die dafür sorgt, dass die Güter dieser Welt gerecht verteilt werden, die Bildungsvoraussetzungen gegeben sind und ein Leben in Würde und Sicherheit gewährleistet ist. Zudem wäre jeder Erwachsene dazu aufgerufen, den jungen Menschen mit Respekt zu begegnen, Verständnis für ihre Probleme und Anliegen aufzubringen, ihnen positive Werte nahezubringen und ein Vorbild an Menschlichkeit und Toleranz zu sein. Ist es nicht bedenklich, wenn neuerdings auf dem Buchmarkt die Zahl der Hunderatgeber die der Kindererziehungsbücher übersteigt?

Es ist notwendig, in das Leben zu investieren und nicht in überflüssigen Konsum oder maßlose Aufrüstung. Vielleicht kann damit bewirkt werden, dass in

Zukunft mehr die guten als die schlechten Erfahrungen Bestand haben und irgendwann eine Welt entsteht, in der die Menschen sich und andere akzeptieren und respektieren und miteinander vertrauensvoll und friedlich zusammenleben.

Literaturhinweise

Arno Gruen, *Der Fremde in uns*, Stuttgart 2000.

Das Buch der Namen. Die Opfer des Nationalsozialismus in Kärnten. Herausgegeben von Wilhelm Baum, Peter Gstettner, Hans Haider, Vinzenz Jobst und Peter Pirker mit Beiträgen von Marina Jamritsch, Florjan Lipuš, Gerti Malle, Thomas Ogris, Stefan Pinter und den Teilnehmern/Innen von „A Letter To The Stars“, Klagenfurt-Wien 2010.

Avguštin Malle (Red.), *Pregon koroških Slovencev – Die Vertreibung der Kärntner Slowenen 1942*, Klagenfurt/Celovec 2002.

Hellwig Valentin, *Der Sonderfall. Kärntner Zeitgeschichte 1918-2004/08*. Aktualisierte und erweiterte Neuauflage der 1. Auflage von 2005, Klagenfurt/Celovec-Ljubljana/Laibach-Wien/Dunaj 2009.

August Walzl, *Gegen den Nationalsozialismus. Widerstand gegen die NS-Herrschaft in Kärnten, Slowenien und Friaul*, Klagenfurt 1994.

